

VIII  
G. 34969  
D. f. 24



Die  
Stanley'sche  
Emin-Expedition

und  
ihre Austraggeber

von  
S. Jaeger.



1-  
12

34969, VII. 4. f.

9

~~3~~

- 80 +







Die  
**Stanleysche Emin-Expedition**  
und  
ihre Auftraggeber.







Die  
**Stanleysche Emin-Expedition**  
und  
**ihre Auftraggeber.**

---

Nach den Berichten von  
**Casati, Emin-Pascha, Peters, Jephson und Stanley**

kritisch beleuchtet

von

**S. Jaeger.**



Metto: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“

Mit einer Übersichtskarte.

---

Hannover-Linden.  
Verlags-Anstalt von Carl Manz.  
(Manz & Lange.)

1891.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

Druck von August Grimpe in Hannover.



## V o r w o r t.

---

Mit der Inaugurierung einer deutschen Kolonialpolitik hat bei uns eine neue Strömung um sich gegriffen, die sich daran gewöhnt, den Weltmarkt, die Welt-Wirtschaft und -Herrschaft nicht mehr unter dem Protektorat des spezifisch englischen Standpunktes zu betrachten, eine Strömung, die sich von der Einseitigkeit kontinentaler Beschränkung löst und die Berechtigung des national-politischen Prinzips anstrebt. Die engherzige Auffassung der anti-kolonialen Richtung, namentlich mit ihrem Pessimismus und ihrer „Nörgelei“, tritt jetzt mehr zurück hinter der aktiven Beteiligung weiterer Kreise, und in allseitigem Fortschritt sieht Deutschland erwartungsvoll dem Anbruch einer neuen Zeit entgegen. Der Konkurrenzstreit mit der englischen Nation hat begonnen, und wenn auch die deutsche Regierung die denkbar günstigsten Beziehungen mit dem britischen Vetter aufrecht zu erhalten sucht, kann man sich doch nicht darüber forttäuschen, daß für die Förderung und Entwicklung unserer überseeischen Interessen ebenso sehr ein gewisser Gegensatz zu England notwendig ist, wie wir im Anfange nur mit dieser Stellungnahme in die neue Epoche hineingekommen sind.

Demnach ist auch die Beurteilung englischer Fragen bei uns jetzt eine weit andere wie damals, als die deutsche überseeische Thätigkeit kaum ein anderes Streben zeigte, als für Englands Größe zu arbeiten. Nicht nur staatliche und private, sondern selbst internationale Unternehmungen werden heute fast lediglich vom Standpunkt der beteiligten Nationen, also mehr oder weniger parteiisch betrachtet, ohne dabei, wenigstens in Deutschland, eine Würdigung des wahrhaft Guten auszuschließen. So hat auch die jüngste englische Expedition zum sogenannten „Entsatz Emin Paschas“ eine sehr verschiedene Beurteilung hervorgerufen, um so mehr als mit der Zeit durch die Unvorsichtigkeit der Teilnehmer manches ans Tageslicht

kam, daß mit den in London angekündigten Motiven schwer in Einklang zu bringen war. Sieht man von allen Nebengedanken ab, so kann man jene großartigen Unternehmungen der Jahre 1887—1890 nur mit Bewunderung betrachten und ihren Urhebern gerechte Anerkennung zollen, aber was sie vor allen anderen so sehr verdammt, ist einmal die mit selbstloser Aufopferung gehißte Flagge der Humanität und zweitens als Gegenstück dazu die Rücksichtslosigkeit des Hauptagenten sowohl hinsichtlich seiner Aufträge wie gegenüber dem Allgemeininteresse der Kulturwelt.

Alle Bearbeitungen, die sich bislang mit diesem Thema beschäftigt, haben sich mit einer Darstellung der Thatfachen, im günstigsten Fall mit der Zurückweisung einiger Infimulationen begnügt; die jüngst erschienenen Werke von Casati und Peters liefern uns genügendes Material zu einer den Thatfachen mehr entsprechenden Auffassung; Zweck der folgenden Arbeit ist ein Versuch, auf Grund der bisher bekannten Quellen die englischen Pläne und ihre Ausführung durch die Stanley'sche Expedition ohne jede Rücksichtnahme zu enthüllen.

Magdeburg, im Mai 1891.

Der Verfasser.

## Inhalt.

---

	Seite
Kapitel I. Die englische Sudan-Politik . . . . .	1
„ II. Die Pläne der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft . . .	14
„ III. Die Pläne der englischen Regierung . . . . .	29
„ IV. Die Stanley'sche Expedition . . . . .	33
1. Thätigkeit Stanleys bis zum Zusammentreffen mit Emin	33
2. Verhalten Stanleys zu den Plänen seiner Auftraggeber .	53
3. Stanleys Intriguen und ihr Erfolg . . . . .	65
4. Rückmarsch nach Sansibar . . . . .	90
„ V. Leopolds II. Pläne und Erfolg . . . . .	105
„ VI. Verhalten der englischen Gesellschaft und Regierung während der Expedition . . . . .	112
„ VII. Schlußbetrachtung . . . . .	127

---





## I. Die englische Sudan-Politik.

Afrika, noch der unbekannteste, herrenloseste, also zeitgemäß unworbenste Erdteil, hat im Laufe des letzten Jahrzehnts die mannigfachsten Ereignisse gezeitigt, mannigfacher, als ein ganzes Jahrhundert früherer Geschichte es vermocht hat. Was seit dem Absterben des altägyptischen Kulturstaates weder dem phönizischen Unternehmungsgeist noch dem militär-gewaltigen Rom noch der Triebkraft des Islam auf seinem Siegeszuge vollends gelang, was ferner seit dem Zeitalter der Entdeckungen Europa, vornehmlich Portugal, vergebens angestrebt, das hat unsere Zeit im weitesten Sinne nachgeholt, indem sie die Grundlage zu einem sicheren Erfolge schuf. Der moderne Fortschritt hat ein gemeinsames Vorgehen der Nationen veranlaßt und es ermöglicht, daß schon heute, nach Verlauf eines Jahrzehnts thatkräftigen Wirkens, Afrika ernstlich in das Stadium eintritt, seine Kräfte zu einem Wettbewerb auf dem Weltmarkte zu entwickeln. Eine neue Völkergruppe mit noch teilweise unerkannten Hilfsquellen und Fähigkeiten wird der zivilisierten Menschheit hinzugewonnen, aber nicht in langdauernder Kulturarbeit, sondern in überhastetem Streben. Das Kolonisationswerk steht nicht mehr allein im Dienste eines philanthropischen Ideals, sondern es hat das Gepräge des kaltherzigen Egoismus hinzuerhalten: wissenschaftliche und humane Bestrebungen sowie kaufmännisches Interesse sind heute nichts anderes als günstige Handhaben für die Politik ihres Staates. Mehr im europäischen Lager als auf dem Schauplatz selbst vollzieht sich die Verteilung des afrikanischen Kontinents verhältnismäßig friedlich, ohne größere Erschütterungen und blutige Konflikte, wie sie die Gewinnung Amerikas so sehr erschwerten, nur beschleunigt durch die Konkurrenz der operierenden Nationen, die sich den Boden für ihre kolonijatorischen Bestrebungen sichern.

Durch eine Reihe von Verträgen, die noch nicht ihren Abschluß gefunden haben, sind die Küsten- und Binnenlande, soweit sie erforscht und wegen ihrer Produktivität erstrebenswert sind, nahezu besetzt oder zu einem großen internationalen Staate zusammengeschweißt. Um diesen gruppieren sich sechs europäische Kolonialmächte, von denen England als meistbeteiligtster Interessent den ersten Platz einnimmt. Es ist charakteristisch für die britischen Erwerbungen in Afrika, daß sie im Anfang des laufenden Jahrhunderts mit der Gewinnung des Südens begannen, sich im Verlauf an der West- und Ostküste des Kontinents verbreiteten und am Ende mit dem Gewinn des Nordens nebst seinen zentralafrikanischen Dependenz zu schließen scheinen, aber noch bezeichnender für die ganze Politik ist es, wie sie ihren ausgedehnten Besitz erworben hat und noch



weiter zu mehren trachtet. Die englische Nation, eingedenk ihrer kosmopolitischen Aufgabe, die sie sich scheinbar uneigennützig selbst gestellt, hat es unternommen, ihre Söhne über den ganzen Erdenrund zu entsenden, um das Los einer geknechteten Menschheit zu mildern und um Humanität und Zivilisation zu verbreiten. Grimmiger Spott, wenn man bedenkt, daß wohl kaum eine namhafte Unternehmung ohne materiellen Hintergrund oder praktische Aussichten in England ins Werk gesetzt ist!

Im folgenden versuchen wir, das neueste Beispiel hiervon wiederzugeben, das zugleich als eine Skizze modern-afrikanischer Geschichte dienen mag, nach dem Maßstabe, wie sie in London zugeschnitten wird, nämlich den Versuch Englands, den östlichen Sudan nach dem Sturze der ägyptischen Herrschaft zu gewinnen.

Zur beabsichtigten Darstellung müssen wir erst kurz die politische Konstellation im alten Pharaonenlande, namentlich die Ziele, die England dort verfolgt, berücksichtigen. Seit der Eröffnung des Sueskanals hat dieses Land eine so immense Bedeutung erlangt, wie es in unserer Zeitrechnung noch nie gesehen, daß es sogar die Gestaltung gewisser politischen Fragen in unserem Erdteil zu beeinflussen im Stande ist. Ägypten ist unverkennbar die Perle Afrikas. In kommerzieller Beziehung umfassen seine Hilfsquellen durch das Stromgebiet des Nils fast ein Viertel des ganzen Kontinents; an seinen Küsten ist der europäische Handelsweg nach den unererschöpflichen Ländern Indiens, Chinas und Ostafrikas unweigerlich vorüber gelenkt, und durch seine Nähe vermittelt es den Verkehr mit Asien. Die politische Bedeutung zeigt sich in der Suprematie über Nord- und Zentralafrika bis zu den Tschadsee-Ländern und in der verbindenden Stellung der osmanischen Welt, wodurch Ägypten ein notwendiger Schlüssel in der Hand des Sultans wird zum Herzen seiner Gläubigen, während es, militärisch betrachtet, eine Riesenfestung darstellt, die inmitten dreier Erdteile eine entscheidende Wirkung auf zwei Meere ausübt und den „Thorweg nach Indien“ bewacht. Wer am Nil sein Banner aufgepflanzt, hat, wie auf keinem andern Punkt der Erde, sich die Berechtigung zur Weltherrschaft errungen. Der Besitz Ägyptens ist für England deshalb höchst erwünscht und in Hinblick auf die Verbindung mit Indien sogar notwendig, da eine Unterbrechung der britischen Etappen eine schnellere Loslösung vom Mutterlande zur Folge haben würde. Das Nilland stellt die bisher noch fehlende, meerbeherrschende Position dar, welche die Batteriekette von Gibraltar-Malta bis Aden-Perim intakt macht und das Mittel- und Rote Meer in Fesseln schmiedet. Diese Punkte waren so schwerwiegend, daß sie einen völligen Umschwung in der traditionellen Orientpolitik Englands hervorriefen. Denn während man bisher von London aus die osmanische Pforte mit allen Mitteln zu stärken suchte, um auf die russischen Expansionsgelüste in Asien und Europa einen möglichst starken Druck auszuüben und demgemäß die ägyptische Machtstellung nur als Stärkung der Türkei anzah und alle Unabhängigkeits-Bestrebungen zu Schanden machte, begann man nach der Durchstechung des Isthmus von Sues allmählich den Kurs zu ändern.

Der erste Akt, der die Wendung der englischen Politik erkennen läßt, fällt in das Jahr 1875 und bezeichnet das Hauptziel der neuen Richtung.



Es war dies der Ankauf der dem ägyptischen Staate gehörigen Sueskanalaktien und die Entsendung eines tüchtigen, englischen Finanzmannes zur Ordnung der zerrütteten Finanzen. Letzteres bot auch Gelegenheit zu weiterer Einmischung, wobei man mit der französischen Regierung zuerst Hand in Hand zu gehen suchte. Frankreich war weit mehr durch politische, als materielle Interessen beteiligt; alle seine Maßregeln waren allein auf die Besorgnis zurückzuführen, daß sein Einfluß in Nordafrika von einer anderen Macht überflügelt werden könnte. Daher wurden die autonomen Bestrebungen begünstigt, insofern eine Loslösung von der Türkei eine Vergrößerung seines Einflusses in sich schloß. In Bezug auf die Finanzkontrolle suchte es, die Steuerkraft des Landes zu heben, da vornehmlich französische Gläubiger zu befriedigen waren.

Beide Staaten übernahmen die Ordnung der Finanzen und legten den Grund zur Fremdherrschaft, indem sie bald mit, bald ohne Zustimmung des Sultans verfuhrten. Es liegt aus dem Bereich unserer Aufgabe, die Thätigkeit beider zu verfolgen; wir beschränken uns auf den Erfolg. Die langen, ergebnislosen Verhandlungen veranlaßten das Eingreifen Deutschlands, das wiederum von Frankreich und England mit der Abjektung Ismael Paschas und der Proklamierung Taufik Paschas zum Khedive übertrumpft wurde. Bald darauf änderte sich die Lage im Nillande noch mehr. Gladstone war zwar vorerst durch Lord Beaconsfield an ein gemeinsames Vorgehen mit Frankreich gebunden, was er auch trotz seines entgegengesetzten Interesses that, aber es stellten sich bald unverkennbare Differenzen ein, welche die Beziehungen lockerten. Schon die Anerkennung der französischen Besetzung von Tunis hatte man in St. James nur deshalb hinausgeschoben, um von Frankreich als Kompensation die alleinige Kontrolle in Ägypten zu erlangen. Die Erzeße in Alexandrien und die Bewegung der Nationalpartei unter Arabi Pascha boten denn auch den willkommenen Anlaß zur kriegerischen Lösung, und die folgenden Gewaltakte machten Ägypten zu einem englischen Schutzstaat, der von in London inspirierten Agenten regiert wurde. Das sprechendste Zeugnis für die englischen Ziele war die Besetzung des Kanals von Sues, der, obwohl gar nicht gefährdet, von General Wolseley zur Operationsbasis gemacht war. Frankreich zog sich nunmehr vor einer solchen Verantwortung zurück und überließ, nicht ohne mehrfache Proteste, England den Schauplatz. Seitdem hat es sich jeder offiziellen Einmischung in ägyptische Angelegenheiten enthalten und auch in seinen neuesten Versuchen nichts anderes bezweckt, als dem englischen Vorgehen Schwierigkeiten zu bereiten, aber sich ausdrücklich Aktionsfreiheit im Nillande vorbehalten.

Ägypten, durch seine Geschichte und Religion zu Asien gehörig, ist nun thatächlich durch die Gewalt der Waffen an Europa gekettet; der britische Löwe bewacht jetzt die Denkstätten der Pharaonen. Natürlich suchten die Engländer, ihre Stellung nach Kräften auszubenten und sich in ihrer Weise für die Opfer an Geld und Menschen zu entschädigen. Alle wichtigen Staatsgeschäfte wurden Engländern übertragen, ohne eine Verantwortung zu übernehmen; man wollte nur herrschen, der Schützling sollte gehorchen und dulden. Zuerst bezweckte man die formelle Aufhebung der Doppelkontrolle, jedes Fernhalten fremden Einflusses, sowie



Stärkung der Autonomie gegenüber der Türkei und nicht zum mindesten eine materielle Entschädigung, was man zum Teil auch erreichte; aber vor einer ausgesprochenen Übernahme des Protektorats scheute man zurück und wird es auch noch weiter thun, solange der finanzielle Ruin zu un-bequeme Verpflichtungen auferlegt.

Während dieses Reorganisationswerkes nahm der schon 1881 ausgebrochene Sudanaufstand unter Mohammed Achmed eine bedrohliche Gestalt an und zwang, die beabsichtigte Beschränkung der englischen Okkupationsarmee auf 3000 Mann hinauszuschieben. Nach den vorangegangenen Ereignissen mußte England als einziger Souverän in Ägypten sich auch als solcher in dessen Dependenz, also im Sudan, betrachten und war so direkt und moralisch verpflichtet, den Muhdisten als Rebellen und Empörern gegen die englische Herrschaft entgegenzutreten. Aber es kam anders: während noch im Jahre 1881 die Einmischung einer europäischen Macht in Ägypten keineswegs wünschenswert war, aber Gladstone sie erzwang, um Frankreich hinauszukomplimentieren, so war die jetzige Einmischung Englands in den sudanesischen Aufstand eine notwendige, aber Gladstone unterließ sie, da sie zu gewagt schien.

Immerhin blieb die Angelegenheit unbefriedigend, da das Prestige der englischen Flagge sich schwer wahren ließ. Den Sudan allein mit seinem noch jungfräulichen Boden, den man nicht mit Unrecht als die „Kornkammer der Welt“ bezeichnet<sup>1)</sup>, hätte man zwar gern für den englischen Unternehmungsgeist gewonnen, aber einmal war der Kostenaufwand, den ein Niederwerfen des Aufstandes erforderte, zu bedeutend, um mit den nächsten, kommerziellen Vorteilen in Einklang zu stehen, und zweitens hatte man keine sichere Garantie, daß der zurückeroberte Sudan ausschließlich englischen Interessen zufiel; vielmehr war es sehr wahrscheinlich, daß die Westmächte wieder die Initiative ergriffen und mit diesem Zugeständnis die Übernahme des Protektorats in Ägypten verbanden, oder daß der Khedive selbst dagegen auftrat und an die Hilfe des Oberherrn appellierte. Beides stand in direktem Gegensatz zu den Plänen Gladstones. Man befand sich in London zweifellos in einer sehr unangenehmen Lage: England hatte sich getreu seiner Überlieferung eingedrängt, Verlegenheiten bereitet und dadurch geherrscht; man konnte nicht mehr zurück, aber man wollte auch nicht weiter. Hätte noch Lord Beaconsfield am Staatsruder gestanden, so wäre die Lösung einfach, ebenso einfach wie der Anfang der Intervention in seinem kraftvollen, rücksichtslosen Stil herbeigeführt wurde. Aber Gladstones Krämerpolitik entbehrte jeder großen Perspektive, sie ließ sich zu sehr von der öffentlichen Meinung leiten und scheute vor jedem Wagnis zurück.

So schien die Muhdibewegung den Zielen der englischen Politik entgegenzulaufen, und die Gewinnung des Sudan aufs engste mit der Lösung der ägyptischen Frage verquickt zu sein. Während am unteren Nil das Prinzip der Herrschaft ohne Verantwortung ein Abwarten und Hinaus-

<sup>1)</sup> Der bekannte Reisende und spätere Pascha Sir Samuel Baker äußert sich darüber: „Den Sudan aufzopfern, heißt die Kornkammer der Welt wegschleudern. Wenn diese Region in zivilisierte Hände kommt, wird sie die reichste des ganzen Kontinents werden.“



schieben erforderte, verlangte die Sudanfrage sofortige Entschliebung. Es kam also darauf an, beide Verwickelungen voneinander zu trennen und einzeln zu behandeln. Die augenblickliche Lage in Kairo war auf die Dauer unhaltbar und ließ zwei Eventualitäten der Lösung erkennen: erstens Ägypten trat aus der türkischen Machtsphäre aus und ward ein Schutzstaat Englands, zweitens England räumte Ägypten und gab den Westmächten und der Türkei ihre ausschlaggebende Stellung zurück. Im ersteren Falle hätte England sein Recht auf den Sudan stets zu wahren gewußt, wäre aber verpflichtet gewesen, gegen den Aufstand einzuschreiten; im zweiten wäre der Sudan unter der Garantie Europas ägyptisch geblieben. Da Gladstone zu der ersten Möglichkeit sich nicht entschließen konnte, aber auch der letztern vorbeugen wollte, erfand er einen Ausweg, der in beiden Fällen den Sudan für England sicherte. Es galt vorerst, die beunruhigten Länder sich selbst zu überlassen und Ägypten öffentlich zum Verzicht zu bewegen. Dann war nicht nur jedes formelle Anrecht nichtig und der Sudan frei von internationalen Rücksichten für England reserviert, sondern in einigen Jahren mußte die Muhibibewegung auch ihre Gefahr verloren haben, so daß das englische Kapital nur zur Aussaat, nicht erst zum Anbau des Landes angewandt zu werden brauchte. Damit aber die spätere Okkupation unbehelligt stattfinden konnte, mußte von vornherein die Konkurrenz anderer Staaten ausgeschlossen, und dazu die Eingänge zum Sudan im Namen Ägyptens oder auch im eigenen jetzt gleich besetzt werden, angeblich damit sie den Muhibisten nicht in die Hände fielen.

Der letzte Punkt wurde auch schon lange angestrebt, da diese Plätze zugleich Etappen auf dem Seewege nach Indien und zur Sicherung dieses Weges schon vorher in Aussicht genommen waren. Man kam hiermit auf den Anfang und die Grundlage der Intervention zurück.

Auch noch ein neuer Vorteil war hiermit verknüpft. Die türkische wie ägyptische Autorität wird in den Küstengegenden am Roten Meer systematisch gehaßt, und wenn England in Ägypten als bleibender Souverän austräte, würde dieser Haß neue Nahrung gewinnen durch die oppositionelle Haltung der Nationalpartei, die an den feindlichen Beduinenstämmen einen steten Rückhalt hätte. Gab man aber diese Stämme jetzt von Kairo aus frei, und gelang es dann später, sich hier durch Bestechung oder auf sonstigem friedlichen Wege einen Einfluß zu verschaffen, so hatte man sich die beste Basis zur Wiedergewinnung des Sudan in gleicher Weise wie zur Befestigung des Seeweges geschaffen. Zudem war es für England, das in seinen Kolonien zahlreiche Mohammedaner beherrscht, dienlich, in der Nähe der heiligen Städte feste Stützpunkte zu haben. Deshalb hatte man bereits in früheren Jahren diese Gegenden durch Propaganda zu gewinnen gesucht, was seiner Zeit zu einigen Auseinandersetzungen mit der Pforte führte.

Die Absicht Englands mag von diesem Standpunkte aus schon lange bestanden haben, aber das Projekt zur Gewinnung des Sudan ist erst mit der Erhebung des Muhibi entstanden. Beide gelang es so zu kombinieren, indem man die fragliche Regelung der ägyptischen Frage außer acht ließ. Der Sudanaufstand war für die englische Politik viel günstiger, als wenn er gar nicht stattgefunden, und in anderen Ländern würde man



eine derartige Bewegung mit Recht auf englische Agitation zurückführen können; hier gründete sie sich zweifellos auf soziale Mißstände.<sup>1)</sup>

Auf solche Erwägungen baute das Londoner Kabinett, als es den Verhältnissen im eigentlichen Sudan unbeweglich gegenüberstand und seine Aufmerksamkeit zunächst nur auf die Sicherung der Küste richtete. Im Sudan brach unterdessen alles morsch zusammen. Durch den mißglückten Versuch Hicks Paschas, den Kordofan zu erobern, war die letzte Armee Ägyptens vernichtet, und die ganzen Gegenden bis auf Nubien thatsächlich in den Händen des Muhdi; der letzte noch erreichbare Posten war Chartum, eine Insel im brandenden Meer, gegen die sich jetzt die vernichtenden Fluten wälzten. Von den südlichen Äquatorialprovinzen und dem Bahr el Ghazal hatte man gar keine Nachricht und nahm deshalb an, daß auch sie der Übermacht erlegen seien.

In London mußte man angesichts dieser Schlappen endlich das Programm für die Sudanpolitik ausgeben. Auf eine bezügliche Anfrage des Generalkonsuls in Kairo Sir Evelyn Baring erklärte Lord Granville, daß „die Streitkräfte<sup>2)</sup> sowohl aus Chartum als aus dem Innern des Sudan zurückgezogen werden“ sollten, und daß es nötig wäre, daß die Minister und Gouverneure, welche dies nicht befolgten, aus dem Amte treten müßten. Die Folge war, daß das widerstrebende Kabinett unter Sherif Pascha zurücktrat<sup>3)</sup>, und Kubar Pascha, der „noch englischer war als die Engländer selbst“, mit der Bildung eines gefügigeren betraut wurde. So wurde der schon längst zur Schatteneristenz verdammte Khedive zur Preisgabe des Sudan gezwungen<sup>4)</sup>, und die ägyptische Herrschaft wieder auf ihre frühere Ausdehnung bis zum zweiten Katarakt bei Wadi Halfa beschränkt. In diesem Sinne ist auch die Mission Gordons zu verstehen, er war nichts anderes als ein englischer Agent<sup>5)</sup>, der

1) Die hier vertretene Auffassung basiert zum Teil auf einer Abhandlung in „Unsere Zeit“ Jahrgang 1884 Bd. I: „Der Sudanaufstand und die englische Politik“ von L. von Uffenbach.

2) In einem Bericht Sir Evelyn Barings an Lord Granville werden diese in der Höhe von 32 440 Mann angegeben.

3) Sherif hatte nämlich Sir E. Baring in einer Note vom 22. Dezember 1883 den Vorschlag gemacht, die Pforte zur Absendung von Hilfstruppen zu veranlassen oder, wenn sie darauf nicht eingehe, ihr die Küste des Roten Meeres und den östlichen Teil des Sudan zurückzugeben, damit Ägypten zur Sicherung des Nils bis nach Chartum alle Kräfte gebrauchen könne. Lord Granville antwortete mit einem scheinbaren Eingehen auf den zweiten Punkt, gab aber zugleich die Direktion der neuen Politik an, die Sherif zum Entfagen zwang.

4) Taufik selbst war hiermit ganz einverstanden; einem englischen Würdenträger gegenüber soll er geäußert haben, daß die Abtretung eines Territoriums keinen häßlichen Klang für ihn habe; zwar wolle er zugeben, daß er gegen den Rat der bedeutendsten, ägyptischen Staatsmänner gehandelt habe, aber er fühle, daß er recht gethan, und sei völlig zufrieden, wenn man ihn auch von neuem der Schwäche anklage und behaupte, daß er von England verkauft sei. (Nach R. Buchta.)

5) In Gordons Instruktionen heißt es: Foreign Office, 18. Januar 1884. „Sie stehen unter den Verwaltungsbefehlen von Ihrer Majestät Agenten und Generalkonsul in Kairo, durch den Sie Ihre Berichte an Ihrer Majestät Regierung unter offenem Siegel zu senden haben. Sie werden sich als bevollmächtigt und angewiesen betrachten, auch alle andern Dienste zu übernehmen, mit welchen die ägyptische Regierung Sie zu betrauen wünscht und welche Ihnen durch Sir Evelyn Baring mitgeteilt werden.“



unter dem Mantel eines ägyptischen Hof'mdars die noch im Sudan weilenden Garnisonen und Beamten herausführen sollte.

Für Agypten war mit der Aufgabe der mittleren und oberen Nilgegenden der Verlust der wichtigsten Hilfsquellen ausgesprochen. Die Wichtigkeit Alexandriens beruhte im wesentlichen auf dem Handel mit jenen Gegenden, der noch dazu in letzter Zeit einen ergiebigeren Gewinn abzuwerfen versprach. Aber dies wollten die Engländer gerade vereiteln, indem sie den Warenverkehr nach dem Roten Meer abzuleiten suchten und dazu schon eine Eisenbahn Berber-Sauakin planten.<sup>1)</sup>

Die Aufgabe Gordons war im Sinn und nach dem Wort Gladstones<sup>2)</sup> die einzige, welche „eine befriedigende Lösung der Sudanschwierigkeit in Aussicht“ stellte; denn sie war die billigste (England gab den Mann, das arme Agypten das Geld) und führte gleichwohl zu dem angestrebten Ziel, Reservierung des Sudan für England. Nachdem die Räumung von Agypten aus bis auf die Beendigung der Gordon-Mission geglückt war, glaubte man zur Ausführung der zweiten Aufgabe schreiten zu können, nämlich durch Befestigung der Zugänge am Roten Meer alle Rivalen auszuschließen. Hierbei überhastelte sich aber Gladstone und richtete die größten Verwirrungen an.

Es galt hier vornehmlich, Sauakin und die nächsten Küstenpunkte besetzt zu halten. Schon Ende 1883 war Valentin Baker Pascha mit geringen Kräften dorthin entsandt, um die Linie nach Berber gegen Osman Digma aufrecht zu erhalten und zugleich mit dem Negus Negesti von Abessinien Verhandlungen wegen Massauah anzuknüpfen. Aber wegen ungenügender Unterstützung schlug das Unternehmen fehl, und nach der schmachvollen Niederlage bei El Leb und dem Falle von Sinkat sah sich der englische Premierminister wiederum durch den Druck der öffentlichen Meinung gezwungen, da auch Sauakin jetzt ernstlich bedroht war, eine englische Expedition dieser Seefeste zur Hilfe zu schicken. Obwohl er kurz zuvor bei der Entsendung Gordons erklärt hatte, er sei entschlossen, „nichts zu thun, was diesem großen, friedlichen Plane entgegenwirken könnte“<sup>3)</sup>, gab er doch jetzt, allein beschäftigt mit der Sicherung der Seeplätze, Befehl, die Linie Sauakin-Berber aufrecht zu erhalten, also Gordons Mission entgegenzuarbeiten.<sup>4)</sup> Jedoch nach zwei Siegen, die übrigens nichts entschieden, zog man die Truppen wieder zurück, da man größere Kraftentwicklung nötig hatte.

1) Daß England mit der Aufgabe des Sudan eigennützige Handelszwecke verfolgte, vornehmlich daß es den Gewinn nicht nach Agypten, sondern direkt in die eigenen Taschen hineinziehen wollte, erkannte schon Juli 1883 der in Chartum weilende österreichische Konsul Hanjal: „Der Grund dafür (nämlich daß das britische Kabinett sich aus der Eroberung der verlorenen Länder nichts machte) mag sein, daß England die Handelsartikel aus jenen Provinzen auch auf einer andern Route als über Agypten zu beziehen hofft.“ (Österreichische Monatschrift für den Orient.)

2) Im Unterhause am 12. Februar 1884.

3) Aus der bereits oben erwähnten Rede vom 12. Februar 1884.

4) Die aktive Intervention in Sauakin begann schon nach dem Rückzuge Bakers durch Befestigung mit britischen Marinesoldaten und Erklärung des Belagerungszustandes, womit diese Seefeste zugleich unter englischen Schutz gestellt wurde. H. Buchta, „Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft“.



Unterdessen begann die Tragödie von Chartum, das bereits fest von den Scharen Mohammed Achmeds eingeschlossen war. Die Zuschauer in London erkannten die schmachtvolle Politik, die den edlen Gordon aufopferte, und verlangten umgestimmt seine Befreiung. Nach längerem Zögern gab Gladstone nach und bot nun seinerseits alles auf, um nicht völlig Fiasko zu machen. General Wolseley ward mit einer englischen Armee den Nil aufwärts geschickt, kam aber zu spät; das traurige Ende Gordons bildet die größte Anklage jener schwachen Politik und hat auch ihre Wirkung nicht verfehlt.

Zugleich trat die Notwendigkeit hervor, von Sauakin aus Vorstöße gegen den Nil zu unternehmen, um die englischen Kolonnen auf ihrem Zuge nach Chartum zu unterstützen und Osman Digma zurückzuschrecken. Die Hafensplätze wurden also wieder besetzt. Ja man ging jetzt noch weiter: die schon lange projektierte Eisenbahn Sauakin-Berber ward beschlossen und einer englischen Firma übertragen. Die Arbeit wurde möglichst beeilt, um schon im Herbst 1885 zum Truppen- und Warentransport eine größere Strecke bereit zu haben. Mit diesem Schritt sprach man in London unverkennbar die Absicht aus, die Ausbeutung des Sudan in industrieller und kommerzieller Hinsicht zu beginnen und ihn deshalb mit „ehernen Schienen an England zu fetten“.

Diese Ansicht ist um so wahrscheinlicher, als Gladstone im Anschluß an den Wolseleyschen Zug in der That einen Schlag gegen die Muhdihorden zu beabsichtigen schien. Vielleicht gab er sich der verheißungsvollen Hoffnung hin, durch die beabsichtigten Operationen die Bewegung zu beschränken und das Land von der Küste bis zum Nil jetzt schon für England zu sichern. Hierauf könnte man die Unternehmungen bei Sauakin leicht zurückführen, aber noch vielmehr den Umstand, daß man in St. James mit Italien Verhandlungen anknüpfte, um einen Bundesgenossen zu gewinnen, der eine größere Armee zur Verfügung hatte. Dies gelang; Italien, das sich seit einigen Jahren am Roten Meer zu schaffen machte<sup>1)</sup>, ließ sich bereit finden und besetzte Massauah.<sup>2)</sup> Hiermit wurde einerseits die Flanke des Muhdi bedroht, und seine Streitkräfte vor Chartum geteilt, andererseits war ein gemeinsames Vorgehen von drei Seiten gegen Osman Digma ermöglicht, nach dessen Besiegung England hier das Erbe Ägyptens antreten konnte.

Wenn Gladstone aber glaubte, daß Italien für englische Interessen das Schwert zog, so irrte er sehr; denn er schaffte sich hierdurch einen neuen Konkurrenten, der den eigenfüchtigen Plänen Albions später gegenübertrat. Der Sudan sollte eine Domäne Englands werden, und um dies zu ermöglichen, wurde eine feste Bastion, die man bereits sicher in der Tasche zu haben glaubte<sup>3)</sup>, einem Fremden anvertraut. Die Folgen dieses Fehlers haben sich in der neuesten Zeit gezeigt, als England von

1) Die Bucht von Assab wurde von Italien schon am 5. Juli 1882 besetzt.

2) Am 5. Februar 1885. Das Verhältnis Italiens zu England zur Zeit der Besetzung Massauahs hat Mancini in einer Rede am 17. März 1885 klargelegt.

3) Durch den Vertrag von Adoua am 3. Juli 1884 sollte Massauah dem abessinischen Handel offen stehen, aber „unter brittischem Schutze“.



Sauakin aus in seinen Bestrebungen, den Weg zum Sudan zu bahnen, in Kassala auf italienische Forderungen trifft.

Übrigens schien Gladstone sein Versehen zu erkennen; auch hoffte er wohl, daß Italiens Finanzlage nicht zu große Sprünge machen könnte und vorerst durch Aethiopien gehindert werde; genug, um nicht mehr Chancen zu verlieren, besetzte er den einzigen, freien Zugang zum Sudan von Osten her, nämlich die Küste von Las Gori bis zur Tadschura-Bai. Von hier konnte man durch die schon erforschten Provinzen Harar, Schoa und Taka sowohl zum oberen, weißen wie blauen Nil gelangen. Hiernach schien man in London allerdings die Pforten zum Sudan so weit wie möglich andern abgeperrt und diesen sich selbst vorbehalten zu haben.

Bei allen diesen Plänen konnte sich das liberale Kabinett doch nicht zu einem energischen Vorgehen entschließen, sondern man begnügte sich, nachdem die Gewinnung Italiens sowie die englischen Unternehmungen am Nil und um Sauakin mit samt den Erwerbsgelüsten zu Wasser geworden, auf die Sicherung der Grundlage. Im Mai 1885 ward der vollständige Rückzug aus dem Sudan und die Aufgabe der Bahn Sauakin-Verber beschlossen und eine bescheidene, fast schmähliche Defensivordnunget. <sup>1)</sup>

Die sudanesische Politik Gladstones war in ihren Zielen vollkommen klar, aber voll Widersprüchen in ihren Mitteln; ohne Energie, ihre Pläne konsequent durchzuführen, nahm sie in fast allen Fragen eine abwartende, zögernde Stellung ein und war deshalb gewöhnlich unglücklich. Die einzige treibende Kraft, die Gladstone aus seinem Zaudern aufrütteln konnte, war der Druck der öffentlichen Meinung, aber seine Unschlüssigkeit hatte in der Regel das Zuspätkommen entschieden. Die größte Verwirrung richtete er an, als er die Evaluation des Sudan mit dem über-eilten Plan, den östlichen Teil zu besetzen, vereinen wollte, in dem er dort friedlich, hier feindlich vorging und in seiner Zerfahrenheit stets schwankte, ob es geraten wäre, den Kampf wirklich aufzunehmen oder nicht. Alle seine Anläufe verliefen im Sande; die großen Opfer und Aufopferungen waren vergebens. Die Ehre seiner Nation hat er bei der Durchführung einer schmachvollen Politik verpfändet und sein ganzes Ansehen dabei eingebüßt; kurz seine Leitung war voll von Mißgriffen, eine Ära von Ver-lusten und Demütigungen. Nur einen Erfolg hat er seinem Nachfolger übergeben können, und das war die Besetzung der östlichen Eingangsthore zum Sudan, aber auch dies war nicht vollständig, da er eine Haupt-station ausschloß und damit Aethiopien aus dem Bereich des englischen Operationsgebietes strich.

Eine bisher entgegengesetzte Stellung nahm das neue Kabinett Salis-bury ein, welcher die Gladstone'sche Politik, zumal die Aufgabe des Sudan, mit Englands Stellung unvereinbar hielt und sie deshalb aufs heftigste bekämpfte hatte. In der ägyptischen Frage stimmte Salisbury der Tra-dition bei, daß unter Ausschluß einer Neutralisierung und Einmischung

<sup>1)</sup> Im April 1886 waren die britischen Truppen schon bis nach Wady Galsa zurückgezogen, und wenn der Aufstand damals nicht durch den Tod des Hauptes an Intensität verloren hätte, so wäre es sehr zweifelhaft, ob Englands Stellung unter der Direktion eines Gladstone überhaupt noch in Ägypten zu halten gewesen wäre.



europäischer Mächte die Herstellung der Ordnung allein von England ausgehen müsse. Die Räumung des Sudan war allerdings ausgeführt und nicht mehr rückgängig zu machen, aber damit doch eine spätere Wiedergewinnung nur angebahnt. Wäre der Sudan mit englischer Hilfe für die ägyptische Herrschaft erhalten geblieben, so hätte er doch vorwiegend der Ausnutzung englischer Interessen dienen sollen; allerdings unter der nominellen Aufsicht des Khedive. Jetzt fiel diese Zwitterstellung fort. Salisbury macht so aus der Not eine Tugend und gerät unvermerkt in das Fahrwasser seines Vorgängers, wenigstens insoweit er dessen Erbschaft zu denselben Plänen ausnutzen will. Aber sein Vorgehen hat etwas ungleich Bestimmteres, Zielbewußteres, indem er sich stets klar bleibt, was er erreichen kann, und wenn er etwas begonnen, sich auch nicht scheut, internationale Rücksichten außer acht zu lassen. So bildet die Salisbury'sche Politik eine Fortsetzung der Disraeli'schen.

Sogar mit der Pforte werden die Verhandlungen wieder aufgenommen, um durch die scheinbare Anerkennung der türkischen Souveränität in Ägypten einen Verzicht auf den Sudan oder ein aktives Eingreifen eines türkischen Heeres daselbst zu veranlassen. Es ist das bekannte Manöver der englischen Politik, die Kastanien von anderen aus dem Feuer holen zu lassen. Ein Abkommen wird auch geschlossen; aber als die Pforte die Reorganisation der ägyptischen Armee zur Wiedereroberung des Sudan verlangt, was also identisch wäre mit der Aufgabe für England, sieht man sich in London gezwungen, den eigenen Weg zu gehen und den eben erst erneuerten Einfluß der Pforte in Ägypten wieder zu beschränken.

Nebenbei war es sehr dienlich, das Versehen Gladstones in Massauah abzuschwächen. Die italienische Besizung hatte sich dort etwas nördlich von Massauah bis zur Südgrenze des Sultanats Kabeita südlich von Assab ausgebreitet, war also, falls es seine Interessensphäre in das Innere vorschieben wollte, in erster Linie auf Abessinien und dessen tributäre Länder angewiesen. Die italienische Regierung hatte wiederholt erklärt, wohl nicht ohne Druck von London aus, daß sie keineswegs die Absicht habe, über Abessinien ihr Protektorat zu proklamieren, sondern es höchstens in den Kreis ihres Einflusses einschließen würde. Hierbei war aber stets die Gefahr vorhanden, daß man in Rom Abessinien als Verbindungsglied zum Sudan betrachte und dort den Engländern zuborkäme, um so mehr als der blaue Nil an zwei Punkten, am Tanasee und bei Chartum, leichter von den italienischen Punkten Assab und Massauah zu erreichen war (ungefähr 700 km), als von den englischen Stationen.<sup>1)</sup> Hiergegen mußte Salisbury Front machen; auf seine Agitation wird nicht mit Unrecht der unerwartete Widerstand des Negus, zumal die blutige Schlappe von Dogali (26. Januar 1887), zurückzuführen sein.

Auch noch ein anderer Rivale schien den Engländern bei der Wiedergewinnung des Sudan gegenüberzutreten zu wollen, nämlich Frankreich im südöstlichen Teil. Schon im Jahre 1862 war von Napoleon III. die Reede von Obok besetzt, und im Jahre 1884 das Protektorat über die Tadschura-Bai ausgedehnt, so daß es den Anschein hatte, als beabsichtige

<sup>1)</sup> „Die politische Teilung Afrikas von G. Banning.“ S. 78.



Frankreich den Verkehr aus Schoa, der bisher durch Harar zu den englischen Seeplätzen gezogen war, auf dem bequemsten Wege den Hawasch abwärts zur Tadschura-Bai abzuleiten. Gelang dies, so war es sehr wahrscheinlich, daß König Menelik von Schoa, dem nach dem Rückzug der Ägypter auch die Provinz Harar zugefallen war, zu Frankreich in ein Schutzverhältnis trat und dadurch die englischen Besitzungen Zeila, Bulkar, Berbera wertlos machte. Die weitere Folge wäre gewesen, daß England nur noch ein Eingangsthür in den Sudan besetzt hielt und hier sofort den Einmarsch beginnen mußte, um so weit als möglich nach Süden vorzudringen. Kurz, um jeder Gefahr vorzubeugen, ward ein Streit vom Zaun gebrochen <sup>1)</sup>, und in der folgenden Übereinkunft 1887 die Tadschura-Bai geteilt.

Hiermit glaubte Salisbury von Italien und Frankreich in der Ordnung der sudanesischen Angelegenheit unbebeligt gelassen zu werden und war, falls diese dennoch ihre Operationen so weit ausdehnten, jedenfalls fest entschlossen, durch diplomatische Verhandlungen oder, wenn diese wirkungslos blieben, durch rücksichtsloses Einschreiten ihre Absichten zu vereiteln. Diese Ansicht ist sicher anzunehmen, da er später wirklich so gegen eine deutsche, ebendahin zielende Unternehmung verfuhr, und aus dieser Ansicht erklärt es sich auch, daß er vorläufig an dieser Seite zur Okkupation des Sudan noch keine Vorbereitungen traf.

Zu gleicher Zeit war eine neue Gefahr entstanden, der man ernstlich gegenübertreten mußte. Die Ende 1884 begonnenen Bestrebungen Deutschlands in Ostafrika bezweckten eine Kolonisation im größten Stil und waren schon bis Las Gori, d. h. bis zum südlichsten englischen Eingangsthür ausgedehnt. Da die deutschen Anfänge eine zielbewußte Energie verrieten, so fürchtete man in London schon, daß die Südgrenze, wenn nicht der Süden des Sudan, in die deutsche Interessensphäre hineingezogen werde. Hier galt es, ein Hemmnis in den Weg zu legen, um so mehr als die Stellung des englischen Generalkonsuls in Sansibar bisher fast eine souveräne gewesen, und der englische Handel an diesen Küsten am hervorragendsten interessiert war. Auf das Beto Salisburys hin kam das Londoner Abkommen zustande Ende 1886, in dem England durch Anerkennung der Thatfachen sein vornehmstes Ziel erreichte. Die deutsche Reichsregierung wollte sich seinen Vorstellungen nicht verschließen und räumte dem Freundschaft bietenden Better einen Landstreifen von der Küste (Tana- bis Umbamündung) bis zum Ukerewe ein mit unbestimmten Grenzen nach Norden westlich vom 37° östlicher Länge. Ohne Zweifel ein Triumph der Salisburyschen Politik! Die Übernahme einer 29 Meilen langen Küste mit zwei guten Häfen und einem Binnenstreifen von gleicher Breite bedeutete einmal die Sicherung des kürzesten Weges zum Sudan vom Indischen Ozean und zweitens die Zerspaltung der deutschen Interessensphäre in eine größere südliche und eine kleinere nördliche Hälfte. Wie ein Keil schiebt sich die englische Erwerbung hinein, gleich einem Wall, der geographisch markiert durch den Tana und Umba, vor allem durch die starken Gelpfeiler des Kenia und Kilima Ndscharo, direkt

<sup>1)</sup> Ein englischer Offizier ließ die französische Flagge in Dugareta herunterreißen.



zum Nordende des Ukerewe führt, wo sich die fruchtbaren Thäler Ugandas öffnen, und weiterhin die lebenspendende Ader des Nils ihre Anziehung ausübt. Das ist in Wahrheit der Schlüssel, der am sichersten in das Herz Afrikas führt, und der die billigsten Mittel an die Hand giebt, den Handel in den Seengegenden nach Mombas abzuleiten und im Innern eine unbeschränkte Herrschaft für englische Interessen zu schaffen. Dieser Erwerb ist von ungeheurer Tragweite und kann möglicherweise den Fehler Gladstones in Massauah kompensieren, er charakterisiert sehr treffend die neue, zielbewußte Leitung, die reich an Perspektiven und praktischen Gesichtspunkten der Leistungsfähigkeit des Volkes die weitgehendsten Ausichten sichert.

So hatte England schon gleich nach der ausgesprochenen Räumung des Sudan die Absicht verraten, ihn wieder zu besetzen und auch trotz der inkonsequenten Politik Gladstones die Eingangsthore im Osten besetzt und im Süden dem englischen Unternehmungsgeist geöffnet. Es war nur zweifelhaft, wann und von wo aus der Vormarsch ausgehen, oder ob er auf allen Punkten zu gleicher Zeit unternommen werden sollte. Von Süden aus wäre die Inangriffnahme zunächst am schwierigsten gewesen, da jede Operationsbasis fehlte, und wenn der Schauplatz nicht durch vorausgegangene Unternehmungen geebnet war, oder wenn nicht durch fortwährende Nachzüge ein fester Rückhalt geboten wurde, fast aussichtslos. Die Kosten hätten hierbei gar nicht im Einklang mit der wirklichen Machtentwicklung gestanden; dagegen kam der Vorteil, Deutschlands Rivalität von vornherein auszuschließen, jetzt noch zu wenig in Betracht, da die Ausbreitung der deutschen Machtphäre von Sansibar aus nach Ungoro oder von Witu nach Uganda durch unerforschte Gegenden selbst bei einem thatkräftigen Handeln viel Zeit beanspruchen mußte.

An den anderen Punkten der Peripherie war ein Vorgehen ungleich besser, da man an der Küste feste Stützpunkte mit Depots besaß, die mit englischen Hilfsquellen in direktester Verbindung standen. Von Zeila, Bulkar, Berbera aus wäre ein langsames Operieren, wie es die englische Politik so meisterhaft beim Niederwerfen halbwildler Völker versteht, sehr am Platze gewesen. In Harar übernahm man die Herrschaft der ägyptischen Regierung, wobei man sich allerdings mit dem geldgierigen Menelik von Schoa auseinanderzusetzen hatte, was der englischen Verschlagenheit nicht schwer fallen konnte; von hier war der Weg nach Kassa erforcht, von wo Latuka, der Sobat oder Bahr el Atrak leicht zu erreichen war. Mit dem Besitze jener Länder hätte man sich nicht nur sehr wesentliche Hilfsquellen erschlossen, sondern vor allen die französischen und italienischen Gelüste auf Schoa zurückgewiesen und auf die Sandküste beschränkt.

Von Sauatin aus waren die Chancen am günstigsten, aber nur in der Voraussetzung, daß die schon lange projektierte Bahn nach Berber oder vielleicht besser nach Schendi<sup>1)</sup> zur Ausführung gebracht würde. Auch hier hätte man dem thätigen Auftreten Italiens zuvorkommen können,

<sup>1)</sup> Nach dem Berichte Lord Dufferins vom 6. Februar 1883, der als High-Commissioner sich über die Verhältnisse im Nillande orientieren sollte, der aber auch die Berechtigung Ägyptens, den Sudan nicht ganz zu räumen, anerkannte.



wenn es gelang, Kassala zu gewinnen und direkt auf Chartum loszusteuern. Nur war vor der Hand an ein Eingreifen noch nicht zu denken, da der gefürchtete und schon so oft „vernichtete“ Dsman Digma noch nicht von der Bühne abgetreten war, vielmehr immer wieder, Unheil verheißend, vor den Mauern Sauafins erschien.

Für welchen Punkt die Entscheidung ausgefallen ist, scheint fraglich; vielleicht hielt man es noch nicht für geraten, die Pläne zur Ausführung zu bringen, da die Wellenschläge des Muhdismus sich noch zu wirksam zeigten und zu große Anstrengungen erforderten.

So lagen die Verhältnisse Ende des Jahres 1886, als das englische Kabinett zu St. James auf eine Bewegung in London aufmerksam wurde, die mit einem Schlage die ganze Sachlage änderte und die Entscheidung der Sudanfrage nach dem Süden verlegte. Diese Bewegung knüpft sich an den Namen „Emin Pascha“.

## II. Die Pläne der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Die englische Sudanpolitik bestand, wie erwähnt, darin, Ägypten zur Evakuierung des Sudan zu veranlassen und dazu ihre Unterstützung zu bewilligen. In diesem Sinne war Gordon instruiert, den sicheren Rückzug der ägyptischen Truppen und Beamten zu bewerkstelligen, und zu demselben Zweck auch später Wolseley abgeschickt, um außer dessen Rettung die letzten Garnisonen heimzubringen. Jene Truppen aber, die noch immer aufs tapferste den Muhdi-Ansturm abwehrten, befanden sich an den äußersten Grenzen des Sudan und waren nur mit Benutzung des Nils oder nach einer Niederwerfung der ganzen Bewegung von Chartum zu erreichen. Gleichwohl hielt es Gordon, der nicht ganz frei von einer abenteuerlichen, schwärmerischen Neigung war, für möglich und hatte deshalb gleich nach seiner Abreise von Kairo in sein eigentliches Aktionsprogramm<sup>1)</sup> folgenden Passus aufgenommen: „5) Eine Expedition mit fünf Dampfschiffen auszusenden, um die Familien der Truppen in den Äquatorialprovinzen und dem Bahr el Ghazal herabzubringen.“ Wir werden später sehen, daß er hiermit noch weitergehende Pläne verband. Gordon brach unter den Trümmern seiner Aufgabe zusammen, Wolseley konnte und sollte nicht Schritte thun, jenen Getreuen den Rückzug zu sichern, und so waren die tapfersten Truppen, die allein die Ehre Ägyptens gerettet, schmählich den fanatischen Horden des Muhdi aufgeopfert. Sich selbst überlassen und von Verrat umlauert, war der Bahr el Ghazal schon in der ersten Hälfte 1884 in die Hände Mohammed Achmeds gefallen, nur am Bahr el Djebel trotzte noch ein Gouverneur unentwegt seinen umlagernden Scharen und schlug seinen Angriff blutig zurück. Das war Emin Bey, Mudir von Hat el Estiva, der Held von Wadelai und letzter Kulturapostel im Sudan.

Die Geschichte seines Aussharens ist ebenso heroisch, wie durch das Eingreifen fremden Egoismus tragisch geworden. Mit welcher ernster Strenge und echt deutscher Treue dieser Mann seiner Pflicht genügt hat, und wie er darüber hinaus, als seine Regierung durch ihr Schweigen deutlich genug seine Entlassung ausgesprochen hatte, die ihm anvertraute Flagge aufrecht erhielt und nimmehr im Dienste der Zivilisation weiter kämpfte, ist allgemein bekannt und hat in dem Herzen von Millionen gerechte Anerkennung und Bewunderung hervorgerufen. Während alles um ihn zerbröckelte, stand er trotz Verrat und Tücke im eigenen Lager

<sup>1)</sup> Nach der Abreise von Kairo (26. Januar) schickte Gordon an Sir G. Baring sein Programm ab, das dieser unter dem 5. Februar an Lord Granville ein sandte.



unbeirrt auf seiner ringsumfluteten Warte und erhielt der Kultur ein Bollwerk, vor dem selbst die Besieger der englischen Ehre zurückzuechten. Einsam, ohne Aufmunterung und Anerkennung harrete er aus, immer noch hoffend, daß die Kulturwelt ihn unterstützen werde. Es galt das Werk, das Gordon ihm übergeben, das er bisher glücklich durch die Sturmwellen geführt, weiter zu erhalten oder, wie auch jener, mit seinen unerreichten Zielen unterzugehen. „Gordon ist in Frieden,“ schrieb er, <sup>1)</sup> „er ist gestorben, wie er gewollt — den Soldatentod. Unsere Pflicht ist es, sein Werk zu vollenden, und mir, seinem letzten überlebenden Offizier im Sudan, wird die Ehre zu teil, seine Absichten zur Durchführung zu bringen. Seid gewiß, daß ich mit Gottes Hilfe darin Erfolg haben werde.“ Selbstverständlich wollte weder er noch seine Leute gerettet werden und nach Agypten zurückkehren; denn wenn er danach strebte, wäre es ihm leicht gewesen, sich längst nach der Ostküste durchzuschlagen. Also eine Expedition, welche zu seiner Rettung abgeschickt würde, wäre von vornherein zwecklos gewesen. „Ich verlasse keineswegs meine Leute. Wir haben trübe und schwere Tage miteinander durchgemacht, und ich hielte es für schamboll, gerade jetzt von meinem Posten zu desertieren.“ <sup>2)</sup> Dagegen war es dringend notwendig, ihm Waffen und Munition zuzuführen, wenn sein Werk noch länger Bestand haben sollte, und ihm eine Verbindung mit der Außenwelt zu sichern, wenn überhaupt sein Werk der Kultur zu gute kommen sollte.

Zu diesem Zwecke begannen einige seiner Freunde die maßgebenden Kreise in Europa zur Ausfendung einer Hilfsexpedition zu erwärmen, aber ohne entscheidenden Erfolg; es blieb bei einigen schwachen Versuchen, die auch Emin's Unterstützung nicht in erster Linie bezweckten. Erst durch die Rückkehr Dr. Junkers, der bis zum 2. Januar 1886 sich bei Emin aufgehalten hatte, wurde die Frage acut und zog das allgemeine Interesse auf sich. Die Anregung fand in Deutschland, dem Geburtslande Emin's, trotz der unermülichen Thätigkeit Professor Schweinfurth's wenig Anklang, wie ja in der Regel der Deutsche den Vortritt bei internationalen oder humanen Unternehmungen gern fremden Nationen überläßt. Aber in England, beziehungsweise Schottland, war der Boden günstiger, dank der lebhaften Wirksamkeit des Afrikareisenden und Missionsarztes Dr. Felfin, der Emin in seiner Thätigkeit kennen gelernt hatte. Diesem gelang es, nicht nur eine rege Verbindung zwischen englischen Gelehrten und Emin anzubahnen, sondern auch in größeren Kreisen rege Sympathien und Begeisterung hervorzurufen. Die englische Nation mußte sich ja auch vor allen anderen zu solcher Aufgabe berufen fühlen, da sie die Trägerin der kosmopolitischen Idee sein wollte, und als solche die Mission der Kultivierung und Christianisierung zurückgebliebener Erdteile übernommen hatte. So hatte ein „Appell an die stolzen Instinkte der herrschenden Rasse“ den günstigen Erfolg, den auch die überall spekulierende Presse nach Kräften mitgewinnen half.

1) Brief Emin's aus Wadelai, 16. August 1887.

2) Brief Emin's vom 17. April 1887 an Dr. R. W. Felfin.



So wenig aber England jemals das Schwert für eine Idee zog, so wenig waren auch seine Söhne im Stande, ein Unternehmen zu organisieren, aus dem sie keinen direkten, materiellen Erfolg zogen. Die Bewegung erhielt vielmehr erst Gestalt, als eigenmütige, aber kapitalkräftige Männer an die Spitze traten, um die Strömung für ihre Pläne auszunutzen. Ihre wahre Absicht blieb natürlich dabei geheim, um die opferwilligen Humanisten unbewußt zu ihren Zwecken beisteuern zu lassen, und um selbst in den Augen der Welt gerechtfertigt, ja geehrt dazustehen. Die Motivierung, wie diese Leute sie ausgesprochen wünschten, giebt uns der spätere Expeditionschef in seinem ausgezeichneten Rechenenschaftsbericht folgendermaßen<sup>1)</sup>: „Wenn das englische Volk die Pflicht zu haben glaubte, seinen wackeren Landsmann und einen so tapferen, berühmten und klugen General wie Gordon zu retten, so mußte es selbstverständlich auch ein reges Interesse an dem Schicksal des letzten der Gouverneure Gordons nehmen, der durch seine kluge, dem Beispiel des Fabius Kunktator nachgebildete Politik dem Schicksal entgangen war, welches die Armeen und Garnisonen des Sudan betroffen hatte. Und wenn die Engländer ferner um die Rettung der Garnison von Chartum besorgt waren, so folgt daraus, daß sie auch um das Schicksal eines tapferen Offiziers und seiner kleinen Armee fern im Süden sich ebenfalls kümmern würden, und daß, wenn diesen mit nicht zu gewaltigen Kosten Hilfe geleistet werden könnte, keine Schwierigkeit vorhanden sein würde, um einen Fonds zur Erreichung des erwünschten Zweckes zusammenzubringen.“ Er vergißt hier offenbar, uns zu erklären, weshalb das englische Volk nicht „die Pflicht zu haben glaubte“, Lupton Bey, der doch auch „sein wackerer Landsmann“ war, den Ofterreicher Slatin Bey und andere zu retten, und weshalb gerade Emin bevorzugt wurde, der noch dazu ein Deutscher war. Kurz, das englische Volk soll sich einmütig erhoben haben, um Emin's eindringlichen Bitten zu entsprechen und um seinen eigenen „philantropischen und humanitären Traditionen treu zu bleiben“. Auf diese Weise entstand das vielgerühmte Emin Relief Comité.

Schon im Anfang Oktober 1886<sup>2)</sup> waren diese Pläne entstanden, also ehe man von Dr. Junker's Abreise in Europa gehört<sup>3)</sup> hatte. Es war nämlich damals in London eine Gesellschaft in der Bildung begriffen zur Exploitation zukunftsreicher Landstriche am Kilima Ndscharu, die aber wegen der zweifelhaften, politischen Lage, da diese Distrikte der deutschen Machtphäre zufallen konnten, keinen Anklang fand und deshalb schon seit Anfang 1885 nicht über ihre Grundlage hinausgekommen war.<sup>4)</sup>

1) Stanley, „Im dunkelsten Afrika“. I. S. 24 ff.

2) Stanley, „S. d. A.“ I. S. 31.

3) Dr. Junker entsandte aus Mfalala unter dem 16. August 1886 Briefe an Prof. Schweinfurth, die im November in Sansibar eintrafen.

4) Ihre ersten Grundlagen finden sich in einer Depesche Granvilles vom 25. Mai 1885 an den englischen Botschafter in Berlin: „Wollen Sie ihm (dem deutschen Reichskanzler) mitteilen, daß einige hervorragende Kapitalisten den Plan entworfen haben, in dem Gebiet zwischen der Küste und den Seen, welche die Quellen des Weißen Nils sind, eine britische Niederlassung zu gründen, und dieselbe durch eine Eisenbahn mit dem Küstengebiet zu verbinden.“



An der Spitze dieses Vorhabens standen der Millionär Mr. (nunmehr Sir) William Mackinnon, Hauptbesitzer der British-India-Linie, und J. F. Hutton, früherer Vorsitzender der Handelskammer zu Manchester. Ihre Ansprüche gründeten sie auf einen Abtretungsvertrag, den W. Johnston auf seiner Kilima-Ndscharoreise am 27. September 1884 mit Häuptlingen des Tavetalandes abgeschlossen<sup>1)</sup> und auf Hutton übertragen hatte. Um hierfür die Konstituierung einer Gesellschaft zu ermöglichen, suchten sie die Regierung zu veranlassen, daß sie den politischen Schutz für jene Gebiete übernehme und einen Ausgang nach der Küste sichere. Das liberale Kabinett scheint nicht darauf eingegangen zu sein.<sup>2)</sup> Dagegen kam man dem neuen Ministerium wie gerufen, da Salisbury gerade nach vertragsmäßigen Rechten suchte, um den deutschen Bestrebungen in Ostafrika einen Kiegel vorzuschieben und die englische Priorität in Sansibar zur Geltung zu bringen. Demgemäß gingen die Verhandlungen mit Deutschland von seiten Englands von diesem Standpunkt aus, den die deutsche Reichsregierung trotz der vertragsmäßigen Rechte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft an der Küste anerkannte, da sie prinzipiell alle zum Ausdruck kommenden Differenzen mit England lieber durch Zugeständnisse und Opfer beseitigen als sich unabhängig von Rücksichten auf eigene Füße stellen wollte. Der Vertrag wurde am 29. Oktober und 1. November 1886 unterzeichnet, aber erst Ende Dezember<sup>3)</sup> veröffentlicht.

Sobald Mackinnon und Hutton die Versicherung der Regierung erhalten hatten<sup>4)</sup>, gingen sie sogleich an die Arbeit, um bis zum Abschluß des bevorstehenden Abkommens die günstigsten Chancen zu gewinnen und eine kapitalkräftige Gesellschaft ins Leben zu rufen. Es galt hierbei, einerseits die Grundlage zu einem Unternehmen im größten Stil zu legen, wozu namentlich die Sicherung einer Interessensphäre und Entfaltung des englischen Einflusses am Ukerewe nötig waren, und andererseits, als nicht unwesentlichster Punkt, Gelegenheiten zur hohen Verzinsung oder gewinnversprechende Aussichten zur besseren Finanzierung der Gesellschaft ausfindig zu machen. Beiden Punkten versprach die Eminfrage Förderung;

1) Den Vertrag haben später die Interessenten veröffentlicht, er findet sich z. B. in der „Deutschen Kolonialzeitung“ IV. Jahrgang 1887, 2. Heft, S. 40.

2) Der Standpunkt Gladstones vom 25. Mai 1885 blieb bestehen: „Die Regierung Ihrer Majestät hat diesen Plan in Erwägung gezogen, jedoch wird sie ihm erst dann ihre Unterstützung leisten, wenn sie die volle Sicherheit darüber besitzt, daß dieser Plan weder Veranlassung zu einem Konflikte mit dem Gebiete, welches unter deutsches Protektorat gestellt worden ist, geben, noch einen Angriff auf die Besitzungen des Sultans bedeuten könnte, welche sich zwischen dem Meere und dem in Rede stehenden Gebiete ausdehnen.“ Selbst als von Bismarck daraufhin am 2. Juni 1885 erklärte, daß das gemeinsame Interesse dadurch nur vermehrt werden könne, trat Gladstone diesen Plänen nicht näher.

3) Die offizielle Veröffentlichung fand in Deutschland am 30. Dezember durch den „Reichsanzeiger“ statt, nachdem schon vorher die „Kölnische Zeitung“ über die Verhandlungen richtige Aufschlüsse „aus zuverlässiger Quelle“ gegeben hatte. Möglicherweise ist diese in dem Bekanntentrefse Mackinnons zu suchen, und dadurch der später ausgesprochenen Verdacht gerechtfertigt.

4) Etwa August oder September 1886: denn am 3. August übernahm Salisbury die Leitung, und schon im Anfang Oktober begann Mackinnon, die Eminfrage seinen Plänen gefügig zu machen.



denn erstens war die Möglichkeit geboten, in Emin's Gebieten festen Fuß zu fassen und dadurch, daß man ihn selbst bewog, in englische Dienste zu treten, das ganze Hinterland mit der Aussicht auf die fruchtbarsten Distrikte im Sudan nicht nur zu sichern, sondern teilweise schon in geordnetem Zustande zu übernehmen; zweitens befand sich Emin im Besitz großer Elfenbeinschätze, die alle aufgewandten Kosten einer Hilfsexpedition sicher aufwiegen würden, so daß die englische Macht am oberen Nil mindestens ohne Inanspruchnahme der eigenen Gelder befestigt werde.

Solche Erwägungen haben jedenfalls die beiden Freunde schon im Oktober 1886 beherrscht, als sie sich mit dem damals weitaus gerühmtesten Afrikareisenden H. Stanley in Verbindung setzten und „ganz ernstlich die Absicht aussprachen, die erforderlichen Fonds für die ihm (Emin) nötige Hilfe zu sammeln“. „Allein viele von ihren Freunden befanden sich nicht in der Stadt, und ohne mit denselben zu beraten, konnten sie keinen bestimmten Entschluß fassen.“<sup>1)</sup> Unter den sogenannten „Freunden“ sind die bereits gewonnenen Mitglieder der Gesellschaft zu verstehen. Es geht hieraus also zweifelsohne hervor, einmal daß die Bildung der Gesellschaft damals schon ziemlich weit vorgeschritten war, und zweitens daß die geplante Expedition allein von dieser ausgehen sollte. Die Beratungen scheinen übrigens nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben. Denn da die Unterstützung eilig war, mußte der gefaßte Beschluß sofort zur Ausführung gebracht werden; aber es verging der Oktober und November, ohne daß etwas Bestimmtes unternommen wurde.<sup>2)</sup> Es hat vielmehr den Anschein, daß die übrigen Mitglieder erst durch die sichere Aussicht auf materiellen Gewinn zu dem Unternehmen einwilligten. Wahrscheinlich ist es, daß die Regierung hierzu den Anstoß mitgab, indem sie das Ergebnis des deutsch-englischen Abkommens vor der Veröffentlichung ihnen unter der Hand mitteilte.

Die Eminfrage wurde mit der Zeit immer annehmbarer; sie hatte zwei materielle Vorteile: einerseits erwartete man von der opferwilligen Strömung in England Beiträge in ansehnlicher Höhe, so daß man selbst wenig aufs Spiel setzte, um so mehr da das öffentliche Interesse durch Dr. Junkers Ankunft in Sansibar sich sehr steigerte, andererseits mußten Emin's Schätze reichliche Entschädigung gewähren. Letzteres gab den Ausschlag.

Das Ziel am oberen Nil war aber auch für den englischen Unternehmungsggeist gewiß verlockend. Schon im März 1883 nämlich hatte Emin berichtet<sup>3)</sup>, daß er in seinen Magazinen etwa 600 Zentner Elfenbein hätte und gerade Vorkehrungen treffe, um weitere Sendungen aus Monbuttu bequemer nach Düsfilé zu überführen. Nach Dr. Junkers Bericht<sup>4)</sup> war dieser Vorrat bei seinem Abzuge aus Hat el Estiva auf

<sup>1)</sup> Stanley, „J. d. A.“ I. S. 31.

<sup>2)</sup> Mackinnon hatte zwar ein diesbezügliches Schreiben am 15. November an das Auswärtige Amt gerichtet, aber erst im Anfang des nächsten Monats waren seine Pläne bei seinen Freunden und der Regierung angenommen, so daß er am 11. Dezember Stanley telegraphisch benachrichtigen konnte. Einleitung zu „Stanley's Briefe über Emin Paschas Befreiung“ von J. S. Keltie, S. VIII.

<sup>3)</sup> Briefe an Schweinfurth: Lado, 3. und 18. März 1883. „Emin Pascha, Eine Sammlung von Reisebriefen“ u. s. w. von Schweinfurth und Nagel, S. 428.

<sup>4)</sup> Stanley, „J. d. A.“ I. S. 64.



75 Tonnen angewachsen, was in den an Elefanten so reichen Gegenden trotz der Störungen des Muthdauaufstandes sehr erklärlich war. Um sich einen Begriff hiervon zu machen, sei erwähnt, daß der Totalverbrauch an Elfenbein während der Jahre 1879—1883 sich jährlich auf 38 Tonnen belief, mithin Emin mit seiner Menge die ganze Erde zwei Jahre lang versorgen konnte. Der Preis ist sehr verschieden und richtet sich nach der Schwere und Qualität der Zähne. Durchschnittlich zahlt man für die verschiedenen Sorten gesunder, mittelschwerer Zähne nach den Notierungen in den Jahren 1880—1890 circa 50,50 *M* p. kg.<sup>1)</sup> Berechnen wir nun für Emin's Elfenbein das Kilogramm mit nur 30 *M*, so erhalten wir schon eine Wertsumme von 2 250 000 *M*. Zu diesem Resultat kommt auch Zephyon, der längere Zeit während der Expedition bei Emin verweilte und die Elfenbeinmengen sah, während Stanley das Interesse seiner Auftraggeber besser zu wahren weiß, indem er das Kilogramm nur zu 16 *M* angiebt und so auf die Summe 1 200 000 *M* kommt.<sup>2)</sup> In Wahrheit muß aber der Elfenbeinvorrat viel größer gewesen sein, da Zephyon das Kilogramm nur zu 24 *M* berechnet und nach seiner Aussage außerdem noch etwa 1000 Zähne (d. h. etwa 30 000 kg = 900 000 *M*) in Monbuttu der Obhut eines befreundeten Häuptlings anvertraut seien; jener berichtet auch, daß Emin schon seit drei Jahren das Sammeln von Elfenbein aufgegeben habe und, wenn er es stetig fortgesetzt hätte, wohl den doppelten Vorrat aufweisen könnte.<sup>3)</sup>

Dies war jedenfalls der Köder, der die Herren in London lockte. Man muß die entscheidenden Motive des Unternehmens unter einem rein kaufmännischen Gesichtspunkt betrachten und stellt sich hierzu die noch keine feste Gestalt angenommene Gesellschaft als eine privat-geschäftliche Vereinigung vor, etwa als eine Geschäftsfirma, was sie im Grunde genommen ja auch war. Dann gewinnt man folgendes Bild: Madinon & Komp. beabsichtigten gleich nach oder bei ihrer Gründung, Kapitalien recht einträglich anzulegen und waren so auch schon verschiedene Verbindungen eingegangen, die aber alle erst für spätere Zeit und dann auch nur mäßigen Ertrag abzuwerfen versprochen. Jetzt bot sich die Möglichkeit, ein auszuliehendes Kapital in einigen Jahren zu verdoppeln und außerdem, da der Gläubiger bankrott machen mußte, das Pfandobjekt, das einen immensen Wert repräsentierte, miteinzuziehen. Wer sollte es da dem Hauptchef verdenken, daß er sich höchst vergnüglich die Hände rieb und sich alle erdenkliche Mühe gab, seine kurzfristigen Kompagnons zu überzeugen? Vorsichtig, wie eben Geschäftsleute sind, hatte er schon vorher mit einem Freund die erste Berechnung aufgestellt, zog dann einen anerkannt tüchtigen Sachverständigen hinzu, der sich in ähnlichen Geschäftsreisen rühmlich bewährt hatte, und den er auch für diese Aufgabe in Aussicht genommen hatte, und fand, daß dessen Schätzung „die wirklichen Kosten“ der Reise noch „um 500 Pfd. St. überstiege“. <sup>4)</sup>

1) „Deutsche Kolonialzeitung.“ Neue Folge, II. Jahrgang Nr. 39, S. 365.

2) Stanley, „Z. d. N.“ I. S. 64.

3) Zephyon und Stanley, „Emin Pascha und die Menterei in Aqatoria.“ S. 71.

4) Stanley, „Z. d. N.“ I. S. 31.

Im ganzen scheint man das auszuleihende Kapital oder die Reisekosten auf 21500 Pfd. St. oder etwa 440000 *M* veranschlagt zu haben, wenigstens brachte man diese Summe mit Zuhilfenahme freiwilliger Beiträge damals auf. Der Ersatz hierfür befand sich aber am oberen Nil, von wo er erst zur Küste geschafft werden mußte, was eine erhebliche Mehrausgabe verursachte. Man beabsichtigte, später mit dem bekannten Araber Tippu Tib einen Vertrag zu schließen, wonach dieser 600 Träger zum Transport stellen sollte, unter der Bedingung, daß jeder Mann 70 Pfd. Elfenbein tragen und für jede Rundreise von den Stanleyfällen nach dem Albertsee 6 Pfd. St. erhalten sollte<sup>1)</sup>, so daß jede Rundreise 3600 Pfd. St., und da etwa  $3\frac{1}{2}$  nötig wären, alle zusammen 12600 Pfd. St. oder noch nicht 260000 *M* kosten würden. Rechnen wir noch die Transportkosten auf Dampfern bis zur Küste mit Umgehung der Strecke Stanley-*pool*-Matadi hinzu, so würden wir etwa 300000 *M* bekommen. Also:

440000 <i>M</i>	Expeditionskosten,
300000 „	Trägerkosten,
740000 <i>M</i>	Summe der Ausgaben,
2250000 „	Einnahmen in Elfenbein,

mithin ein Nettogewinn von 1510000 *M* (= 200,4 ‰).

Hierbei sind die von Humanisten zugeschossenen Gelder gar nicht mitgerechnet, in der Voraussetzung, daß diese Summe etwa so viel betragen würde, wie der Anteil, den man den einzelnen Geschäftsreisenden im Fall der glücklichen Beendigung zugesichert hatte.<sup>2)</sup> Ebenso wollen wir die Ausbeutung von anderen Vorräten Emin's z. B. von Straußenfedern, Häuten, Olen usw. nicht mitberücksichtigen, die er in seinen Magazinen in großen Mengen aufgespeichert hatte<sup>3)</sup>, da hiermit leicht unvorhergesehene Unkosten gedeckt werden könnten.

Eine solche Spekulation allein war schon zu günstig, um nicht versucht zu werden. Aber sie eröffnete noch größere Aussichten: Emin, der Verwalter dieser erstrebenswerten Schätze, war so gut wie der Besitzer, da sein Herr sowohl ihn wie seine Güter aufgegeben hatte, und stand jetzt vor der Alternative, „Pleite zu machen“, d. h. in seinem eigenen Sinne unterzugehen oder seinen Besitz meistbietend loszuschlagen, d. h. dem Schutze einer sicheren Macht anzuvertrauen. Da andere Machthaber wenig Lust zu haben schienen, in diesen verlassenen Gebieten Verpflichtungen zu übernehmen, wäre England bezw. vorerst englische Private die einzigen Bewerber gewesen. Schon aus diesem Grunde war man überzeugt, das Erbe sicher antreten zu können, zumal wenn man dem Verwalter ein gutes Wort gab und ihm höhere Löhnung in Aussicht stellte. Emin beabsichtigte man nämlich zunächst beizubehalten, da er mit den dortigen Verhältnissen am besten vertraut war und nach seinen Zeugnissen es verstand, einen klingenden Ertrag zu gewinnen. Aus Dr. Fellins Be-

<sup>1)</sup> Stanley, „S. d. N.“ I. S. 64.

<sup>2)</sup> Nach einer Äußerung Rose Troups in der Presse.

<sup>3)</sup> Briefe Emin's an Schweinfurth, 3. und 18. März 1883. Reiseberichte, S. 428. Zur Züchtung von Straußen vergl. Reiseberichte, S. 250.



richt<sup>1)</sup> ging hervor, daß Emin bei der Übernahme der Mudirie im Jahre 1878 eine „übermäßige Schuldenlast“ vorfand, die durch die anfänglichen Kosten der Okkupation und durch die auf die Provinz von verschiedenen Sudangouverneuren abgewälzten eigenen Schulden ganz enorm angewachsen war. Hierzu kamen noch viele neue Ausgaben, die er selbst zur Hebung des Landes angewandt hatte, wie „Einrichtung einer regelmäßigen wöchentlichen Post, Neubau fast sämtlicher Stationen, Bau besserer, dauerhafter Straßen“ usw. Aber trotzdem war er schon im Jahre 1882 im Stande, sich nicht nur finanziell ganz unabhängig von Chartum zu stellen, sondern dorthin sogar nach Abzug aller Gehälter einen Überschuß von 8000 Pfd. St. zu senden.<sup>2)</sup> Das Land selbst mit seinen zum Teil überaus reichen Hilfsquellen bot so eine lohnende Ausbeute, und die materielle Seite des Unternehmens schien gesichert.

Aber es wäre einseitig und unrichtig, wenn wir dem Unternehmen allein kaufmännische Motive unterlegen wollten, wenn auch diese die Expedition erst ermöglichten. Die englische Nation ist das Volk der politischen Kaufleute, ein Ergebnis ihrer politischen Reise, in der sie uns weit überlegen sind, und vereinigen als solche stets beide Gesichtspunkte. So auch hier: die politischen Ansichten allein waren zwar den Herren in London zu unsicher, um größere Kapitalien leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, aber sobald Mackinnon das kaufmännische Ziel in den Vordergrund stellte, indem er Emin's Schätze verhieß, gewann er Anhang. Auf diesen Grund hatte die Versicherung Salisburys und später das Londoner Abkommen die erwünschte Wirkung, wodurch die Heranziehung größerer Kapitalien ermöglicht wurde. Man darf nicht vergessen, daß die Gesellschaft beiden Umständen ihre Gestaltung verdankt, von denen der eine durch den anderen erfolgreich wurde, und daß die Thätigkeit der Regierung erst der Gesellschaft sowohl als solcher, wie auch in Beziehung zum Emin-Unternehmen das politische Gepräge gab und Mackinnon's Verjuche erfolgreich machte. Einige Monate nach dem erwähnten Abkommen ward die Bildung der Gesellschaft vollendet<sup>3)</sup> mit einem Kapital, das bald auf 1 Million Pfd. St. erhöht wurde. Sie nahm den Namen The British East African Association an und stand natürlich unter dem Präsidium Mackinnon's, des eigentlichen Erfinders und Trägers der nun beginnenden Thätigkeit.

Dem unbefangenen Auge enthüllt sich jetzt die Verwicklung, welche die treibende Kraft verdeckte, ganz einfach. Sie war eben nichts anderes als eine mit der Zeit festgeformte Vereinigung von Privaten, die je nach Bedarf ihren Namen und ihre Ziele änderte: als Agitationsgesellschaft, die im Lichte der Humanität werben und die selbstfüchtigen Pläne verdecken sollte, hieß sie Emin-Entsatz-Komitee; als Geschäftsfirma, die auf

<sup>1)</sup> Im Dezember 1887 aus Edinburgh; abgedruckt in Emin's Reiseberichten XIV—XVII.

<sup>2)</sup> Briefe Emin's an Schweinfurth, 3. und 18. März 1883. Reiseberichte, S. 424.

<sup>3)</sup> Dies geschah nach dem Ausbruch der Stanley'schen Expedition, so daß der Führer von dieser neuen Gründung noch nichts wissen konnte. Wir werden später sehen, daß er bei den Verhandlungen mit Emin schon das Vorhandensein einer derartigen Gesellschaft vermutet und sich dadurch verrät.



die materielle Ausbeute der Äquatorialprovinzen spekulierte, hat sie sich selbst keine Bezeichnung gewählt, aber durch ihre Thätigkeit eine solche nahe gelegt, nämlich Mackinnon & Komp., und endlich als politische Erwerbsgesellschaft, die in den oberen Nilgegenden die britische Flagge entfalteten wollte, englisch-ostafrikanische Gesellschaft. Alle drei Bezeichnungen sind identisch, wenigstens in der Weise, daß der Ausschluß der letzteren den beiden ersten entspricht, und wenn man für alle drei einen einzigen Namen aufstellen wollte, so könnte man es vielleicht am passendsten mit dem Titel thun, Aktiengesellschaft zur Erwerbung der Äquatorialprovinzen unter philanthropischem Aushängeschild. Hierbei ist es ganz gleichgültig, ob die aufgebrachten Gelder aus den Taschen der einzelnen oder direkt aus der Kasse der Gesellschaft hervorgegangen sind; denn im ersteren Fall wären sie doch nur als Anleihen zu betrachten, die namentlich beim Vorsitzenden in beträchtlicher Größe erhoben wurden. Mackinnon zahlte nämlich mit seiner Verwandtschaft zuerst 3300 Pfd. St. und, als später eine Mehrforderung nötig war, zusammen ziemlich 5000 Pfd. St. 1)

Im Komitee befanden sich auch eine Anzahl Gönner, wie Oberst Grant, Begleiter Spekes auf seiner letzten Reise, der also Emin's Provinz aus eigener Anschauung kannte, Oberst Sir Francis de Winton, der frühere Generaladministrator des Kongostaats und spätere Gouverneur der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft in Mombas, Oberst Sir Lewis Pelly, früherer politischer Vertreter in Sansibar, Hug Dawnay, vom Kriegsministerium, Sir John Kirk, früherer Generalkonjul in Sansibar usw. 2), Männer, die direkt oder indirekt mit der ostafrikanischen Gesellschaft in Verbindung standen, und von denen es zum Teil zweifelhaft war, ob sie beim Komitee die Verhandlungen als Vertreter der Regierung leiteten oder bei dieser jene vertraten.

Die Wirksamkeit der beiden ersten Eigenschaften haben wir kennen gelernt, es erübrigt noch, der letzteren näher zu treten. Wir müssen uns hierbei an einen Erfahrungssatz der englischen Politik erinnern, daß die Initiative bei den meisten englischen Erwerbungen von Privaten ausgegangen ist, und zwar ist das Manöver dabei folgendes: englische Missionare, Kaufleute und Forschungsreisende verbreiten sich gleich Fühlhörnern über alle Weltteile, suchen in günstigen Gebieten festen Fuß zu fassen und Rechte zu erwerben. Gelingt dies, so wird die Regierung in Kenntnis gesetzt, und die Annektierung ist nicht mehr fern. Jene Leute sind also politische Agenten, die mit Ausnahme der Missionare zugleich für die eigene Tasche arbeiten, denen aber auch, wenn sie sich bewährt haben, derartige Missionen von der Regierung übertragen werden. In zweifelhaften Fällen, zumal wo man mit anderen Machthabern in Kollision gerät, werden von den Privaten alle Mittel aufgeboten, ihren Ansprüchen tatsächlich Nachdruck zu geben, während ihre Regierung die diplomatischen Verhandlungen in die Länge zieht. Die erfolgreichste Politik eines Rivalen

1) Stanley, „J. d. A.“ I. S. 35 II. S. 456.

2) Stanley führt diese ins Treffen, um Sir G. Baring zu zeigen, „daß es in England ebenso erfahrene Männer (gäbe), wie die Herren Schweinfurth und Junfer . . . , welche hier (in Kairo; man höre!) als Fachmänner betrachtet werden“. Stanley, „J. d. A.“ I. 50, 52. Einleitung zu „Stanleys Briefen“, S. VII.



kann hiergegen nur darauf hinausgehen, baldigst eine Thatsache zu schaffen entweder auf dem Wege internationaler Vereinbarungen oder durch rücksichtsloses Vorgehen und Zuorkommen. Der Berücksichtigung des letzten Prinzips verdankt Deutsch-Ostafrika, der Vernachlässigung desselben von seiten Deutschlands Englisch-Ostafrika seine Entstehung. Immer ist die englische Regierung ihren Untergebenen allerdings nicht auf diesem Wege gefolgt, da sie Rücksichten auf zu sehr beteiligte oder nach dem Völkerrechte gesichertere Staaten zu nehmen hatte, aber in der Regel hat sie doch eine Weisbegünstigung, öfter mit der Zeit auch ähnliches Unrecht errungen, auf dessen Grund sie später die Annektierung noch möglich machte. So ist z. B. in neuester Zeit das Schire-Njassa-Hochplateau erworben, eben das Land, auf das der uneigennützigste Livingstone das Interesse seiner Landsleute gelenkt hatte.<sup>1)</sup> Die Vorarbeiten gingen von der schottischen Mission in Blantyre am oberen Schire aus, die aber den Schein politischer Thätigkeit vermeiden wollte und deshalb eine Handelskompanie schuf, damit eine weltliche Kraft die Früchte ihrer Wirksamkeit auch zu Englands Nutzen verwenden könne.<sup>2)</sup> So wurden die Unternehmungen der neu gebildeten African-Lakes-Company von Blantyre aus geleitet, machen aber den humanen Zielen der Mission wenig Ehre, da ihr Weg vielfach mit Blut gezeichnet ist. Die Regierung kam schon früh ihrer Aufgabe nach, indem sie, wohl mehr zur Beobachtung, einen englischen Konsul an den Schire entsandte, also in Gebiete, die man bisher ohne Bedenken der portugiesischen Krone zugewiesen hätte. Als dann in neuester Zeit die Portugiesen die Gefahr erkannten und ihr zuvorkommen wollten, wies die englische Regierung alle Einwendungen kurz zurück, nachdem sie schon im deutsch-englischen Abkommen zuvor von diesem Erwerb als selbstverständlich ausgegangen war. Im Sudan lagen die Verhältnisse insofern anders, als die positiven Rechte erst erworben werden sollten, aber auch hier ergriffen Private die Initiative, die indes erst durch die Inspiration und den Schutz der Regierung thatkräftig wurde. Die Mission erhielt bei diesen Plänen nur eine untergeordnete Rolle, der sie sich aber zu gewissenhaft unterzog und infolgedessen ihren eigenen Ruin verschuldete (in Uganda).

Nach der Konstituierung und Finanzierung der ostafrikanischen Gesellschaft war ihre Thätigkeit gleichwohl noch eine geteilte. Das Interessengebiet war zwar durch das Abkommen mit Deutschland gesichert, aber die Regierung hatte ihr noch keine Befugnisse verliehen, die Erwerbung mit Rechten und Pflichten zu übernehmen. Die Leitung der Kompanie suchte weitgehende Privilegien zu erlangen, um ähnlich wie die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft im Besitz von völkerrechtlich anerkannten Hoheitsrechten nur wenig beschränkte Aktionsfreiheit zu haben, und gerade der Hinweis auf dies Verfahren in Deutschland scheint das Ministerium Salisbury zu weiteren Zugeständnissen veranlaßt zu haben. Wir greifen im folgenden etwas vor, da die erst später erhärtete Thatsache damals von den maß-

<sup>1)</sup> Livingstones politische Thätigkeit ist in neuester Zeit vielfach gerühmt; so z. B. von G. Drummond in seinem Bericht „Inner-Afrika“.

<sup>2)</sup> Von Wislmann, „Antwort auf den offenen Brief des Herrn Warnke“, S. 7.



gebenden Faktoren bereits als solche anerkannt wurde. Macdonon war auch schon überzeugt, daß er einen genügenden Schutzbrief erhalten würde, aber es blieb nur zweifelhaft, wie weit die Unterstützungen und Beaufsichtigung der Regierung reichen würde. In dieser Gewißheit konnten die Unternehmungen in Afrika immer schon ins Werk gesetzt werden, wenn auch die Verhandlungen in London einen schleppenden Verlauf nahmen. Noch am 31. Mai 1888 erklärte Unterstaatssekretär Sir L. Fergusson im Hause der Gemeinen, daß die ostafrikanische Gesellschaft noch keinen Schutzbrief erhalten hätte; wenn dies jedoch geschähe, würden die Maßnahmen der Gesellschaft beständig unter der Oberaufsicht der Regierung derart vor sich gehen, daß nichts geschehen würde, was nicht der Ehre des Landes angemessen sei. Diese Aussage kennzeichnet den Standpunkt der Regierung, läßt aber auch erkennen, daß die Frage im Prinzip bereits entschieden war, da sonst die Verhandlungen nicht so ausgedehnt, und die Kontrolle nicht derartig ins Detail behandelt wäre. Bald darauf, unter dem 3. September 1888, folgte auch die Verleihung der Charte<sup>1)</sup> durch die Königin, welche die Thätigkeit der Gesellschaft der Überwachung und Amtsgewalt des Staatssekretärs unterstellt, im übrigen fast uneingeschränkte Machtvollkommenheit zugesteht. Die englische Regierung erkennt auch die bisherigen Erfolge der Kompanie als zu Recht bestehend an, so namentlich den mit dem Sultan von Sansibar abgeschlossenen Vertrag, auf den wir weiter unten eingehen werden. Zu den Rechten gehört, außer daß von ihr Gesetze und Verordnungen erlassen, Steuer und Zölle erhoben werden können usw., namentlich die Konzession, militärische Befestigungen anzulegen, Soldaten zu unterhalten und Schiffe auszurüsten. Hiermit erhält die Gesellschaft alle Machtbefugnisse eines Staates und ist in ihrer Souveränität durch die Regierung nur nominell beschränkt, da ihre Interessen mit dieser vollkommen harmonieren, folglich jede Beaufsichtigung sich auf die Beziehungen mit anderen Staaten beschränkt. Den Anstoß zu so weit gehenden Privilegien gab wohl die deutsche ostafrikanische Gesellschaft, während als Vorbild die frühere Gestaltung der East India Company gedient hat.<sup>2)</sup> Der Grundzug des konservativen Kabinetts ist auch hierbei klar zu erkennen: Salisbury nutzte seinen Sieg erfolgreich aus, indem er

<sup>1)</sup> Der Text findet sich im Blue-Book, C 5603, Africa Nr. 10 (1888), S. 40.

<sup>2)</sup> Die Verleihung einer Gesellschaftscharte hat sich in der Praxis englischer Kolonial-Politik als erfolgreiches Mittel herausgebildet, in der Art, daß sie auf beschränkte Wirkungszeit verliehen wurde, nach deren Ablauf die Regierung die so für sie kostenlos kolonisierten Gebiete als Staatseigentum übernommen und den direkten Nutzen einheimisch hat. So war es mit der ostindischen Kompanie gewesen, deren erfolgreiche Thätigkeit überhaupt zu diesem Manöver erst Veranlassung gab; ihre Charte hat vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1858 Kraft gehabt, in welchem Zeitraum sie nicht weniger als 1648 944 qkm für Großbritannien erworben hat. Die Royal Niger Company, Chartered and Limited, die ihre Charte am 1. Juli 1886 erhielt, hat ebenfalls schon Proben ihrer ausgedehnten und gewinnbringenden Thätigkeit abgelegt und steht vielleicht schon Anfang des nächsten Jahrhunderts vor der Entscheidung, ihr Gebiet in eine Kronkolonie umgewandelt zu sehen. Nicht viel länger wird die hier in Betracht kommende Imperial East African Company ihre gerühmte Selbständigkeit bewahren, sobald das Land bis zum Ufersee durch eine passende Administration gesichert ist. Möglicherweise jedoch hat die Regierung den Wirkungskreis tief in den Sudan hinein ausgedehnt, so daß wir noch lange mit dieser Kompanie zu rechnen haben.



die Grundlage zur Sicherung der Länder am Ufersee und ein schwerwiegendes Gegengewicht gegen deutsche Bestrebungen schuf; zudem nahm er die Regierung finanziell nicht in Anspruch, ließ aber ihre Pläne mit vielleicht größerer Energie ausführen, als wenn sie selbst diese Aufgabe übernommen hätte.

Unterdessen begann die aktive Thätigkeit in Afrika, die sich wiederum auf zwei Gebiete erstrecken mußte. Durch das Londoner Abkommen war die Herrschaft des Sultanats Sansibar genau begrenzt und reichte auf dem Festlande über eine Küstenzone von zehn Seemeilen in gleicher Tiefe nach dem Innern. Um diese durchbrechen oder übernehmen zu können, hatte Mackinnon schon Mitte 1885 mit Said Bargasch Verhandlungen angeknüpft, in denen er „Zugeständnisse weitgehender Natur“ beanspruchte.<sup>1)</sup> Aber man kam zu keiner Einigung. Jetzt, nachdem die Interessensphären bestimmt waren, trat die Notwendigkeit noch dringender hervor, und da in nächster Zeit die Emin-Expedition in Sansibar sich sammeln sollte, übertrug man erklärlicherweise dem Führer, der doch von dem tieferen Binnenlande Besitz ergreifen sollte, zugleich die Verhandlungen mit dem Sultan, um den Zugang zu jenen Gebieten zu sichern.

Ferner mußten die Operationen auf dem Festlande begonnen werden. Das Natürlichste wäre freilich gewesen, allmählich nach dem Ufersee vorzudringen und dahin eine Stappenstraße anzulegen, die etwa bei Kawi-rondo mit einer Hauptstation abschlösse. Hierin wäre denn auch die schon lange in Aussicht genommene Eisenbahn zu legen, um einerseits die beste Basis zu schaffen, auf der Nordseite des Sees vorzudringen und den Nil abwärts den englischen Einfluß am Albertsee und auf den Sudan aus-zudehnen; andererseits um die handelspolitische Übermacht im Seengebiet zu gewinnen und den Verkehr nach Mombas abzuziehen.<sup>2)</sup> Jedoch die Gesellschaft übereilte sich hierbei, da sie die Emin-Bewegung ausbeuten konnte und darauf das Hauptgewicht legte. Hierdurch wurden die Ope-rationen geteilt; die einen beschränkten sich darauf, das Land vom Ufersee zur Küste, die anderen die Gebiete am oberen Nil zu gewinnen; beide sollten sich dann die Hände reichen und die Verbindung herstellen. Der erste Punkt war von vornherein notwendig und schien, da keine ungeahnten Hindernisse sich zeigten, ausführbar, dagegen der andere war spekulativ und verlangte außerordentliche Vorkehrungen. Geling dieser, dann war die Grundlage zu einem großen, afrikanischen Indien gelegt, das für das sich wahrscheinlich später loslösende asiatische Ersatz bieten konnte.

Aber noch weiter richtete man in London seine Blicke. Der Haupt-gegner der handelspolitischen Pläne am Ufersee war Deutschland, das im Westen des Sees nach Norden vordringend die Unternehmungen ge-fährden, wenigstens ihnen die Ausdehnung nach Süden abschneiden konnte.

1) Lord Granville in einer Depesche vom 25. Mai 1885 an Sir G. Malet.

2) Die erste Erwähnung der Eisenbahn findet sich in der bereits öfter angeführten Depesche Granvilles an Malet. Nach dem Mißlingen blieben beide Punkte für den Bau maßgebend, nur der letztere wurde noch auf das Kilima-Ndscharo-Gebiet ausgedehnt, um den Verkehr, der bisher nach Tanga und Pangani gezogen war, in die englische Interessensphäre hinüberzuleiten. Deshalb wurde die im August 1890 (?) begonnene Feldspureisenbahn von Mombas zuerst nach Taveta gelegt.



In ähnlicher Weise mußten die drei Missionsgesellschaften und die abhängige African Lakes Company im Schire-Njassa-Hochplateau, die auf der von Livingstone vorge schlagenen Route nach dem Tanganjika strebten<sup>1)</sup>, auf deutsche Ansprüche stoßen. Beide Teile vereinigten sich, um von Norden und Süden aus den deutschen Interessen in den Rücken zu fallen und deren Ausdehnung nach Westen durch einen Gürtel von englischen Ansprüchen einzuzengen.<sup>2)</sup> Als Beweis, daß man schon an die tatsächliche Ausführung dieser Pläne dachte, dient der Auftrag, den Missionar Mackay erhielt, die Häuptlinge südlich des Njanjasees für England zu gewinnen.<sup>3)</sup> Diese große Aktion, die zuerst mehr eine handelspolitische Gestalt anzunehmen schien, sollte gleichfalls von humanitären Bestrebungen getragen werden und unter der selbstlosen Flagge der Ausrottung der Sklavenjagden vor sich gehen. Man würde solche Pläne, wenn sie von Deutschen erjungen wären, in der deutschen Presse ohne Bedenken mit Kolonial-Chauvinismus verurteilt und sie sofort in das Gebiet von Utopien verwiesen haben; in England aber sind sie nicht nur von vielen Gesellschaften gutgeheißen, sondern auch von einer einmütigen Presse beurteilt und dem Interesse empfohlen worden. Wären der Ausführung nicht die unleidigen, diplomatischen Verhandlungen in Europa zuvorgekommen, so wäre es heute gewiß zweifelhaft, wessen Flagge in diesen Gegenden das größere Anrecht besäße.<sup>4)</sup> Glückten dies vereinte Vorgehen zwischen den Seen und die Pläne im Sudan, dann hätte man in der That bald behaupten können, daß Afrikas Geschichte von Alexandrien bis zur Kapstadt in London gelenkt würden.

Das Emin-Unternehmen war hierbei ein besonderer Fall, der die Operationen der ostafrikanischen Gesellschaft zu schnell nach dem Sudan

1) Im Anschluß hieran wurde die bekannte Stevenson Road geplant, die aber immer noch nicht zur Ausführung gebracht sein soll.

2) In einem Eingekandt in der „Times“ sind diese englischen Bestrebungen klargelegt, wobei auch bemerkt wird, daß „die herzliche Mitwirkung der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft gesichert“ sei. Vergl. „Deutsche Kolonialzeitung“, Neue Folge II. Jahrgang Nr. 23 S. 177 ff., Nr. 24 S. 187 ff.

3) Von Wisemann, Antwort auf den offenen Brief D. Warnecks, S. 8.

4) Die deutsche Regierung hat ihre Unthätigkeit diesen englischen Privatgelisten gegenüber damit entschuldigt, daß sie Mitte 1887 in London die Erklärung abgegeben hätte, bei den Zugeständnissen von 1886 wäre sie nur von der Voraussetzung ausgegangen, daß ihr südlich des Viktoria-Sees und östlich vom Tanganjika- und Njassa-See freie Hand gelassen würde. Die englische Regierung hat hiermit ihr Einverständnis erklärt und das gleiche Recht für das Hinterland der englischen Sphäre durchgesetzt, durfte also jenen Bestrebungen nicht ihren Schutz geben. („Denkschrift über die Beweggründe zu dem deutsch-englischen Abkommen.“ Deutsches Kolonialblatt“ I. Jahrgang Nr. 10, S. 170.) Jedoch wäre eine Umgehung dieser Vereinbarung nicht die erste gewesen in der englischen Kolonial-Politik — man denke z. B. an das Schire-Njassa-Hochplateau —, noch dazu da die öffentliche Meinung, die schon oft die Regierung zu den weitgehendsten Schritten veranlaßt hat, diesen Fragen gegenüber nicht nur eine sympathische, sondern sehr agitatorische Stellung einnahm. Ehe aber neue Thatfachen eine Änderung der Lage nicht erkennen ließen, konnte Salisbury nicht von obigem Standpunkt zurücktreten und mußte deshalb sowohl vor wie nach der Stanley'schen Expedition allen Verdächtigungen mit der Erklärung entgentreten, daß Stanley von der Regierung keine Aufträge erhalten resp. seine Verträge nicht im Namen Ihrer Majestät abgeschlossen habe, da man „nicht beabsichtige, im Hinterland der deutschen Interessensphäre Erwerbungen zu machen“.



verlegte und ihre Thätigkeit über Verhältnis anspannte und zersplitterte. Der Erfolg war auch bei längerer Überlegung sehr zweifelhaft: Emin's Herrschaft trug den Keim des Unterganges in sich, den eine hinzukommende Hilfsexpedition wohl eine Zeit lang hinausschieben, aber nicht völlig abwenden konnte. Die einzige Möglichkeit zu dauernder Erhaltung wäre gewesen, durch nachfolgende, kostspielige Expeditionen die Position am oberen Nil zu stärken und die Muhdiherden, also einen Feind, vor dem selbst die englische Regierung die Flagge gestrichen, so lange zurückzuhalten, bis eine sichere Verbindung längs des Nord- und Ostufers des Ukerewe mit der Küste geschaffen wäre. Diese Pläne waren aber ohne Etappen aussichtslos und finanziell unerschwinglich. Es wäre hierzu am vorteilhaftesten gewesen, eine feste Basis am See zu gründen, von der aus die Expedition zu Emin ziehen und die Verbindung anbahnen konnte. Um aber ein starkes Bollwerk zu schaffen, fehlte die Zeit, da Emin bei jedem neuen Ansturm erliegen konnte, und ob sich die erste Expedition ohne sicheren Rückhalt lange halten konnte, war wiederum sehr zweifelhaft. Zu derselben Zeit, zu der man Unterstützungen nach Hat el G'itwa führte, hätten die Länder zwischen Mombas und dem Ukerewe erforscht und besetzt, sowie Etappen angelegt werden müssen. Damit unterhielt man aber zwei Armeen zugleich, beide in vollster Thätigkeit und gegen verschiedene Feinde wirkend.

Solchen Aufgaben konnte sich wohl eine Gesellschaft, und verfügte sie über noch so bedeutende Kapitalien, nicht gewachsen fühlen. Die findigen Politiker in London erfanden denn auch einen Ausweg, der die doppelten Operationen beschränkte und mit geringeren Unkosten zu demselben Ziele führte. Nämlich sobald die Unterstützungsgruppe Emin erreicht und ihn mit seinen Leuten für die Dienste der Gesellschaft gewonnen hatte, wollte man den unheilvollen Kampf gegen die Muhdisten aufgeben, da die reaktionäre Bewegung nach dem Tode des Muhdi im südlichen Sudan noch nicht an Kraft verloren zu haben schien, und das Land verlassen. Emin sollte mit seinen Truppen und Vorräten (Eisenbein!), geführt von den Agenten der Gesellschaft, nach der Nord-Ostseite des Ukerewe ziehen und hier das noch fehlende Bollwerk gründen, von dem aus man mit vereinigten Kräften die Gebiete bis Mombas leicht erwerben konnte. Sobald dies gelungen, konnte der Vormarsch durch Uganda und Anyoro nach den Äquatorialprovinzen und dem Sudan ohne zu große Hemmnisse unternommen, und die ersehnte Erbschaft am oberen Nil angetreten werden. 1)

Die auszuführende Expedition zeigte sich also dem aufmerksamen Beobachter als ein politischer Schachzug, ausgeführt und ausgebeutet von Geschäftsleuten, die unter der Maske der Humanität gewinnstüchtige Politik trieben. An Emin's Persönlichkeit lag ihnen gar nichts, wofür er nicht den Schlüssel zur Gewinnung der oberen Nilgegenden in Händen hielt, oder wenigstens nicht so viel, daß es des Schwerzes der edlen Briten wert gewesen wäre, aber sein Werk galt ihnen alles, und da sie dies nicht

1) Diese Gedanken gründen sich auf die englischen Anerbieten Stanleys bei den Verhandlungen mit Emin.

ganz erwerben konnten, wollten sie es zusammenstürzen, nachdem sie vorher die Schätze an sich gerafft, um es später wieder von eben demselben Gmin aufbauen zu lassen. Nicht helfen, sondern berauben, nicht retten, sondern zerstören war der Grundgedanke der englischen Expedition, und um diesen durchzuführen, scheuten sie, wie wir später sehen werden, weder Lügen, noch offene Gewalt und Verrat. Man ersieht, wie elend die Krämerpolitik des Komitees unter der Hülle hochtrabender Phrasen ihrem Eigennutz fröhnte, indem sie die letzte Kulturstätte im Innern Afrikas zum Hohn aller Gefittung preisgab, elender wahrhaft noch, als die Gladstone'sche Politik Ägypten zwang, den Sudan zu räumen, um ihn später selbst zu besetzen. Beide haben sich nichts vorzuwerfen, sie sind einander wert!

---



### III. Die Pläne der englischen Regierung.

So war mit einem Schlage die schon lange schwebende Sudan-angelegenheit im englischen Kabinett wieder zur Tagesfrage erhoben. Man schien bisher entweder noch unschlüssig zu sein, von welchem Punkt aus man die Okkupation des Sudan beginnen sollte, oder hatte sich bereits für Sauakin entschieden und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit; jedenfalls waren noch keine ernstlichen Anstalten getroffen. Die Emin-Bewegung nun veranlaßte Operationen von englischen Privaten im südlichen Sudan, durch die ein geordnetes Staatswesen erworben, und der beste Anhaltspunkt für ein weiteres Vordringen geschaffen werden konnte. Noch günstiger gestaltete sich die Frage durch zwei weitere Umstände; erstens wurde das Unternehmen von einer kapitalkräftigen Gesellschaft organisiert, so daß alle Unkosten für die Regierung fortfielen. Dies ist bekanntlich ein sehr wesentlicher Punkt in der englischen Politik, auf den vor allen die Fortschritte der ostindischen Kompanie zurückzuführen sind. Zweitens konnte man hier eine kleine Armee übernehmen, die sich gegen übermächtige Feinde bisher rühmlich hervorgethan hatte und die nur Waffen und Munition bedurfte, um die Gegner auch ferner abzuhalten. Dem militärrahmen England kam dies sehr gelegen, da es in seinen Kriegen stets bemüht ist, Bundesgenossen für sich kämpfen zu lassen, wobei soeben erst Gladstone in Massanah sich vergriffen hatte. Solche Ausichten waren an den Ostpunkten der Sudanperipherie nicht zu erzielen; im Gegenteil, was dort am schwierigsten, erschien hier am leichtesten, und was hier schwierig war, mußte doch in nächster Zeit ausgeführt werden.

In Hinblick hierauf änderte der englische Premierminister seinen Kurs und hieß ein aktives Vorgehen vom Süden aus gut. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß er von diesem Standpunkt schon Oktober 1886 ausgegangen war, und daß die Erwerbung des englischen Besitzes in Ostafrika hiervon die direkte Folge gewesen sei; wenigstens nicht insoweit, als hierdurch der Beginn der Operationen im Sudan veranlaßt werden sollte, wenn auch ein späteres Vorschieben der englischen Interessensphäre zu den oberen Nilgegenden wohl in Betracht kam. Diese günstige Handhabe, welche die Expedition den Zielen der Regierung bot, mag wohl zur Verleihung der weitgehenden königlichen Charte beigetragen haben.

Desgleichen schien es im Hinblick auf die drohende Lage Englands im Njassa-Hochplateau thunlich, dadurch daß man im Norden die Ausföhrung sicheren Händen anvertraute, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Süden richten zu können. Nämlich Portugal versuchte hier, gestützt wie

so oft auf nur historische Rechte, kraft der Hinterlandstheorie jene Gebiete zu besetzen, wo sich die britischen Missionsgesellschaften eingenistet hatten, um durch einen breiten Gürtel ihre west- und ostafrikanischen Besitzungen zu verbinden. England protestierte bekanntlich und erreichte seine Ziele, so daß die ostafrikanische Gründung eigentlich Veranlassung geworden ist zur Aulehnung der afrikanischen Seengeellschaft an den neuen Staat und den ihr später verliehenen Schutzbrief.

Aus dem bisher Gesagten sind die Gründe leicht abzuleiten, weshalb die englische Regierung nicht in den Vordergrund trat und eine staatliche Expedition ausandte; wir heben folgende Punkte noch besonders hervor: 1) der Sudanfeldzug berechtigte sie nicht dazu; denn da das konservative Kabinett die Erbschaft Gladstones in dem Sinne beibehielt, daß die Übernahme des Protektorats in Agypten aus-, der vorläufige Verzicht auf den Sudan eingeschlossen blieb, und demgemäß alle Operationen in reservierter Haltung ausgeführt wurden, wäre ein so baldiger Beginn energischer Maßregeln im Sudan ohne selbststüchtige Pläne undenkbar, und würde dieser Versuch auch die englische Politik in Kairo in ihrer ganzen Zämmerlichkeit entlarven. Zudem war Emin Pascha noch ägyptischer Beamter, und wenn man auch der Zustimmung des Khedive bei seiner Engagerung sicher war, hätte man doch leicht bei der Türkei oder bei den Westmächten auf Schwierigkeiten stoßen können, die eventuell die ägyptische Frage beendigt hätten. Aber Salisbury scheute hierin ebensowohl einen Schrecken ohne absehbares Ende wie ein Ende mit Schrecken und suchte vor allen Dingen den augenblicklichen Zustand aufrecht zu erhalten; 2) die Unkosten konnten im Fall des Mißlingens bei wechselnden Ministerien verhängnisvoll werden; 3) war das Unternehmen so ungewiß, daß die Gefahr sehr nahe lag, ähnlich wie beim Wolseley'schen Zuge Fiasko zu machen. Zu einem Überführen Emin's nach Kawirondo konnte sich das Kabinett nicht verstehen, um nicht in den Augen der Welt der Sudan-affaire die Krone der Schändlichkeit aufzusetzen, aber eine Behauptung von Hat el Estiva nahm zu viel Geld in Anspruch.

Im ganzen knüpfte die Politik Salisburys unmittelbar an die energischen Anfänge Gladstones im Pharaonenlande an. Sein Programm enthielt zwar ein allmähliches Eindringen in den Sudan; aber die Eminfrage war ein Präzedenzfall, der ein schleuniges Handeln erforderte trotz der eventuellen Widerwärtigkeiten, in die man durch den Aufstand verwickelt werden konnte. Man ahmte hierin auch äußerlich, aber unbewußt, jener Politik nach, indem man, obwohl nur an der östlichen Seite des Sudan thätig, plötzlich seine Operationsbasis im Süden suchte. Im Nillande war dieser Vorgang sehr günstig verlaufen; man hielt Alexandrien militärisch besetzt, wandte sich dann plötzlich mit der Hauptmacht nach Sues und warf den Feind im Rücken zu Boden.

Aber es war noch eins, was diesem Schachzug seine wahre Bedeutung verlieh, das war das Zurückdrängen der Gegnerschaft Deutschlands. Schon seit dem Hissen der deutschen Flagge in Angra Pequena hatte man in England mit wachsender Besorgnis die thatkräftigen Anfänge des neuen Rivalen verfolgt und seit den großartigen Erfolgen von Dr. Peters und seinen Emisären war man denselben in gehässiger Weise entgegengetreten.



Der englische Einfluß in Sansibar, der bisher offizielle Kraft im Sultanat befehen, war nachhaltig erschüttert, die englischen Interessen auf die Dauer kaum konkurrenzfähig, und was das schmerzhafteste war, ein Land, dessen Erwerbung für sie nur noch eine Frage der Zeit war, teilweise ihnen verloren, teilweise der Haupteinnahmequellen beraubt. Die Priorität der Erforschung, alle Verdienste der Reisenden und Missionare waren entgegen- gesetzt dem bisherigen Grundgedanken britischer Annektierungen vergeblich und hatten nur dazu beigetragen, die Kolonisationsarbeit dem Gegner zu erleichtern. Aus dieser Stimmung war das *Beto Salisburys* abzuleiten, das zum bekannten Abkommen führte, und hierauf waren nicht zum mindesten die überhasteten Pläne englischer Gesellschaften zurückzuführen, die das Hinterland der deutschen Interessen vorweg besetzen wollten. Wenn sich dem gegenüber auch die britische Regierung zweifelhaft verhielt, so war sie doch entschlossen, die deutsche Konkurrenz möglichst vom Ukerewe, namentlich von den Landstrichen zwischen diesem See und dem Kongo- staat, also von der Verbindung nach Anyoro, Uganda und dem Sudan, fernzuhalten. Die Deutschen konnten auf zwei Seiten zum oberen Nil kommen, einmal von Witu aus den Tana aufwärts durch das gefährdete Massailand, oder von Sansibar auf der Hauptverkehrsader Ostafrikas. Jene Gefahr glaubte die britische ostafrikanische Gesellschaft durch Ein- schließung Witus zu beseitigen, aber dieser konnte man bisher nicht ent- gegentreten. Den ersten Anlaß, hier Ansprüche zu erwerben, bot gleich- falls die beabsichtigte Expedition, die entweder auf dem Hin- oder Rück- marsche jene Gegenden durchziehen sollte. Das Unternehmen zeigt sich also im Gegensatz zu dem, was in London annonciert wurde, als ein rein nationales, das, ehe Deutschland durch diplomatische Verhandlungen oder aggressives Vorgehen Ansprüche erwarb, ein fait accompli schaffen sollte.

Hier galt es für die englische Regierung einzusetzen, um Deutschlands Expansionskraft zu beschränken, und hier wiederum war der günstigste An- knüpfungspunkt, den Sudan zu besetzen. Die Vereinigung beider Gesicht- punkte giebt erst der Expedition die wahre Bedeutung. Das Unternehmen wurde unter die direkte Kontrolle des Auswärtigen Amtes gestellt, ohne dessen „Mitwirkung und Zustimmung“ nichts beschloffen werden durfte.<sup>1)</sup> Die Aufgabe der Regierung war dabei eine doppelte: erstens mußte sie das Vorhaben in richtige Bahnen lenken und zum Gelingen alle disposi- tionsfähigen Faktoren aufbieten, zweitens jedes fremde Eingreifen verhin- dern und den Erwerbungen ihren Schutz gewähren. Beides hat sie nach Kräften verfolgt. Zuerst ist die Formulierung der endgültigen Pläne der Gesellschaft, wie wir sie oben gesehen haben, auf das Eingreifen der Re- gierung zurückzuführen.

Das Gelingen der Expedition konnte die Regierung selbstverständlich nur durch materielle Unterstützung fördern, und sie that dies im ausge- dehntesten Maße. Zu den Sammlungen fügte sie zwar nur 30 000 Gat- lingpatronen hinzu<sup>2)</sup>, aber sie gewann einen neuen Aktionär, der die Hälfte der ganzen Expeditionskosten im Anfangsbetrage von 10 000 Pf. St.

1) Stanley, „F. d. N.“ I. S. 50.

2) Stanley, „F. d. N.“ I. S. 37.

übernehmen mußte<sup>1)</sup>, ohne an den Nettogewinn Anteil nehmen zu dürfen. Dies war die ägyptische Regierung, die für Englands Uneigennützigkeit zugleich Fahne und Namen hergab. Ägypten war trotz der Aufgabe des Sudan direkt verpflichtet, seine letzten Beamten aus den Äquatorialprovinzen heimzuholen oder ihrer Pflicht zu entbinden; aber sie hätte dies ohne Druck ebensowenig gethan, als sie ehemals nur gezwungen wurde, die Erklärung zur Evakuation des Sudan zu veröffentlichen. Was sie damals opfern mußte, sollte sie jetzt für einen andern wiedergewinnen helfen. Der englische Generalkonjul in Kairo Sir Evelyn Baring wies im Namen seiner Regierung den Khedive kurz zur Unterstützung an, und diese englische Marionette hatte nichts anderes zu thun, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, ohne sich vielleicht klar zu werden, zu welchem Zwecke sie eigentlich ihr Geld hingäbe. Bei dem finanziellen Ruin schien eine so bedeutende Heranziehung zu den Kosten doch zu unbarmherzig, und deshalb versprach die englische Regierung seinem Schützling, falls die Expedition gelänge, aus Emin's Elfenbeinschätzen Entschädigung.<sup>2)</sup> Man vergißt hierbei ganz, daß, wenn überhaupt jemand auf Emin's Elfenbein Anspruch erheben könnte, es doch von Rechts wegen allein die ägyptische Regierung war, und auch Emin würde dieser, falls sie sich anders gegen ihn benommen oder noch bei der Expedition selbst maßgebend ihm gegenübergetreten wäre, sicher vor den englischen Spekulantem den Vorzug gegeben haben. Die Aufträge, die der Khedive der Expedition mitgab, waren natürlich im Einverständnis mit dem englischen Vertreter abgefaßt und in London gutgeheißen; sie bezweckten, Emin überall die Wahl, den Engländern freien Raum zu lassen. Salisbury glaubte, hierdurch die Pläne der Gesellschaft noch dichter zu verhüllen und den besten Beweis für die englische Selbstlosigkeit zu liefern. Er irrte; denn er vergriff sich an einem längsverbrauchten Gladstoneschen Mittel.

Soweit der englische Einfluß reichte, wurden alle Reichsorgane angewiesen, die Expedition möglichst zu fördern resp. die Leitung in ihren Amtsbezirken zu übernehmen, so namentlich in Sansibar, wo der englische Generalkonjul den Sultan für die Anwerbung von Sansibariten gesügig machte.

Die zweite Aufgabe der Regierung werden wir später im Anschluß an die weiteren Unternehmungen der Gesellschaft verfolgen, da der Verlauf der Expedition zeitlich vorausgeht und das Verständnis erleichtert.

<sup>1)</sup> Stanley, „J. d. A.“ I. S. 35, II. S. 456.

<sup>2)</sup> Demnach konnte Rubar Pascha also von der Expedition einen Ersatz beanspruchen. Stanley, „J. d. A.“ I. S. 52.



## IV. Die Stanleysche Expedition.

### 1. Thätigkeit Stanleys bis zum Zusammentreffen mit Emin.

Nachdem die Gelder von der Gesellschaft und Regierung beschafft waren, glaubte man den Haupttrumpf auszuspielen, wenn man die Ausföhrung den sichersten Händen auf afrikanischem Boden anvertraute und dafür den mehr bekannten als gekannten H. Stanley gewann. Es ist dies der erste und größte Mißgriff, der alle anderen und das sich daraus ergebene Fehlschlagen erst verschuldete. Wir müssen hier dieser Persönlichkeit etwas näher treten, da sie den geschäftlichen und politischen Agenten der Gesellschaft, sowie den Vertreter der englischen und ägyptischen Regierung (und des Königs der Belgier) zugleich darstellt und als Chef der Expedition für den unglücklichen Verlauf verantwortlich ist.

Stanley hat allerdings die größten Vorbeeren im dunklen Kontinent errungen, aber weniger durch seine Fähigkeiten als durch sein Glück. Vom Jahre 1871 an, als er durch Auffindung Livingstones seinen Ruf begründete, bis zur letzten Durchquerung, in der er seiner Berühmtheit jeden moralischen Untergrund nahm, hat er ununterbrochen für die Erforschung Afrikas gearbeitet und ist doch kein Forscher geworden. Er blieb trotz seiner vielbesprochenen Größe ein Zeitungsreporter, der nach Afrika zog, um sich über interessante, bisher noch unbekannte Stoffe zu informieren und in der Presse daraus Gewinn zu schlagen. Dies geschäftsmäßige Betreiben unter dem Deckmantel der Zivilisation drückt allen seinen Unternehmungen ein unverkennbares Gepräge auf; ja, je selbstloser sie unternommen zu sein scheinen, mit desto größerer Sicherheit kann man annehmen, daß sie im Dienste einer heimlichen Spekulation ausgeführt sind. Seine Expeditionen sind keine Forschungsreisen, sondern alle praktische Geschäftsreisen, die durch eine günstige Fügung des Geschicks erfolgreich geworden und als Entdeckungreisen gepriesen sind. Daß bei solchen Aufgaben die Wissenschaft wenig oder gar keinen Nutzen davontrug, ist sehr erklärlich, und jeder Versuch Stanleys, durch Lösung wichtiger Probleme zu ihrer Bereicherung beizutragen, ist als völlig verfehlt zu bezeichnen. Wie er sein ganzes Wissen, als er zum erstenmal nach Afrika ausgesandt wurde, erst in einem Antiquariatsladen zusammensuchte, so hat er auch später stets den Grundsatz verfolgt, sich mit seinem Ziel erst näher bekannt zu machen. Dies Manöver mißlang aber oft; denn dem großen Gelehrten waren z. B. deutsche Schriften nicht zugänglich, soweit sie nicht in englischer Uebersetzung erschienen waren, und so kam es denn, daß er auf seiner letzten Reise Emin jede nähere Kenntniß vom Albertsee ab-

sprach<sup>1)</sup>, während doch dieser mit peinlicher Sorgfalt umfassendes Material von der Küste des Sees gesammelt und nach Gotha geschickt hatte.<sup>2)</sup> Stanley hatte eben weder wissenschaftliche Vorbildung, noch war er trotz seiner Erfahrung über den Vorwurf des Dilettantismus hinausgekommen, um auch nur Mittelmäßiges von seinen Fahrten heinzubringen; seine meteorologischen Beobachtungen, Routenaufnahmen u. dgl. waren, obwohl sie überhaupt nur selten vorgenommen wurden, in der Regel ungenau und mußten erst durch spätere Forscher korrigiert werden.<sup>3)</sup>

Wollends geriet Stanley erst in die Brüche, sobald er sich auf das Gebiet der Theorie begab, indem er die kühnsten und widersprechendsten Hypothesen aufstellte und dabei die „Stubengeographen“ in Europa verachtete, die seine Autorität bezweifeln konnten. Aber er hat seine Bestimmung nicht verfehlt; denn die Nemesis erfaß gerade ihn dazu aus, das, was er vorher als sicher hingestellt, auf späteren Reisen als ganz verkehrt zu beweisen. So auch hier: der Albert-Edwardsee, der nach seinen früheren Behauptungen und noch in seinem Briefe vom 1. September 1888 an die Geographische Gesellschaft zu London<sup>4)</sup> ganz gewiß in keiner Verbindung mit dem Albertsee stehe, zeigte sich bald darauf durch den Senklot mit diesem verbunden. Dies war eins der Hauptergebnisse seiner letzten Fahrt, daß er die Bestätigung dessen fand, was die „Dummheit“ der deutschen Geographen bereits lange festgestellt hatte.

Aber nicht ganz können wir ihm seine Fähigkeiten als Afrikareisenden abiprechen, vielmehr giebt uns die äußere Seite auch Gelegenheit zur verdienten Anerkennung. Stanley ist ein in sturmbewegter Zeit herangereifter Mann, den weder Hindernisse schreckten, noch Gefahren entmutigten, der nie verzagte, der jeder Verlegenheit gewachsen, ein Mann der Unerchrockenheit und Kraft. Das Maß seiner Energie, mit der er unaufhaltsam vordrang und alle Schwierigkeiten überwand, die Schärfe seines Geistes, mit der er die Lage zu erkennen und beherrschen verstand, vor allem aber seine eiserne Festigkeit und sicheres Wesen, das ihn noch nie verzweifeln ließ, und sein kraftvolles Auftreten im eigenen Lager, das jedes Murren erstickte und seine Leute voll Vertrauen an seine Person kettete, das war es, was ihn als großen Helden lange Zeit hingestellt hat, wobei man aber nicht vergessen darf, daß man vornehmlich auf seine eigenen Berichte angewiesen war. Mit unvergleichlichem Mut durchbrach er die dunkelste Stelle des Kontinents und stellte den Lauf des Kongo fest, überall bahnbrechend in unbekanntem Lande und nie gebeugt, ein Xenophon in seinen Thaten, ein Odysseus in seinen Fahrten. In dieser Stimmung konnte auch A. Petermann in Gotha begeistert einen Panegyrikus auf ihn anstimmen und ihn für den größten Entdeckungsvreisenden, ja größer als Kolumbus, erklären. Aber diese Zeit ist vorüber; er ist nicht das ge-

<sup>1)</sup> Stanley, „J. d. A.“ II. S. 220.

<sup>2)</sup> In der Redaktion von „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ von Prof. Supan bearbeitet.

<sup>3)</sup> Vergl. „Versuch einer Zusammenfassung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Stanley'schen Durchquerung“. Von Prof. Dr. Fr. Ragel in „Petermanns Mitteilungen“, Heft XI und XII. 1890.

<sup>4)</sup> Keltie, „Stanley's Briefe“ S. 53.



worden, was er versprach, oder besser, er war nicht das, was er schien. Stanleys Stern ist hierin erloschen und zwar von dem Zeitpunkte an, wo er mehr Held in Europa als in Afrika sein wollte; er hat seinen Meister gefunden. Genau betrachtet, hat er nur eine wahrhaft große That vollführt, die Verfolgung des Kongolaufes, die notwendig war, um ihn die höchste Staffel seines Ruhmes erklimmen zu lassen, die aber auch der Grenzpunkt seines Schaffens geblieben ist. Zwar ist die Durchquerung des Aruwimivaldes auch eine erstaunliche Leistung, aber Stanley hat an ihr nicht denselben Anteil, ausgenommen daß die vielen Versehen allein auf ihn zurückzuführen sind; sein Genie war erlahmt, und sein Heimmarsch nach Sanjibar glich einem Rückzug.

Nur eines können wir nicht umhin, diesem Manne ungeschmälert zuzuerkennen, das ist seine außerordentliche Geistesgegenwart, sein jederzeit entschlußreifes Wesen, das sich nie um Auswege verlegen zeigt. Wenn auch seine Entschlüsse nicht immer die besten waren, so wurden sie doch mit einer Konsequenz und Rücksichtslosigkeit ausgeführt, die keine Schranke kennt und unter jedem Preis, koste es, was es wolle, zum Ziel führen mußte. Aber in dieser Einheitlichkeit griff er oft zu Mitteln, die mit dem humanen Standpunkt, in dessen Dienst er sich gewöhnlich befinden wollte, nicht im Einklang standen; seine größten Expeditionen haben blutige Spuren von Verwüstung und Elend hinter sich zurückgelassen, nicht etwa, weil es nicht anders möglich war, sondern weil es seine Entschlüsse durchsetzten.

So hat sich Stanley überlebt. Die siebziger Jahre sahen seinen Ruhm werden, die achtziger ihn erlösen, und die neunziger werden ihn bespötteln. Zwei Leitsterne haben im wesentlichen sein Leben bestimmt, Geld und Ehre; beiden ist er in überhasteter Eile nachgejagt, und beide machen zugleich seine ganze Größe aus, so daß ihm eigentlich nichts fehlt, um sich nicht über die gewöhnlichen Sterblichen zu erheben. Stanleys Hauptfehler besteht darin, daß er in seinen eigenen Augen am größten dasteht, und daß er nicht müde wird, der Welt diese Überzeugung plausibel zu machen. Mit dem Sinken seiner Leistungsfähigkeit ist das Wachsen seines Ehrgeizes verbunden, dem er durch die weitgehendste Reklame unausgesetzt neue Nahrung zuführt. Durchdrungen von seiner Autorität, die ihn fast eifersüchtig auf sich selbst macht, verfehlt er nicht, uns in seinen Schriften unablässig Hymnen auf seine eigene Größe vorzusingen, in denen alle Begleiter begeistert oder beschämt einstimmen müssen. Aber weiter; dieser Zustand ist bei ihm ordentlich krankhaft geworden. In seiner Sucht, alles Namhafte selbst auszuführen, kennt er oft gar kein Verdienst mehr, als das eigene, und wenn er wirklich einem Begleiter eine Anerkennung zuspricht, geschieht es aus scheinbarem Großmut, oder um desto markanter seine Größe von einem matten Hintergrund abzuheben. Er schwelgt ordentlich dabei, die Verzweiflung der Seinen und sein heroenhaftes Ausdauern auszumalen, er kann gar nicht genug davon erzählen, daß er allein die Kraft besessen, alles zu erreichen und alles vorher zu wissen usw., ohne in seiner Selbstgefälligkeit zu beachten, daß er es ja allein war, der durch seine Versehen solche Schwierigkeiten und Gefahren verschuldet hatte. Stanley ist eben der *θεός ἐκ μηχανῆς* seiner eigenen Schriften, der aber



vom Verfasser nicht immer glücklich durchgeführt ist. Seine Lobgesänge nehmen mit Vorliebe einen selbstlosen, humanen Charakter an, und wie er selbst sich in seiner schlichten Bescheidenheit gern den „Märtyrer im Interesse der Brüderschaft der Menschen“ nennt, so ist alles Glend, was er durch seine Thaten heraufbeschworen, nur geschehen, um der leidenden Menschheit zu helfen und die „eiternde Wunde“ zu heilen.

Hierbei war eine ernste Gefahr zu vermeiden, in die der große Agitator wirklich gestürzt ist, nämlich daß er den Boden des Geschehenen verließ und in seiner Phantasie schwierige Umstände und Begebenheiten mithineinzog, die der Lage einen besonderen Reiz verliehen, andere dagegen, die nicht paßten, fortließ oder abschwächte. Der große Stanley ist also zum gemeinen Charlatan herabgesunken, und dieser Fall bezeichnet, wie überhaupt seine Thaten oft durch eine gerechte Schicksalsironie bestimmt wurden, gerade das größte Ergebnis seiner Wirksamkeit; denn durch seine unausgesetzten Reklame hat er das zweifelhafte Lob errungen, weite Kreise Europas für Afrika erwärmt und ein allgemeines Interesse hervorgerufen zu haben.

Einem solchen Mann wurde die Ausführung des Emin-Unternehmens anvertraut. Daß man für seine Schattenseiten blind war, ist erklärlich, da er damals in England allgemein für die größte Autorität aller auf Afrika bezüglichen Fragen angesehen wurde. Dies Engagement ist allein auf das Konto Mackinons zu setzen, der dafür um so mehr Propaganda machte, als man sich mit dieser Wahl gegenüber falschen Beschuldigungen rechtfertigte, insofern man jetzt für die selbstlosen Zwecke gewissermaßen einen neutralen Führer gefunden hatte. Seine Depesche, die den in Amerika weilenden Reisenden zurückrief, motiviert in ihrer lakonischen Kürze die Mission der Gesellschaft mit den Worten: „Geschäft dringend, Regierung billigt.“<sup>1)</sup> Sehr richtig; denn in der That übertrugen Geschäftsleute einem bewährten Geschäftszreisenden ein Geschäft. Gegen Weihnachten 1886 kam Stanley nach London, wo er sofort die Organisation der Expedition unternahm.

Die Hauptschwierigkeit bot noch die Wahl des Weges, bei der Stanley die Kongoroute, das Komitee natürlich eine der östlichen befürwortete. Das Auswärtige Amt scheint ebenfalls letztere gutgeheißen zu haben, so daß diese festgesetzt und Vorbereitungen dazu in Sansibar getroffen wurden. Das Komitee mußte vor allem danach sehen, entweder auf dem Hin- oder Rückmarsch, am besten auf beiden, die Expedition für seinen Einfluß arbeiten zu lassen, und da der Weg durch das Massai-Land auch ihm zu gefährlich schien, genehmigte es die Route Sansibar-Mjalala-Karagwe-Unyoro, wo es ja gleichfalls einen wesentlichen Teil seiner Zukunftspläne der Verwirklichung näher bringen konnte. Stanley fügte sich grollend; er hatte mit der Kongoroute noch besondere Nebengedanken verbunden, auf die er nun verzichten sollte.<sup>2)</sup>

Im Anfang hatte Stanley alles aufgeboten, die Unzweckmäßigkeit der östlichen Routen darzulegen und zwar mit Gründen, die seiner Größe

<sup>1)</sup> Stanley, „J. d. A.“ I. S. 33.

<sup>2)</sup> Für die Wahl der Route kommt in Betracht: Stanley, „J. d. A.“ I. S. 26—34, 43—46.



wenig Ehre machen. So behauptete er, der Weg durch das Massailand sei wegen Mangel an Wasser und Getreide und der Feindlichkeiten der Wakedi und Waganda zu verwerfen, der über den Viktoria-Njanja und Uganda wegen der gefährlichen Gegnerschaft des letzteren, die aber durch genügende Fahrzeuge auf dem See vermieden werden könnten; der über Mjalala-Karagwe-Ankori-Unyoro wegen der Feindseligkeiten von Karagwe und Ankori (200000 Speerträger!). Außerdem wären für alle von der Ostküste ausgehenden Expeditionen die Desertionen der Sanfibariten und 50 Prozent Verluste an Menschenleben und Waren unvermeidlich. Auch ein Zug durch Ruanda und Kischakfa sei wegen der Unzugänglichkeit dieser Länder ausgeschlossen. Von diesen Gründen konnten die Feindlichkeiten einzelner Staaten in ziemlich bekannten Gegenden gar nicht in Anrechnung kommen gegen die unzähligen Zwistigkeiten, welche der Expedition in völlig unerforschten Gegenden bevorstünden; der Mangel im Massai-Land wäre durch genügende Verproviantierung zu beseitigen gewesen und hätte nicht zu dem bedauernswerten Ergebnis wie auf der Kongoroute geführt; die befürchtete Unzugänglichkeit gewisser Distrikte war voraussichtlich im Westen ebenso bedeutend; die Desertionen endlich hätten durch passende Mittel abgeschwächt werden können, und den 50 Prozent Verlusten schon in bekannten Gegenden standen vermuthlich noch mehr in unbekanntem gegenüber. Weiter fügt Stanley verheißungsvoll hinzu, daß auf der westlichen Route Überfluß an Wasser und Lebensmittel reichlich vorhanden sein müsse, eine erstaunliche Behauptung, die nur eine Stanleysche Unfehlbarkeit sich erlauben kann, die auch durch eine spätere Erklärung, daß diese Region „auf den besten vorhandenen Karten immer nur ganz weiß gelassen“ sei, hinfällig wird, während im Osten natürlich alles „spärlich und schlecht“ sei, zumal auf der Massairoute, wo die Berichte Thomsons, Fitchers und Hanningtons sehr unbefriedigend lauteten. Hierbei vergißt er ganz, daß diese Forscher, soweit sie noch am Leben waren, einstimmig die Massairoute als die beste befürworteten.

Diese Beweisführung schien der Gesellschaft und Regierung nicht überzeugend, ja Stanley wird sie selbst wohl nicht für stichhaltig gehalten haben. Denn als er im April 1889 den Rückweg vom Albertsee antrat, hätte er, wie so viele andere Aufträge, auch den nicht auszuführen brauchen, daß er nach dem Indischen Ozean zurückziehen sollte, wenn er in Wahrheit diese Gegenden zu betreten sich scheute. Anstatt dessen zog er doch nach Sanfibar, ohne einen triftigen Grund anzugeben. Die Begleitung Emin's war hierbei kein Grund; denn den hätte er ebenjogut nach Westen wie nach Osten transportieren können. Zwar ist gewiß, daß Stanleys Ehrgeiz, die Gelegenheit, zu einer nochmaligen Durchquerung Afrikas und zur Erforschung des erst aus der Ferne gesehenen Ruvenzori zu benutzen, allein maßgebend gewesen sein könnte, aber noch gewisser ist der Umstand, daß er von seinen Leuten unmöglich verlangen konnte, noch einmal auf demselben Wege die unsagbaren Leiden durchzukämpfen.

Der Rückweg nach der Ostküste war in Stanleys Auftrag eingeschlossen. Zudem sollten von Sanfibar nach Mjalala, am Südbende des Viktoria, 200 Lasten geschickt werden, um die heimkehrende Expedition



von neuem zu verproviantieren.<sup>1)</sup> Dasselbe geht auch aus einem Brief Macinons an den Sultan von Sansibar hervor (28. I. 1887), in welchem er diesem Stanleys Dienste auf dem Rückmarsch in Aussicht stellt.<sup>2)</sup>

So wäre der Zug auch von der Ostküste aufgebrochen, wenn nicht noch in letzter Stunde trotz der bereits getroffenen Instruktionen und eingegangenen Verpflichtungen der König der Belgier das Komitee zur Wahl der Kongoroute bewogen hätte, indem er sein Bootsmaterial auf dem Kongo zur Verfügung stellte. Der Grund hierzu war im wesentlichen ein politischer, wie wir später sehen werden, anscheinend wollte König Leopold in den fortdauernden Beziehungen zwischen Stanley und dem Kongostaat keine Unterbrechung eintreten lassen.<sup>3)</sup> Da dies mit den englischen Plänen nicht harmonierte, wäre es gewichtslos gewesen, wenn nicht Stanley, der sich auf einmal so gefördert sah, mit aller Hartnäckigkeit darauf bestanden hätte. Sogleich setzte er sich mit dem Vortrager der afrikanischen Abteilung im Auswärtigen Amt, Sir Percy Anderson, in Verbindung, da dies doch die letzte Entscheidung in Händen hatte, um ihm die neuen Vorteile der Kongoroute auseinanderzusetzen. Seine Beweisführung basiert auf folgenden Gründen: „1) die Gewißheit, Emin zu erreichen; 2) den Transport mit den Staatsdampfern den Kongo aufwärts bis zu einem 620 km vom Albertsee entfernten Punkte; 3) die Zerstreuung des seitens der Deutschen gehegten Argwohn, daß unserem Vorgehen politische Motive zu Grunde liegen; 4) die Zerstreuung der angeblichen Befürchtungen der französischen Regierung, daß unsere Expedition das Leben der französischen Missionare gefährden würde; 5) wenn französische Missionare gefährdet werden, dann würden die englischen Missionare sicherlich ihr Schicksal teilen; 6) seltenes Vorkommen von Desertionen der Sansibariten, welche in der Nachbarschaft der arabischen Niederlassungen wandelwütiger seien.“

Hier von entbehrt Punkt 1 jeder Begründung und ist weiter nichts als eine haltlose, rein renomnistische Äußerung, welche sich nur psychologisch daraus erklärt, daß Stanley für die Kongoroute, an deren Zweckmäßigkeit er unmöglich glauben konnte, triftige Gründe ausfindig machen wollte. Der Vorteil von Punkt 2 wird durch die unbekannte Gegend des Krwimiwaldes mehr als aufgewogen. Außerdem läßt Stanley hierbei noch zwei Punkte außer acht: erstens die Umgehung der Livingstone-Fälle am unteren Kongo von Matadi bis Leopoldville, einen Landmarsch von 378 km, zweitens bedeuten die oben angeführten 620 km von Jambuja bis zum Albertsee die Luftlinie, die nach seiner eigenen Berechnung einem Wege von 900 km entsprechen würde, in der Ausführung aber ziemlich 1100 km gleichkam. Zudem äußert Stanley noch an anderer Stelle, daß er mit 15 Walfischjägerbooten auf dem Krwimi bis mindestens auf 320 km an den Albertsee gelangen könne, dann wäre also dieser Fluß noch eine

1) Msalala wurde später von den englischen Missionaren aufgegeben und dafür in Makolo von Maday eine neue Station gebaut (Stanley, „J. d. A.“ II. S. 399), wohnin auch von Stokes die betreffenden Lasten gebracht wurden (Stanley, „J. d. A.“ II. S. 385).

2) Stanley, „J. d. A.“ I. S. 61.

3) Brief Macinons: Stanley, „J. d. A.“ I. S. 44.



Strecke von 580 km von Zambuja aus zu befahren, eine Berechnung, die damals keinen festen Anhalt haben konnte, die vielmehr durch die Schnellen oberhalb von Zambuja und die bekannte Beschaffenheit innerafrikanischer Ströme unmöglich oder wenigstens sehr ungewiß erscheinen mußte. In Wirklichkeit allerdings konnte Stanley den Fluß eine ähnliche Strecke mitbenutzen, wenn auch mit vielen Hindernissen und nur mit seinem Stahlboot „Advance“ und zeitweise einigen Kanoes, war aber am Ende der Schifffahrt doch noch 430 km vom Albertsee entfernt; die fehlenden Walfischjägerboote würden wohl mehr Arbeit verursacht als erleichtert haben. Aber dieser verhältnismäßig günstige Fall konnte als Vermutung bei der Wahl der Route nicht ernstlich berücksichtigt werden. Danach beziffert sich der westliche Weg excl. der Wasserfahrt auf 378 km durch bekanntes und 900 km (in Wahrheit 1100 km) durch unbekanntes Gebiet, also ein Weg von 1278 (1478) km, während die östliche Route, welche Stanley auf seiner Rückreise einschlug, die noch dazu die längste, aber wohl auch die sicherste war, sich auf etwa 1960 km durch ziemlich bekanntes Gebiet belief. Hierbei kommt aber noch der Weg von der Ostküste des Albertsees und der Umweg um das Ruvenzorigebirge in Abzug, so daß auf dem Wege Karagwe-Unyoro der Unterschied nicht so bedeutend ist, daß er den Vorteil einer bereits erforschten Gegend, die Stanley selbst bis auf 160 km schon durchzogen hatte, aufwiege. In Bezug auf die Länge wäre die Massairoute, die bald darauf Dr. Peters mit gutem Erfolg einschlug, die günstigste gewesen. — Doch zurück zu obigen Punkten. Punkt 3 ist ganz unzutreffend, da man sich in England um den Argwohn Deutschlands wenig zu kümmern pflegt und dieser dadurch auch gar nicht beseitigt würde weder in Bezug auf Emin's Provinz noch im Rücken der deutschen Interessensphäre durch den beabsichtigten Rückmarsch nach Osten. Punkt 4 wird durch 5 abgeschwächt; beide fallen durch den Heimmarsch oder schon durch die geringe Entfernung der Expedition von Uganda, falls sie Emin erreicht hätte, fort. Auch hätte die Expedition bei den zerrütteten Verhältnissen in Uganda eher den Missionaren nützen können, als daß sie durch ihren beabsichtigten Aufenthalt an der westlichen Grenze Unyoros unzweifelhaft den Anschein erwecken mußte, als ob sie mit diesem Todfeinde Ugandas ein Bündnis plante. Dann wäre von Muanga eine Kriegsgefahr zu befürchten gewesen, zumal die Engländer die Gelegenheit nicht übergehen würden, sich für die Ermordung des Bischofs Hannington zu rächen, und in welcher Gefahr dann die französischen und englischen Missionare schwebten, ist unschwer zu sagen. Punkt 6 ist annehmbar, wird aber durch den Verlauf der Expedition nicht gerechtfertigt.

Von diesen Gründen erklärte Stanley die politischen für die wichtigsten, hauptsächlich die Befürchtungen der französischen Regierung (Punkt 4), wie er auch nach seiner Rückkehr aus Afrika wiederholentlich geltend macht, als er, der doch öffentlich erklärt hatte, am Reden keinen Gefallen zu finden<sup>1)</sup>, im Vollgefühl seines Ansehens und im Glanz des äußeren Scheins von der hohen Rednertribüne herab durch eigene Lobestiraden die Presse in Atem hielt.

<sup>1)</sup> Stanley II. S. 413.



Dem Komitee gegenüber verteidigt Stanley diese Route, weil sie die einzige, „welche für das vorhandene Geld sicher und offen“ sei, und begründet diese Aussage damit, daß die Expedition bis auf 320 km vom Albertsee entfernt gelangen könne. Wie gewagt diese Behauptung ist, haben wir oben gesehen, wodurch entsprechend auch die günstige Stellung des Kostenpunktes widerlegt wird. Schon seine ganze Berechnung war eine irrige: er behauptete, in 50 Tagen von Zambuja nach dem Albertsee zu kommen, wie er in hochtrabender Weise an Emin aus Sansibar schrieb<sup>1)</sup>, gab aber an anderer Stelle schon 40 Tage zu<sup>2)</sup> und gebrauchte in Wirklichkeit nicht weniger als 170 Tage, ein Irrtum, der einem Stanley verzeihlich ist, um so mehr, da er uns ja die Wahl seiner Route plausibel machen wollte.

Nach vielfachen Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt, während deren der Vorsteher Earl of Idedesleigh hinstarb, und nachdem nähere Informationen über die Unterstützungen des Königs der Belgier eingezogen waren, wurde am 12. Januar 1887 im Komitee der Stanley'sche Antrag einstimmig angenommen, den auch das Auswärtige Amt gutieß.

So ward die Kongoroute beschlossen und daran festgehalten trotz des vielfachen Abtratens von seiten Junkers, Schweinfurths, Feltins und Thomsons<sup>3)</sup>, welsch letzterer sich sogar für die Massairoute verantwortlich machen wollte, da jene, wie sich Stanley tief sinnig ausdrückte, „mehr Sicherheit und größere Gewißheit auf den Erfolg des Unternehmens, sowie geringere Schwierigkeiten für die Expedition und weniger Belästigung für die Eingeborenen“ zu bieten schienen. Wie er sich aber getäuscht, oder besser, wie verkehrt seine angeblichen Ansichten waren, haben die großen Verluste dargethan. Die anderen Expeditionen, die zur Erreichung Emin's abgeschickt wurden, wählten naturgemäß den Weg von der Ostküste; auch Wismann war entschlossen, bevor er als Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika engagiert wurde, auf dieser Route Emin zu entsetzen.<sup>4)</sup> Nur die Lenz'sche Expedition ging vom Westen aus, da es sich hierbei in erster Linie um wissenschaftliche Fragen handelte.

In Wirklichkeit ist wohl kaum zu glauben, daß Stanley die Schwierigkeiten der westlichen Route unterschätzt habe, wenigstens wollen wir dies zu seiner Ehre annehmen, trotz seiner formellen Beteuerung, daß er selbstverständlich von der Güte der Kongoroute „ohne den geringsten Schatten eines Zweifels fest überzeugt“ sei, sondern er wird sich wohl von triftigen Gründen bei dieser Wahl haben leiten lassen. Es waren für ihn zwei Möglichkeiten vorhanden: erstens es gelang ihm, Emin für die englischen

1) Unter dem 23. Februar 1887. (I. S. 62.)

2) Stanley I. S. 36.

3) Thomson bewarb sich noch, kurz zuvor Stanley England verließ, sich an der Expedition beteiligen zu dürfen, wurde aber nach mehreren Beratungen zurückgewiesen (Stanley, „J. d. A.“ I. S. 47 ff.). Der Grund liegt auf der Hand: Thomson war Afrikareisender (zwar gerade kein gefürchteter, was auch sein eigenes Wort „Durch Massai-Land“ beweist. Vergl. Peters, „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition“, S. 209—211), hatte sich auch gegen die Kongoroute ausgesprochen und hätte höchstens für Stanley un bequem sein können.

4) Wismann befürwortete bei den Verhandlungen im deutschen Komitee die Tana-route. Peters, „D. d. G. = P. = G.“, S. 12.



Pläne gefügig zu machen und seine Hauptaufträge glücklich zu Ende zu führen, zweitens Emin ging nicht darauf ein und wies sowohl seine Ratsschlüsse wie seine Rettung zurück. Im ersteren Falle hätte er seinen Ruf bestätigt, aber selbstlos nur für die Auftraggeber gearbeitet, im zweiten dagegen völlig Fiasko gemacht. Um vor letzterem sich zu bewahren und zugleich jenes günstiger für sich zu wenden, suchte er durch Lösung geographischer Fragen seiner Expedition einen doppelten Wert beizulegen. Auf dem Wege von Sansibar schienen für einen Stanley angemessene Verdienste nicht mehr zu erringen, dagegen galt es, auf der Kongoroute durch Entdeckung der bisher noch unbekanntem Länder westlich und südlich des Albertsees dem Vorbeerfranze des vielgerühmten Helden ein frisches Reis hinzuzufügen. Der Kongo war der Schauplatz seiner Siege, und der neugebildete Staat das Ergebnis seiner Thätigkeit. Wie verlockend mußte nun die Aussicht sein, durch Erforschung des nordöstlichen Teils des Flußgebiets seinen Namen unverlöschlich mit dem ganzen Kongobecken zu verknüpfen und Späteren keine Möglichkeit zu epochemachenden Reisen in diesen Distrikten mehr zu lassen, wo allein sein Ruhm thronen sollte. Wann aber bot sich wieder eine so ausgiebige Gelegenheit als gerade jetzt, wo noch dazu ungemessene Mittel ihm zur Verfügung gestellt wurden? Man versteht nun auch, wozu die von ihm so schmerzlich vermißten Walfischfängerboote eigentlich dienen sollten; mit ihnen war die Erforschung des Aruwimi, den Stanley schon mit den Uelle-Makua identifizierte, beabsichtigt. <sup>1)</sup>

Natürlich ließ Stanley dadurch, daß er das Unternehmen in erster Linie zu einer Entdeckungsreise gestaltete, seine Aufträge außer acht und machte so, schon ehe er England verließ, die Möglichkeit des Mißlingens recht annehmbar. Diese Annahme wird noch bestätigt durch sein Verhalten auf dem westlichen Wege, da er durch einen Übertritt auf die Route Junkers, der er sich auf zwei Tagereisen an zwei Punkten <sup>2)</sup> genähert hatte, leicht ohne namhafte Verluste Emin erreichen konnte, indem er durch die reichen Länder des Bomotandi und Ribali nach Matraka zog. Daß derartige Erwägungen im Lager zur Sprache gekommen und von Stanley kurz zurückgewiesen sind, beweist unter anderen, daß er einem seiner Offiziere, der ihn um die Erlaubnis bat, den Uelle-Mobangi-Fluß zu erforschen, in verletzenden Worten seine Pflicht vorhielt. Aber vergaß er denn nicht selbst seine Pflicht, wenn er die Ausführung der ihm gestellten Aufgabe durch eigene Pläne in Frage stellte? <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Nach Casati, „Zehn Jahre in Äquatoria und Rückkehr mit Emin-Pascha“ II. S. 144.

<sup>2)</sup> An der Mündung des Nepoko in den Aruwimi und bei Ugarrowwas Lager.

<sup>3)</sup> An anderer Stelle verrät er sich übrigens ganz offen: wenn er damals gewußt hätte, als er den Nepoko erreichte, daß er eine Woche später mit den Manjemahorden der Araber zusammentreffen würde, so hätte er sich bemüht, „einen Breitengrad zwischen den Mittelpunkt ihres Einflusses“ und sich zu bringen, mit anderen Worten, so wäre er den Nepoko aufwärts auf die Route Junkers übergegangen. Auch überlegte er schon eine Änderung des Weges infolge der Äußerungen des Monbuttu-Knabens Junkers, der ihm von den nördlich wohnenden Momfu-Völke eine verführerische Beschreibung gab. Vgl. „Deutsche Kolonialzeitung“, Neue Folge. III. Jahrgang, Nr. 16, S. 192 ff.



Dem entsprechend konzentriert sich auch wirklich das Hauptinteresse des Stanley'schen Werkes auf die Beschreibung des Urwaldes, die Entdeckung des Kubenzori und die Verfolgung der Nilquellen bis zum Albert-Edwardsee, mit deren Beschreibung er offenbar seinen Haupttrumpf auszuspielen glaubt, aber leider den Zweifel an seinen wissenschaftlichen Fähigkeiten nur noch vermehrt. Ja in seiner naiven Selbstgefälligkeit versichert er uns noch ausdrücklich mit dem Versprechen, „so wenig langweilig wie möglich zu sein“, daß es kein anderes Buch, nicht einmal ein Manuskript oder sonstige Aufzeichnung, gäbe, als seine eigene, in denen eine Schilderung dieser Gegenden enthalten sei.<sup>1)</sup>

Dies war der zweite Fehler, den das Komitee beging, nämlich daß es auf Stanley's abenteuerliche Pläne einging und die bisher äußerst günstigen Auspizien wieder zweifelhaft machte.

Unter Stanley's Leitung organisierte sich das Unternehmen schnell. Kurz vor seiner Abreise wurde er noch in besonderer Audienz von der Königin empfangen, wo er „eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft“ hatte<sup>2)</sup>, und von Sir Percy Anderson, der ihm die genaue Definition der englischen Pläne nochmals einschärfte.<sup>3)</sup> Er war also Geschäftsträger der Gesellschaft und Beaufschlichter seiner eigenen Thätigkeit. Stanley selbst drückt sich hierüber sehr unklar mit den Worten aus: „Was Emin Pascha anlangt, so lauten meine Informationen verschieden.“ Hierzu gehörte es auch, daß er mit seinen Offizieren, um den Schein zu wahren, zuerst nach Ägypten reiste und dort von Nubar Pascha die nichts sagenden Aufträge und vom Khedive den von England gebilligten hohen Ferman empfing, in dem Emin zum Pascha erhoben wurde.

In Sansibar sammelte sich dann die Expedition unter dem Schutz des englischen Generalkonsuls F. Holmwood, wo der erste Auftrag erledigt werden sollte. Dieser bestand darin, daß Stanley, da auf Grund der Abmachung vom Ende 1886 die Souveränität des Sultans von Sansibar über den Küstenraum vom Tana bis zum Rovuma mit 18 km Tiefe anerkannt war, die Konzession erlangen sollte, den Wirkungskreis der Gesellschaft auf die Strecke vom Tana bis Umba auszudehnen. Mackinnon suchte den Sultan durch ein Empfehlungsschreiben (das Stanley erklärlicherweise nur deshalb abdruckt, weil er darin gelobt wird) für die Verhandlungen gefügig zu machen, indem er ihm die Dienste der Expedition auf dem Heimmarich verhiß, wo sie im Rücken der deutschen Besitzungen ihm ein Gegengewicht gegen diese verschaffen konnte. Wie weit er diese in Anspruch nahm, ist ungewiß, wahrscheinlich hatte er schon die Flinte ins Korn und sich selbst in die Arme des englischen Generalkonsuls geworfen, der nach dem Prinzip des letzten Abkommens ihm eine Aufnahme seiner phantastischen Pläne nicht gestatten konnte. Stanley verrät hierbei ganz unzweideutig seinen Auftrag, natürlich nur um als englischer Bevollmächtigter bei Sr. Hoheit Said Bargasch zu prunken, und giebt als Ergebnis seiner Bemühung das Zugeständnis an: „So Gott will, werden

1) Stanley I. S. 134.

2) Stanley I. S. 47 ff.

3) Stanley I. S. 54.



wir zu einer Vereinbarung kommen.“<sup>1)</sup> Also Inshallah! wenn heute nicht, so morgen.

Stanley hat trotz der erwünschten Antwort das erste Ziel nicht erreicht, was aber im Hinblick auf das Hauptunternehmen noch nicht sehr ins Gewicht fiel, da die Gesellschaft die Verhandlungen sofort durch ihre Organe fortsetzen ließ. Wir greifen etwas vor und teilen das Ergebnis gleich mit. Unter dem 24. Mai 1887 schlossen beide Kontrahenten einen Vertrag<sup>2)</sup>, nach dem die Gesellschaft in dem betreffenden Küstenraum im Namen des Sultans die ganze Verwaltung auf 50 Jahre übernahm und dafür den Gesamtbetrag der augenblicklichen Eingangszölle nebst 50 Prozent von den neuen Abgaben (die sie selbst anferlegte) an diesen abführte. Die Privilegien der Kompanie sind hierbei so weitgehende, daß sie die Ausübung einer Souveränität bedeuten, die nach Ablauf eines halben Jahrhunderts zweifellos als Thatbestand konstatiert werden wird. Wenn auch wirklich Vereinbarungen über den Zeitpunkt nach Beendigung der Konzeßion getroffen sind, so ist dies nur mit Rücksicht auf einen Sultan geschehen, der augenblicklich noch durch die Rivalität der Mächte aufrecht erhalten wird, aber die politischen Konsequenzen deuten den Kontrakt unzweideutig als eine Frage der Zeit, die nach Verlauf der angegebenen Frist spruchreif sein wird. Die Gesellschaft besaß hiermit in Ostafrika eine Landeshoheit, die zwar hinsichtlich des Küstenstreifens dem Sultan, hinsichtlich des Binnenlandes der englischen Regierung untergeordnet, aber bei beiden Fällen in der Aktionsfreiheit souverän war. Diese Staatsgewalt war durch die verschiedene Staatsangehörigkeit der Gebiete nicht beeinträchtigt; im Gegenteil, beide waren durch eine Art von Territorial-Union vereint, die jede Schranke aufhob. Hiermit hatte die Kompanie die Hände von Sansibar aus frei und konnte nun ihre ganze Kraft einsetzen, um von Osten die Verbindung mit dem Ukerewe herzustellen und den Emin-Plänen die Wege zu ebnen.

Während seines Aufenthaltes in Sansibar beging Stanley ein zweites Versehen, das sich später auf dem Zuge sehr fühlbar machen sollte, nämlich daß er den bekannten Vertrag mit Tippu Tib abschloß<sup>3)</sup>, der heute ein interessantes Nachspiel im Gefolge zu haben verspricht. Wie schon erwähnt, wurde dieser Araberhäuptling, der „Sibehr des Kongobeckens“, wie ihn Stanley nennt, gewonnen, um mit 600 Trägern das Elfenbein vom Albertsee zu den Stanleyfällen zu transportieren. Ein ähnliches Engagement würde man so leicht nicht gefunden haben, ein sicheres gewiß nicht, und da das Elfenbein nun einmal zum Kongo gebracht werden mußte, um die weiten Taschen in London zu füllen, so machte man aus der Not eine Tugend und übertrug das Geschäft dem größten Kulturapostel Zentralafrikas, dessen einziger Ehrgeiz darin bestand, rücksichtslos alles Elfenbein zusammenzuscharren und nach Sansibar zu verkaufen, oder mit andern Worten, man machte den Bock zum Gärtner. „Weshalb sollten wir nicht den Versuch machen, dieses Elfenbein nach dem Kongo

1) Stanley I. S. 60—62. 67—69.

2) Banning, „Die politische Teilung Afrikas“, S. 55 ff.

3) Stanley I. S. 63—65. 69—72.



zu befördern“, fragt Herr Stanley ganz naiv an, indem er sich den Anschein giebt, als ob die Rettung des Elfenbeins Nebenache, die Emin's Hauptache sei, erpart sich aber leider in seiner Bescheidenheit die Antwort. Ja, er erheuchelt uns noch ein etwas lächerliches Geständnis vor, daß er sich jetzt einigermaßen vor den Desertionen der Sansibariten sicher fühle, da Tippu Tib ihm verpflichtet sei, gesteht aber bald darauf, ins entgegenge setzte Extrem zurückfallend, ein, daß er den gefürchteten Araber wie ein Maximgeschütz mit drohender Mündung betrachte.<sup>1)</sup>

Dieser Vertrag kam im Beisein des englischen Generalkonsuls zustande, ohne dessen Bestätigung ein so wichtiger Akt wohl nicht vorgenommen werden durfte.

Unterdessen hatte ein Agent Macinons in Sansibar alles zur Abfahrt vorbereitet, so daß diese am 25. Februar 1887 mit Freund Tippu Tib nebst Begleitung an Bord erfolgen konnte. Am 18. März war die Kongomündung und am 21. Matadi erreicht, von wo der Überlandmarsch bis Stanley pool mit namhaften Verlusten ausgeführt wurde. Nach vielen Schwierigkeiten kam man am 15. Juni nach Jambuja am unteren Urwimi, einer Reihe von Dörfern, welche den eigentlichen Ausgangspunkt der Expedition bilden sollten.

Ehe noch Jambuja verlassen war, war bereits der vierte große Fehler vor dem eigentlichen Beginn des Zuges begangen; der Aufbruch selbst war der Anfang vom Ende. Nämlich mit dem Engagement Tippu Tibs war notwendig eine Teilung der Expedition<sup>2)</sup> verbunden; Stanley wollte mit der Vorhut, bestehend aus 388 Mann und 357 Gewehren, so schnell als möglich Emin zu erreichen suchen, um ihn vor dem drohenden Untergang zu bewahren, während Major Barttelot im Lager von Jambuja mit 260 Mann und 139 Gewehren auf Tippu Tib warten und mit ihm zusammen folgen sollte. Die Schwierigkeiten der Nachhut waren viel bedeutender, als sie sich in dem Unterschied dieser Zahlen darstellen, da erstens die zügellosen Horden (nach Stanley die „Myrmidonen“) des übermächtigen Despoten an den Stanleyfällen, sofern sie überhaupt erschienen, dem Zuge Hindernisse, wenn nicht offene Feindseligkeiten, bereiten würden, zweitens die große Bagage transportiert werden mußte, drittens die Nachhut nur aus unzuverlässigen und kranken Leuten bestand, die bei einem ernstlichen Kampf auseinandergeraten wären. Wir sehen auch hier Stanley's Grundzug bestätigt, was selbst aus seinem Bericht klar hervorgeht, daß er nämlich in Jambuja sich selbst alle möglichen Faktoren zum Gelingen gewinnt auf Kosten Barttelots, den er fast jeder Stütze beraubt und den Plänen der Elfenbein-Spekulation aufopfert.<sup>3)</sup> Trotz dieses

<sup>1)</sup> Nämlich als Major Barttelot nähere Auskunft über Tippu Tib zu haben wünschte. Stanley I. S. 123.

<sup>2)</sup> Stanley I. S. 101–103.

<sup>3)</sup> Hierzu citieren wir aus einem Aufsatz Rose Troups aus New-York: „Ich glaube, daß Stanley nicht ausschließlich aus philanthropischen Rücksichten vorwärts getrieben wurde, als er uns hilflos zurückließ, als er sich in ein unentdecktes Land stürzte. Was er suchte, war Reichthum und Ruhm. Er ließ uns im Lager mit dem Versprechen von Verstärkungen durch Tippu Tib, die nie kamen. Monat auf Monat verging ohne Hilfe. Unsere Leute blieben rechts und links tot liegen. Einige desertierten“ usw. Stanley



Schuldbeußtweins wagt er später, jenen braven Offizier mit den schändlichsten Anschuldigungen zu bewerfen und in Europa gegen den Toten eine so gemeine Polemik zu eröffnen, daß jeder rechtlich denkende Mensch sich mit Abscheu von dieser tugendhaften Karikatur abwenden muß.<sup>1)</sup> Barttelot ist ähnlich wie Emin ein tragischer Held geworden, beide fielen Stanleys Egoismus zum Opfer, aber mit dem Unterschied, daß jener dabei sein Leben, dieser sein Werk einbüßte.

Aber weshalb diese Umdrehung im Kommando? Es wäre doch viel natürlicher gewesen, wenn Stanley selbst als der Chef der ganzen Expedition das Hauptheer, also die Nachhut, befehligt und eine Abteilung voraus zu Emin entsandt hätte, ähnlich wie zuerst bei der deutschen Emin-Expedition Wissmann mit einer kleinen Truppe zum Albertsee marschieren, und Peters mit der Hauptkolonne nachfolgen sollte<sup>2)</sup>; denn das Gelingen der Hauptaufträge beruhte doch auf der sicheren Führung der Nachhut. Anstatt dessen wurde diese möglichst geschwächt, aber ihr dieselbe Bedeutung gelassen, und die Vorhut, die nur den Zweck haben durfte, die Wege zu ebnen, so sehr gestärkt, daß sie tatsächlich der stärkste Teil war, ohne dementprechend für das Gelingen entscheidend zu sein. Diese widersinnige Anordnung erklärt sich daraus, daß Stanley die Vorhut kommandieren wollte, um seine eigenen Pläne, die geographische Erforschung jener Länder, durchzuführen, und weil er, da das Risiko mit einer kleinen Abteilung dem alternden Helden zu groß war, eine solche auch gar nicht seiner Stellung entzogen hätte, dazu Elitemannschaften gebrauchte. Denn hätte er einen seiner Offiziere vorausgeschickt, so daß die Erforschung des Arumimi, die erste Erreichung des Albertsee von Westen aus und andere Probleme, auf deren Lösung sein Ehrgeiz brannte, ihm entgangen wären, dann hätte ja die Kongoroute gar keinen Nutzen für ihn gehabt, und er wäre viel sicherer von Sansibar zu Emin gezogen. Man merkt es seinem

wußte ganz gut, was er von Tippu Tib zu erwarten hatte — so erinnert er Barttelot daran, daß jener 1876 den Kontrakt mit ihm gebrochen, daß Lenz deshalb keinen Erfolg gehabt hätte, weil er sich auf den Araberhäuptling verlassen, und daß er Stairs die „Ordre gegeben habe“, bei dem ersten Anzeichen von Verrätereien seine Niederlassung mit der Schnellfeuerkanone zu bombardieren“ (I. S. 123) — aber trotzdem schließt er jenes Übereinkommen ab. Ja noch mehr, Tippu Tib befand sich zu Beginn der Expedition in Sansibar, und ehe er über Tabora nach Njanguwe gekommen wäre, konnte Stanley Jambuja schon längst verlassen haben, so daß eine direkte Gefährdung von dieser Seite nicht vorlag, zumal da die Araber nur den Ausgang einer Straße nach dem Albertsee beherrschten. Also auf Unkenntnis beruht die Engagierung nicht, und da auf dem Hinmarsch kein zwingender Grund vorlag, so große Kräfte zu entwickeln, muß Stanleys ausgeprochenener Grund als richtig angenommen werden: man beabsichtige, „daß er (Tippu Tib) Munition trägt und auf dem Rückwege Elfenbein mitbringt, das mit zur Deckung der Kosten der Mission dienen kann“. Stanley I. S. 123. Vergl. I. S. 64. 71.

1) Bemerkenswert ist es, daß Stanley bei seinen Insinuationen nur von Bonny unterstützt wird, der allerdings zuletzt der einzige Weise bei der Nachhut war, aber auch nach seinem ganzen Auftreten sowohl auf der Expedition wie später in Europa eine ziemlich zweifelhafte Persönlichkeit zu sein scheint. Dagegen Jephson erklärt in seinem Werk (S. 374) ganz offen, was um so mehr zu beachten ist, als Stanleys Mitverfasserschaft ihn nicht davon abhielt: „Daß Barttelot seine Pflicht mutig und ehrenhaft erfüllt hat, habe ich keinen Augenblick bezweifelt“ usw.

2) Peters, „D. d. G. = P. = G.“ S. 8.



Bericht auch an, daß Major Barttelot keineswegs mit solcher Teilung einverstanden war und nur nach vielem Sträuben nachgab.<sup>1)</sup>

Hiernach konnte der Ausbruch der Vorhut erfolgen, die selbst am Rande des Abgrundes hinter sich Leute ließ, die dem Untergange geweiht waren, um andere zu retten, die sie in solcher Lage wähnte. Die bisher begangenen vier großen Versehen knüpfen sich alle an den Namen „Stanley“, jedoch so, daß das erste allein der Gesellschaft, die drei anderen vor allen dem Führer beizumessen sind. Ausschlaggebend für das Mißlingen war die Wahl der Kongoroute, der die Regierung wohl namentlich deshalb zustimmte, um ihr offenes Programm gegenüber den Mächten durchzuführen.

Am 18. Juni 1887 verließ die Vorhut das Lager von Tambaia und erreichte am 14. Dezember desselben Jahres den Albertsee in der Stärke von 170 Mann<sup>2)</sup>, nachdem sie volle 160 Tage mühsam unter größten Verlusten sich durch den dichtesten Urwald gearbeitet hatte, den Stanley in seiner Allwissenheit vorher auf zwei Wochen Marsch berechnet hatte. Dieser unaufhörliche Kampf mit Hemmnissen der Natur und umschwärmenden Eingeborenen ist sicher eine Großthat zu nennen und, wenn auch die Berichte der Teilnehmer etwas zu farbenreich wiedergegeben sein mögen, immerhin eine originelle Eigenart afrikanischer Reisen, die über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Man könnte sie wohl am besten mit dem Xenophonischen Rückzug von Kunaxa nach Trapezunt vergleichen, wenigstens insofern das aufgewandte Risiko, die Haltung der Eingeborenen und eigene Not bei beiden eine ähnliche war, hier beweist sie uns nur das eine, daß aus der Hilfsexpedition eine hilfeschuchende, aus dem siegesgewissen Führer ein ängstlicher Flüchtling wurde, der von demselben Emin, dem er Entsatz zuführen wollte, Rettung erwartete.

Als man den Albertsee erreichte, „jauchzte“ alles auf, denn man hatte gehofft, hier den rettenden Pascha zu finden. Aber es kam anders; die erste Freude war bald verrauscht, und an Stelle dessen trat ein „frühestendes Gefühl“, das sich bald in Niedererschlagenheit und Hoffnungslosigkeit, bald in Ärger äußerte. Von Emin war nichts zu sehen, ja die Eingeborenen wollten nicht einmal von ihm gehört haben. „Angstlich untersuchte ich mit dem Glase genau die fernern Küsten des Sees . . . und zum erstenmal kam mir der Gedanke, daß die Opfer an Menschenleben doch umsonst seien.“ Die Hoffnungsfreudigkeit hatte ein jähes Ende erreicht; denn „unsere Haupt Hoffnung beruhte auf Emin Pascha“ und der

<sup>1)</sup> W. G. Barttelot, Bruder des Kommandeurs der Nachhut, hat in einem kürzlich erschienenen Buch aus dessen Tagebüchern nachgewiesen, daß ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Verstorbenen und Stanley von Anfang an bestanden hätte; der Expeditionschef hätte sogar seinem Bruder gedroht, wenn er nicht willig sei, würde er seinen militärischen Ruf vernichten. Man versteht nun auch, weshalb Barttelot zur Nachhut kommandiert wurde.

<sup>2)</sup> Casati berichtet „wenig mehr als hundert Leute“ (II, S. 145), doch scheint dies auf einem Irrtum zu beruhen, da Casati die Expedition bei ihrer ersten Ankunft am See gar nicht sah und hier das Stanleysche Wort allein authentisch ist. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß bei Stanley die größten Widersprüche bei Angabe von Distanzfernungen, Bestand und Verluste der Expedition u. dergl. sich in so großer Anzahl finden, daß bei einer genauen Statistik die forrigierenden Anmerkungen den größten Umfang annehmen würden.



„wollte oder konnte“ die hart am Abgrund weilenden Übereste seiner eigenen Hilfsexpedition nicht retten.

Man kann sich die fatale Lage sehr wohl vorstellen: von allen Seiten umschwärmt von feindlichen Eingeborenen, vor sich den See, hinter sich den steilen Aufstieg zum Baleggaplateau, nirgends ein fester Anhalt, bei längerem Aufenthalt „dem Verhungern von Angesicht zu Angesicht gegenüber“ und bei jedem Vordringen ein endloses „Kämpfen, Töten, Zerstören, Vernichten und Vernichtetwerden“, in der That ein würdiger Abschluß jener Odyssee von Unglücksfällen, aus denen sie alle nach eigenem Geständnis „nur mit genauer Not lebend“ entkommen waren. Dazu keine Boote aufzutreiben, und ohne diese hätte man einen Weg von 25 Tagen bis Wadelai nötig gehabt, ohne jede Gewißheit, Emin zu erreichen oder auf dem Wege nicht zu verhungern. Daß ein Entsatz durch Zuführung von Munition bei einem Vorrat von 47 Kisten (beim Hinmarsch hatte man 30 Kisten verbraucht) nicht mehr möglich war, ist selbstverständlich. Stanley stellte seinen Offizieren die trostlose Lage vor: „Ach, meine Herren, sehen Sie nicht so trübe aus, Sie machen meinen eigenen Kummer nur um so größer.“ Selbst er, der stahlteste, unbengsame Held, hatte die Sprache eines Mannes verloren und erging sich in schwächlichen Anschuldigungen gegen den, der sich nicht am See aufgestellt hatte, um ihn mit schützenden Armen zu empfangen und der später noch thatsächlich sein Retter werden sollte. Man beschloß, ohne Briefe für Emin zurückzulassen, nach Ibwiri zurückzukehren, um sich dort häuslich einzurichten, die dort zurückgelassenen Mannschaften von Ugarrowa und Spoto zu holen und dann nochmals gestärkt zum See aufzubrechen.<sup>1)</sup>

Eine Rückbewegung wurde notwendig, da die Expedition sich am See, wo es keine Anpflanzungen gab, nicht lange halten konnte und sich nicht stark genug fühlte, nach Unyoro vorzurücken. Aber warum nicht einmal der Versuch gemacht wurde, Mjwa vom Plateau aus zu erreichen oder sich mit der Besatzung in Verbindung zu setzen, ist im Stanley'schen Bericht nicht genügend motiviert; denn Munitionsmangel war nicht zwingend, der Weg nach Mjwa gewiß kaum so weit wie nach Ibwiri<sup>2)</sup> und die Vorteile sowohl hinsichtlich der Geld- und Zeiterparnis als auch des Schutzes in Mjwa weit überwiegend. Wir glauben kaum, daß wir hierbei Stanley der Unentschlossenheit bezichtigen, wie Dr. Peters es thut<sup>3)</sup>, und ihm nicht vielmehr bestimmte Absichten unterlegen jollen. Sehr leicht möglich ist es, daß Stanley das Risiko eines Zuges nach Norden nicht zu übernehmen wagte und seinen Entschluß allein aus äußeren Umständen ableitete; dagegen läßt es sich vielleicht noch besser daraus erklären, daß Stanley mit der Ankunft in Mjwa auf die Wirksamkeit seiner Pläne verzichten mußte. Denn nach dem, was er bisher von den Zuständen am Nil

1) Über die erste Ankunft am See vergl. Stanley I. S. 300—315.

2) Stanley erfuhr von den Eingeborenen am See (I. S. 306), „daß merkwürdige Leute in Buswa (Mjwa) sein jollen, aber das ist weit von hier“. Auch erboten sie sich, ihm den Weg zu zeigen. Daraus konnte er annehmen, daß diese Leute im Verkehr mit den Agyptern standen, daß also Mjwa kaum so weit entfernt liegen konnte als Ibwiri, das am See ganz unbekannt war.

3) Peters, S. 520 ff.



annehmen konnte, wäre er in der Provinz Gast des Paschas und mit seinen geringen Kräften nicht im Stande gewesen, auf die Entschließungen des Wirtes einen Druck auszuüben. Mochte Stanley nun damals schon seine eigenen Pläne näher formuliert haben oder nicht, jedenfalls erheischten auch die englischen Aufträge eine Situation, die er selbst beherrschte und nach Umständen für sich ausnutzen konnte; er durfte nicht ein von Emin abhängiges Verhältnis, sondern mußte ein umgekehrtes anstreben. Hieraus erklärt es sich auch, daß er stets aus der Provinz fortgeblieben und so Herr der Situation geblieben ist.

Am 7. Januar 1888 hatte man Ibwiri erreicht, wo man ein Fort (Bodo) erbaute. Von Ipoto hatte Stanley die zurückgelassenen Mannschaften unter Nelson und Parke herangezogen und dann noch einmal Leutnant Stairs ausgesandt, um die Kranken von der Station Ugarrowwa zu holen und 20 Boten von dort an Major Barttelot abzuschicken.<sup>1)</sup> Die letzte Entscheidung, sowie die vorausgegangenen Verhandlungen, die diese erreichten, lassen erkennen, daß man im Zweifel war, ob man sich nicht gleich mit der Nachhut verbinden und dann gemeinsam zum See zurückkehren sollte, wie es das natürlichste gewesen wäre. Nach dem Erfolg zu urteilen, hat Stanley die Ansicht vertreten, sich um Major Barttelot vorläufig nicht weiter zu kümmern und sich erst über Emin Klarheit zu verschaffen, dagegen scheinen die Offiziere berechtigt aufgetreten zu sein. Sener stellt die Sache allerdings so dar, als ob ihm die Nachforschung nach dem Pascha oder dem Major gleich erwünscht wäre, und als ob die „Anführer einstimmig dafür“ gewesen wären, nach dem Njanja aufzubrechen; dann versteht man aber gar nicht, wie sie „schließlich“ „zu einem Kompromiß“ kommen konnten, nachdem sich vorher eine „Diskussion“ „zwischen den Anführern und uns“ entsponnen hatte, wenn man sich überhaupt einig war. Höchst wahrscheinlich dagegen hat Stanley den Marsch nach dem See vorgeschlagen und, wie so oft, gegen den Willen seiner Anführer durchgesetzt. Das erklärt die Lage und macht allerdings, wenn überhaupt ein Weißer Schuld an dem Tode Barttelots haben soll (wie Stanley behauptet), ihn selbst zu dem Urheber desselben. Daß aber dieser auf die Durchführung seines Planes drang, den er auch schon bei der ersten Ankunft am See geäußert<sup>2)</sup>, ist sehr erklärlich; bei dem Zuge nach Sambuja stand wegen des Zustandes der Expedition die Existenz auf dem Spiel, der Gewinn konnte im günstigsten Falle nur eine Vereinigung mit Barttelot und Tippu Tib bilden, wobei ein Zusammenmarschieren wegen der armen Gegend kaum möglich und mit den größten Hindernissen verknüpft schien; vor der Hand war die Nachhut auch nicht nötig, und ihr Heranziehen hätte so viel Zeit beansprucht, daß unterdessen Emin verloren, und alles vergebens gewesen sein konnte. Die nahe liegende Möglichkeit, daß Barttelot in Not sei, wozu er selbst ihm möglichst viel Chancen gestellt hatte, die er also bei seinen Entscheidungen vornehmlich in Betracht ziehen mußte, war natürlich unvermögend, Stanley zu beein-

<sup>1)</sup> Aufenthalt in Fort Bodo: Stanley, I. S. 324—345; in Bezug auf die folgende Erörterung vergl. I. S. 337—338.

<sup>2)</sup> Stanley I. S. 309.



flussen; er stand vor der Alternative, Barttelot oder Emin zu retten, d. h. sein Leben der Gefahr preiszugeben und seine Pläne zu opfern oder Ruhm zu gewinnen. Mit dem Zuge nach dem See hatte er vielleicht eben so viel Aussicht, sein Ziel noch lebend anzutreffen wie in Sambuja, aber die Möglichkeit war doch jetzt ungleich annehmbarer, als nach der Rückkehr von Sambuja, die nach dem Hinmarsch gerechnet ziemlich ein Jahr (in Wirklichkeit später  $\frac{3}{4}$  Jahr) dauern würde.

Wie begründet die Ansicht der Offiziere war, ersieht man aus den späteren Ereignissen, wodurch entsprechend sich auch die Schuld des Führers beim Scheitern der Nachhut steigert. Diese Verhandlung in Ibwiri scheint uns die passendste Erwiderung zu sein auf die Beschuldigung Stanleys in seiner Guildhallrede, daß Emin durch sein langes Ausbleiben am See den Tod Barttelots und die Verluste der Nachhut verschuldet habe. Wäre Stanley im Januar 1888 noch nach Sambuja aufgebrochen, so hätte er gewiß Barttelot von der Kugel des Mörders befreien können; denn der Major ward erst am 19. Juni erschossen. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir als illustrierendes Seitenstück auf den Brief Stanleys an Zephson, datiert Kawalli, 18. Januar 1889, „Streng vertraulich“ und heben daraus den betreffenden Passus hervor, der im Stanley'schen Werk ausgelassen ist<sup>1)</sup> (ohne Punkte zu setzen), im Zephson'schen sich aber findet<sup>2)</sup>: „Jameson bezahlte 1000 Pfd. St., um uns zu begleiten; nun, er hat den Befehlen nicht gehorcht und ist, wie Sie sehen, zurückgelassen, um über sein Verfahren nachzugrübeln. Ward wünschte, wie Ihnen bekannt ist, sehr dringend, sich uns anzuschließen, gehorchte aber ebenfalls nicht und blieb in Bangala, ein Opfer seines Heißhungers nach Abenteuern. Barttelot, der arme Bursche, war toll auf Kudus und hat das Leben und alles verloren, ein Opfer seiner Halsstarrigkeit.“ Ein nettes Bekenntnis, das Herrn Stanley in seiner wahren Größe erkennen läßt! Nach Emin's Aussage soll Zephson nach Empfang des Briefes mit den Worten zu ihm gekommen sein: „Sehen Sie, in welcher abscheulicher Weise Stanley über einen unserer Kameraden urteilt.“ E. Bohnen hat diese Äußerung Emin's in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht und Zephson darin zum Widerspruch aufgefordert, „Dr. Emin Lügen zu strafen, falls diese von Dr. Emin mir erzählte Episode auf Unwahrheit beruht“. Durch diese Herausforderung hat sich wohl der englische Offizier bewogen gefühlt, jene Stelle in dem Schreiben mit aufzunehmen, dagegen wird wohl Stanley bei der Durchsicht der Zephson'schen Arbeit, als deren Mitverfasser er sich nennt, die Lektüre der Briefe übergangen und so jenen ihn kompromittierenden Passus nicht bemerkt haben. In seinem Werk ist er wenigstens nicht müde geworden, Emin's Fernbleiben bei seiner ersten Ankunft am Albertsee mit den schärfsten Ausdrücken zu tadeln und daraus die widersinnigsten Konsequenzen zu ziehen, selbst dann noch, als ihm nach dem Zusammensein mit Emin die Sachlage klar sein mußte. Er scheint auch jetzt noch in dem Wahn befangen zu sein, vor einem ungelösten Räthel zu stehen; denn später hat er erklärt, daß der Pascha sein Geheimnis, weshalb er

1) II. S. 117 ff.

2) S. 368 ff. (hier: 370).



nicht im Dezember 1887 in Kawalli ihn erwartet, glücklich bewahrt hätte, bis er (Stanley) so weit sich von Bagamojo entfernt hätte, daß er ihn persönlich nicht mehr danach hätte fragen können.<sup>1)</sup> Wie unsinnig diese Aussage ist, leuchtet ein, da Stanley mit Emin über 300 Tage zusammen verlebt hat und in dieser Zeit nie eine Gelegenheit gehabt haben will, persönlich ihn danach zu fragen. Da wir bisher noch keine Erörterung dieser Fragen gefunden haben, gehen wir hier kurz darauf ein.

Stanley hatte am 24. Februar 1887 einen Brief an Emin von Sansibar durch Eilboten abgeschickt, in dem er ihn aufforderte, ihm in Kawalli oder dessen Umgebung Nachricht von seinem Aufenthalt zukommen zu lassen.<sup>2)</sup> Über den Verbleib dieser ist authentisch nichts bekannt geworden; jedenfalls ist darauf die Notiz im Casati'schen Werk zu beziehen<sup>3)</sup>, daß der Minister und ein Häuptling des Königs Tschua von Unyoro Streifzüge in die Nähe Ugandas unternahmen, „um sich der Kuriere von Sansibar zu bemächtigen, welche sich in Menakulia in Erwartung der Erlaubnis des Königs, Unyoro betreten zu dürfen, halten geblieben waren“. Im Zusammenhang hiermit wurde ein Eingeborener, der Briefe für die Weißen brachte, beraubt und gemißhandelt, eine Karawane aus Karagwe zerstreut und einige Leute festgenommen, da man Korrespondenzen bei ihnen vermutete. Danach ist wohl anzunehmen, daß Stanley's Brief nicht nach Unyoro hingekommen ist, geschweige denn, daß er Emin erreicht hätte; Casati, der damals als Emin's Vertreter in Unyoro weilte, würde auch nicht verfehlt haben, es zu erwähnen, da er im übrigen sorgfältig jede Nachricht von Stanley anführt. Des Königs Voracht, alle Briefe, die sein Land passierten, abzufangen, konnte, nachdem der Verdacht schon rege war, schwerlich getäuscht werden. Dagegen war schon vorher, da vom März 1887 an Casati heimliche Verbindung mit Uganda unterhielt<sup>4)</sup>, die aber bald wieder unterbrochen wurde, vielleicht im Juni bis Juli, als die Waganda eingefallen<sup>5)</sup>, eine Depesche vom englischen Generalkonsul aus Sansibar angekommen und Emin zugesandt<sup>6)</sup>, in der auch ein Ferman vom Rhedive und Briefe der ägyptischen Regierung angekündigt waren. Diese wurden von Mackay aus Uganda Casati zugeschickt und erreichten den Pascha erst in Muggi, wohl Ende 1887 oder Anfang Januar 1888.<sup>7)</sup> Am 3. Januar 1888 erfuhr Casati in Unyoro die Ankunft der Entjagexpedition im Lande der Wallega<sup>8)</sup>, konnte aber erst am 16. Emin hiervon Meldung machen.<sup>9)</sup> Der Pascha fuhr darauf am 30. nach Mjwa, am 25. Februar von dort nach dem Süden, um nach Stanley zu rekognoszieren, und kam nach vergeblichen Suchen am 6. März nach Mjwa zurück.<sup>10)</sup> In Tunguru setzte er seine Untersuchungen fort

1) Stanley I. S. 362 Anm.

2) Stanley I. S. 62 ff.

3) Casati II. S. 82.

4) Casati II. S. 60.

5) Casati II. S. 68—71.

6) Die Emin im November in Kibiro zugestellt wurden. II. S. 81.

7) Casati II. S. 138.

8) Casati II. S. 85.

9) Casati II. S. 132.

10) Casati II. S. 132—134.



und entsandte in den ersten Tagen des April einen Häuptling mit Brief an Stanley, auf die Nachricht hin, daß weiße Männer im Gebiet Ndussumas ständen. Am 23. April erfuhr er die Ankunft Zephjons in Mwa und setzte sich sogleich mit ihm und der Expedition in Verbindung.<sup>1)</sup>

Hiernach können wir konstatieren, daß Emin, sobald er die Nachricht von der Ankunft der Expedition erfahren, alles aufgeboten hat, ihren Aufenthalt zu ermitteln. Stanley dagegen behauptet, obwohl er nach seinem Zusammensein mit Emin jene Bewegungen wissen mußte, daß dieser bis zum 25. März „ruhig in seinen Stationen geblieben“ wäre, d. h. bis zu dem Tage, an dem er den letzten Brief geschrieben.<sup>2)</sup>

Die Hauptanschuldigungen Stanleys richten sich jedoch gegen Emin's Ausbleiben am See im Dezember 1887, hauptsächlich wohl deshalb, weil er damals sich in größter Not befand, und die Erinnerung an jene Leiden ihn noch lange verbittert haben mag. Die Nachricht von der Entsendung einer Expedition muß etwa im Mai 1887 oder etwas später nach Aquatoria gekommen sein (Emin spricht in einem Brief an Felsin vom November davon) und zwar durch einen Brief Dr. Junkers, in dem dieser das Nahen Stanleys ankündigte.<sup>3)</sup> Jedenfalls hat Stanleys Brief Emin nicht erreicht, also auch die Notiz nicht, daß der Pascha ihn in Kawalli erwarten solle. Das Nahen der Expedition kann sich außerdem mündlich durch die Kaufleute aus Sansibar<sup>4)</sup>, die in Unyoro weilten oder durch die Gilboten Stanleys, die wohl bis an die Grenze Unyoros vordrangen, ausgesprochen haben, war auch in der „Depeche“ des englischen Generalkonjuls, die am 7. Februar 1887 aus Sansibar abgegangen<sup>5)</sup>, angegeben. Kurz, Emin wußte im November 1887, daß eine Entsendung unter Stanley heranziehe. Wahrscheinlich kannte er auch die Zeit, in der sie von der Küste abgegangen sei (resp. abgehen sollte); denn er berechnete ihre Ankunft ungefähr auf den 15. Dezember. Um Rettungsversuchen von der Kongogegegend leichter die Hand reichen zu können, hatte er schon 1886 die Stationen in Makraka neu besetzen lassen<sup>6)</sup> und entsandte, als er die Nachricht von der Expedition erhielt, eine Rekognoszierungsabteilung, „um nach Stanley Umschau zu halten.“<sup>7)</sup> Aus dem Umstande, daß diese Nachforschungen nicht in der Umgebung von Kawalli angestellt wurden, geht also untrüglich hervor, daß Emin den Brief Stanleys nicht erhalten hatte<sup>8)</sup> und ihn auf dem natürlichsten Wege erwartete; also wohl im Flußgebiet des Uelle-Makua, wenn er überhaupt schon von der Wahl der Kongoroute Kenntnis hatte. Dagegen Stanley geht bei seinen Behauptungen allein davon aus, daß Emin im November sein Nahen gewußt, ganz gleichgültig, ob er seinen Brief erhalten oder nicht,

1) Casati II. S. 139 ff.

2) Stanley I. S. 363 Anm.

3) Stanley I. S. 415 ff.

4) Casati II. S. 56.

5) Zephjon S. 25.

6) Emin Pascha, „Sammlung von Reisebriefen“ usw., S. 505.

7) Stanley I. S. 306 Anm.

8) Nach einer Äußerung Zephjons (S. 25) hat Emin ihm gesagt, daß er Stanleys Brief nicht erhalten habe.



und seine Ankunft auf den 15. Dezember berechnet habe; er sei aber den 14. am Südennde des Sees eingetroffen, und Emin hätte sich nicht einmal sehen lassen. Natürlich, wenn Emin allein im Norden des Sees seine Ankunft für möglich hielt, konnte er nicht auf den Gedanken kommen, die Expedition südlich von seiner Provinz zu erwarten, eben so wenig, wie er ihr Nahen vom nördlichen Bahr el Ghazal aus vermutete. Es spricht wenig für den Scharfsinn, aber sehr für den Egoismus des Herrn Stanley, wenn er seine Thaten als Normen aufstellt, noch dazu bei einer solchen Expedition, die, wie er selbst am besten wußte, auf ganz abnorme Wege geleitet war. Wie sollte Emin auch so thöricht von einer Expedition denken, daß sie sich den schwierigsten Weg zu ihm bahnen würde, von dem er noch nie Kunde erhalten <sup>1)</sup>, daß sie, die doch Absicht hatte, ihn zu entsetzen, gar nicht zu ihm kommen wollte, sondern weit ab im Süden auf ihn wartete.

Hiermit fallen die Beschuldigungen, die Stanley so oft gegen den Pascha geschleudert hat, nicht nur haltlos zusammen, sondern wenden sich direkt gegen ihn selbst, da Emin's Fernbleiben im Dezember nur den Aufbruch zum Entsatze der Nachhut beschleunigen mußte, Stanley ihn aber in Ibwiri zurückwies. Diesen Punkt überfiehet der sonst so Scharfsichtige ganz, daß er es allein in der Hand hatte, Barttelot zu retten, wenn er z. B. behauptet <sup>2)</sup>: „Hätte Emin Pascha, der uns am 15. Dezember erwartete, sich nur die Mühe gemacht, seine Dampfer auf eine neunständige Fahrt nach Niwa auszuschießen, dann wären wir schon am 14. Dezember mit seinen Leuten zusammen getroffen, hätten fünfstägige Kämpfe erspart, nicht vier Monate Zeit verloren, und ich wäre am oder gegen den 15. März innerhalb der Pallisaden von Zambuja gewesen, früh genug, um Barttelot vor dem Mörder, Jameson vor dem tödlichen Fieberanfall, Troup vor der Notwendigkeit, als Invalide nach Hause gesandt zu werden, Wood (soll wohl heißen Ward) vor seiner vollständig nutzlosen Mission nach San Paolo de Loanda und Bonny vor der Leidenszeit in Banalja zu bewahren.“

Doch zurück; in Ibwiri einigte sich Stanley mit seinen Anführern so weit, daß 20 Boten an Major Barttelot geschickt wurden. Dann brach er, sobald er von einer Krankheit genesen war, am 2. April in der Stärke von 126 Mann nach dem See auf, noch ehe Stairs von seiner Reise zurückgekehrt war, ein Zeichen, daß er es eilig hatte. Aber auch jetzt noch befand sich die Expedition keineswegs in einer angenehmen Lage und bedurfte dringend der Erholung und Hilfe.

Noch im April ward das Ziel erreicht, wo sofort Zephson auf dem von Ibwiri mitgetragenen Stahlboot „Advance“ entsandt wurde, um Emin, dessen Brief man kurz zuvor erhalten, zu melden, daß die Expedition am

<sup>1)</sup> II. S. 225 erzählt Stanley, daß „ein großer breiter Fleck, von dem absolut nichts bekannt ist“, sich südlich und westlich von der Provinz befände, daß aber Emin mit seinen Leuten nicht der Aufgabe gewachsen sei, sich einen Weg durchzubahnen. Wenn er hiervon überzeugt war, so ergibt sich doch daraus, von seinem Standpunkt aus, daß der Pascha das Durcharbeiten einer schwächeren Expedition dort für unmöglich halten mußte.

<sup>2)</sup> Stanley I. S. 352.



Ufer des Sees angekommen sei und jehnsüchtig auf Entsatz warte. Stanley fügte einen Brief<sup>1)</sup> bei, um dem Pascha zu „raten . . . genügend Proviant mitzubringen, etwa 6000—7000 kg Getreide, Hirse oder Mais u. dergl.“, auch äußert er, daß einige Milchkühe sehr angenehm sein würden. Sefhjon's Schilderung über seine Ankunft in Njwa und über Emin's Fürsorge läßt uns denn auch nicht lange im Unklaren, wer eigentlich die Entsatzpartei war: die, welche „in Lumpen und Schmutz“ eingetroffen, im Genuß des ersten „anständigen Mahls“ schwelgte und nicht genug „zu essen vermochte“ oder die, welche in tadelloser Kleidung die andere liebevoll aufnahm und auf jede Weise unterstützte.<sup>2)</sup>

Am 26. April fuhr der Pascha mit Cafati und Sefhjon auf dem Dampfer „Abediwe“, „der einem kleinen Bauernhofe glich“, wegen der zahlreichen Kinder, Milchkühe, Schafe, Ziegen, Hühner und des großen Getreidevorrats, zu Stanley's Lagerplatz, wo die vor Freude „ganz toll“ gewordenen Sanfibariten mit Triumphgeschrei, Gewehrfeuer und Fackeln dem Retter entgegenstürmten und ihn fast vom Erdboden aufhoben.<sup>3)</sup> Dieser Empfang ist das sprechendste Zeugnis der von Stanley so oft verleugneten Lage der Expedition.<sup>4)</sup>

## 2. Verhalten Stanley's zu den Plänen seiner Auftraggeber.

Im Lager wurde Emin mit seinen Leuten in seltsamer Weise von Stanley empfangen, der jetzt, sich in Sicherheit fühlend, sofort seine Festigkeit und Unverfrorenheit wiedergewann und den Großmütigen spielte. In gravitätischer Haltung nimmt er lächelnd den Dank des „Retters“ entgegen und geleitet ihn herablassend in sein Zelt. „Erwähnen Sie des Dankes nicht, sondern treten Sie ein und setzen Sie sich.“ Bei Njabe wurden in der Nähe bei einander Lager aufgeschlagen, und Emin ließ es sich angelegen sein, der Expedition durch Kleidungsstücke, Proviant usw. wieder aufzuhelfen, wofür Stanley kaum ein Wort des Dankes übrig hat.<sup>5)</sup>

1) Stanley I. S. 363 ff.

2) Sefhjon S. 13—25.

3) Sefhjon S. 26 ff.

4) In dem Berichte von Dr. Peters über sein Zusammensein mit Emin findet sich ein Versehen. Im Magazin (Nr. 45. 1889) nämlich erzählt jener, daß Stanley zum ersten Male „in einem fast verlorenen Zustande“ am See angekommen sei, und ohne Emin's Unterstützung kaum hätte zurückkommen können; bei der zweiten Ankunft habe er seine geheimen Pläne eröffnet und ihn zum Eingehen gezwungen; die dritte wird gar nicht erwähnt. Wahrscheinlich ist diese Verquickung der ersten und zweiten Ankunft am See, die auf ganz falsche Bewegungen der Expedition schließen läßt, daraus zu erklären, daß Peters, als er jene Abhandlung verfaßte, das Stanley'sche Werk noch nicht genau gelesen hatte. In seinem kürzlich erschienenen Werk wird jenes Versehen einerseits abgeschwächt dadurch, daß die Expedition, nachdem sie zuerst nach Kawalli gekommen war, zurückgeht und nach vier Monaten wieder den See erreicht, wo sie „vom Untergange bewahrt“ wird, andererseits aber wieder erneuert, da einige Zeilen vorauf gesagt ist, daß Stanley bei seiner ersten Ankunft verloren gewesen sein würde, wenn Cafati und Emin ihm nicht zu Hilfe gekommen wären. Dieser Widerspruch läßt sich sehr leicht dadurch heben, daß man anstatt „zum ersten Male“ (S. 517, 18. Reihe) liest zum zweiten Male.

5) Emin hat Peters (S. 517) erzählt, daß durch seine Unterstützung die Expedition vom Untergange bewahrt wäre. Vergl. Cafati II. S. 146.



Dann begann der Agent mit der geschäftlichen Seite. Wie verändert aber war nun seine Lage von derjenigen, aus der heraus er im Sinne der Auftraggeber seine Anerbieten stellen sollte. Man hatte geglaubt, durch große Unterstützungen Emin dankbar und gefügig zu machen und schien fest überzeugt, daß, wenn sich die englische Macht recht wirksam bei ihm zeige, jener sicher darauf eingehen würde, da sich jetzt die einzige Gelegenheit böte, sein Werk, wenn auch nicht aufrecht zu erhalten, so doch wieder aufzubauen und es dann als Zentralisationspunkt aller auf Zentralafrika gerichteter Kulturbestrebungen zu behaupten. In diesem Sinne sollte Stanley operieren, er mußte die Wichtigkeit der ägyptischen Regierung im Sudan, ihren öffentlichen Verzicht, die Aufgaben des humanen England usw. vorstellen, er mußte aus dem Ferman des Khedive seine ausgesprochene Entlassung ableiten, ihn von allen Rücksichten frei erklären und nicht zum wenigstens ihm eine selbst zu bestimmende Höhe des Gehalts sowie weitgehende Aktionsfreiheit sichern, so daß ihm die Haltlosigkeit seiner Stellung keine andere Entscheidung übrig ließ. Hierbei blieb einer der wichtigsten Punkte, von den Anfängen der deutschen Kolonialpolitik in Ostafrika zu schweigen oder, falls sie schon bekannt waren, die Unmöglichkeit einer Anknüpfung mit ihr darzustellen, da Emin in seinen Briefen stets ein lebhaftes Interesse für seine alte Heimat bekundet hatte.

Stanley befand sich ja aber einer ganz anderen Sachlage gegenüber, da Emin ihm vielleicht noch weniger verpflichtet war wegen seines guten Willens zur Rettung, als er jenem wegen der tatsächlichen Rettung. Diese Verdrehung brachte keinerlei Verwirrung bei der Ausführung der Aufträge hervor; Stanley war eben durch und durch Realpolitiker, der weder moralische Geetze noch sonstige Verpflichtungen, sondern lediglich das Nützlichkeitsprinzip anerkannte. In diesem Falle drehte er den Spieß um und warf Emin Undankbarkeit, Unentschlossenheit, Streben nach vizeköniglicher Gewalt und vieles anderes vor, als dieser noch zauderte, auf seine Anträge einzugehen.

In seinem Rechenschaftsbericht, nebenbei ein Werk, von dem es zweifelhaft ist, ob die absolut richtigen Thatfachen oder die in der Phantasie des Verfassers gesponnenen Situationen in größerer Anzahl vorhanden sind, hat Stanley nicht verfehlt, uns über die natürlich nur nebenbei mitgenommenen Aufträge zu unterhalten, deren Verhandlungen er noch dazu in dramatischer Form giebt, gewiß deshalb, um uns sichtlich in das Interesse hineinzuziehen und das punctum saliens erkennen zu lassen. Wie aber oben gesehen, war eine solche Veröffentlichung ebensowenig vor wie nach der Expedition bestimmt; es wäre auch im Sinne der Auftraggeber geradezu widersinnig gewesen, so gegen ihr eigenes Interesse zu handeln, und es wäre auch nie geschehen, wenn nicht Stanley durch Emin's Aufseerungen direkt dazu gezwungen wäre. Nämlich nach seinen vielen Insinuationen gegen den Pascha, der damals krank im Lazarett von Bagomojo lag, hielt dieser nach seiner Genesung es für unwürdig, darauf zu antworten, aber sich auch nicht mehr für verpflichtet, über die Hauptziele der Expedition Schweigen zu bewahren. Seine wenigen Aussagen wurden vom Vertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft nach Berlin übersandt und dort der Presse zur Veröffentlichung übergeben. Ein Ableugnen



schien nun nicht mehr ratsam, und so gestand Stanley zu, allerdings nur in der schwächsten Form, wie wir gleich sehen werden, um seine Freunde möglichst wenig zu kompromittieren. In den Refrain fielen denn auch später die Herren vom Komitee volltönig ein und wuschen sich die Hände in Unschuld; ob mit Erfolg, mag die öffentliche Meinung entscheiden.

Zum Beweise, daß die Veröffentlichung der geheimen Aufträge nur erzwungen wurde, sei angeführt, daß in Stanleys Briefen, die vor dem Bekanntwerden der Pläne herausgegeben wurden, diese gar nicht erwähnt werden, wenigstens nicht mitveröffentlicht sind; in der Fassung, wie das Komitee es für gut befunden hat, die Briefe dem Publikum zu unterbreiten, finden sich nur wenige daraufbezügliche Stellen zerstreut, die noch dazu den Uneingeweihten unverständlich bleiben mußten. In seinem Bericht hat Stanley ebenfalls sorgfältig darauf geachtet, nicht zu viel zu verraten, und demgemäß selbst in den angeführten Briefen, sowie den offiziellen Berichten der Offiziere alles Anstößige gestrichen, wobei er allerdings öfter aus der Rolle gefallen ist; denn, erläutert er, „es giebt viele Dinge, welche murrende, cynische, ungläubige und gemeine Menschen nicht zu wissen brauchen“. Die Darstellung wird so an verschiedenen Punkten mit Vorbedacht unverständlich und leidet trotz der großen Ausführlichkeit öfter an nicht unwesentlichen Auslassungen, die man erst aus dem Nachstehenden oder überhaupt nicht versteht, so daß das ganze Werk mit Ausnahme einiger geographischer Ausführungen mehr den Anschein einer oberflächlichen Zusammenstellung der Tagebücher gewinnt, bei deren Korrektur allein die subjektive Färbung vorgenommen wurde. Hierzu berechtigt auch die Zeit von nicht ganz zwei Monaten, die Stanley zur Abfassung des 972 Druckseiten enthaltenen Werkes gebraucht hat.<sup>1)</sup>

Bei den folgenden Verhandlungen zeigte es sich, welchen Mißgriff das Komitee mit der Wahl Stanleys zum Expeditionschef gethan hatte. Schon das Engagement hatte der berühmte Reisende jedenfalls nur in Hinblick auf seine eigenen Pläne angenommen, aber gewiß nicht zu dem alleinigen Zweck, sein Leben für die Spekulationen Madisons & Komp. aufs Spiel zu setzen. In dieser Absicht hatte er gegenüber seinen Auftraggebern die Wahl der Kongoroute durchgesetzt und bisher nur die Befriedigung seines Ehrgeizes im Auge gehabt. Für die Interessen der Gesellschaft war bisher nichts erreicht, sondern alles, was direkt zu deren Gunsten unternommen, entweder resultatlos geblieben oder in das Gegenteil umgeschlagen. Aber alle diese Mißerfolge würden nicht so sehr ins Gewicht fallen, wenn es gelang, das Hauptziel, die Gewinnung Eminis, seiner Schätze und Truppen für England zu erlangen.

Ein solcher Erfolg war nur möglich, wenn der Weg zum Ziel mit Stanleys eigenen Plänen konvenierte. Dies war nur zur Hälfte der Fall. Der große Entdecker hatte zwar durch das Bekanntwerden des Aruwimwaldes schon viel für sich erreicht und hoffte auch noch, auf der Heimreise das Nilquellen-Problem endgültig zu lösen, was sein Forscheralent wieder in neuem Glanze erstrahlen lassen mußte, aber es fehlte noch eine

<sup>1)</sup> In welcher Zeit er außerdem noch 400 Briefe und 100 Telegramme geschrieben haben will. II. S. 423.



in die Augen springende Großthat, die mit dem Hauptzweck der Expedition in Verbindung stand, womöglich diesen in „schneidiger“ Weise erfolgreich machte. Wozu war er denn eigentlich ausgezogen? — doch um Emin zu entsetzen, um ihm Unterstützungen zuzuführen oder, wenn er sich in Not befand, ihn zu retten. Europa wählte ihn aber in Not, folglich mußte er ihn für die öffentliche Meinung in Europa retten. Da aber die Rollen vertauscht waren, und eine Rettung thatsächlich nicht möglich schien, so mußte eben eine bezügliche Situation künstlich vorbereitet, und dann eine Rettung abgeleitet werden. Seinen Thaten würde erst dann die gebührendste Würdigung, ihm selbst die Krone des unbesiegbaren Heldentums zu teil, wenn er Emin im Triumph heimführen und der Kulturwelt übergeben konnte, um dafür, wie er in seiner Selbstlosigkeit wahrhaft rührend anzeigt, die einfache Anerkennung zu erhalten: „Es ist gut gemacht.“<sup>1)</sup>

Diese Aussicht ist das leitende Motiv gewesen, das nicht nur die Verhandlungen am See, sondern auch den weiteren Verlauf der Expedition beeinflusst hat. Ungewiß bleibt es dabei, ob Stanley diesen Gedanken schon vor oder erst während der Verhandlungen als maßgebenden Plan betrachtet hat.

Die englischen Aufträge wurden hierbei nur so weit berücksichtigt, als sie mit seinen eigenen Absichten übereinstimmten, also bis dahin, wo Emin anstatt nach Kawirondo zur Küste geführt werden sollte. Das eine stand demnach bei dem Egoisten und Agenten in gleicher Weise fest, nämlich daß Emin die Provinz verlassen mußte, und diese Gleichheit der Interessen errang den Erfolg. Wie weit hierbei beide Standpunkte verquickt waren, und der Selbstsüchtige die Hülle des Selbstlosen annahm, zeigt am besten der Umstand, daß Stanley erst auf dem Rückwege, am Südende des Ukerewe, offenkundig mit seinen eigenen Plänen hervortrat. Wir stehen trotzdem aus gewissen Gründen, die wir an jener Stelle darlegen wollen, nicht an, diese Absichten ihm schon bei seiner zweiten Ankunft am Albertsee unterzulegen, und sind überzeugt, daß sie die Verhandlungen beeinflusst haben. Das Ergebnis ist hiernach zu beurteilen.

Es erscheint vielleicht gewagt, dem vielbesungenen Stanley so unloyale, ja man kann sagen, gemeine Absichten zuzutrauen, aber es ist uns nicht möglich, eine andere, einheitliche Richtschnur bei der Verschiedenheit und dem Wirrwarr seiner Handlungen zu finden, und eine Einheitlichkeit ist stets bei seinen Thaten vorhanden, wenn sie auch noch so widersinnig zu sein scheinen. Seine letzte Wirksamkeit in England, die er bald, als ihm dort der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, in Amerika mit größerem, nur ihm eigentümlichen Schneid fortsetzte, rechtfertigen diese Auffassung vollkommen; zudem schließt sie sich seinem früheren Wirken nicht unebenbürtig an und erklärt sich aus seinem Charakter überzeugend. Um so komischer erscheint diese Darstellung, als ja der Schwächere den Stärkeren zu einer Handlung bewegen wollte, die diesen

<sup>1)</sup> Mit diesen Worten schließt er seinen Brief an Mackinnon, in dem er ihm sein Werk widmet. I. S. 10.



machtlos machen und in seine Hand liefern sollte, aber der Erfolg hat sie bestätigt.

Daneben mußte Stanley noch seine eigene Lage und die seiner Leute verbessern, um gegenüber Emin kraftvoller auftreten und den Rückzug weniger gefährdet antreten zu können. Zu diesem Zwecke wollte er die Nachhut mit den großen Hilfsmitteln an sich ziehen. Da aber von Major Barttelot noch keine Nachricht an den See gedrungen war, ahnte der wackere Stanley wohl schon, daß jener infolge seiner Machinationen Zambuja noch nicht verlassen habe oder in ein verhängnisvolles Unglück geraten sei, und beschloß nunmehr, um doch wenigstens jemand zu entsetzen, zum Entsatze der Nachhut heranzueilen. Sodann mußten doch auch die Manjematräger Tippu Tibs herangeholt werden, um das reiche Hat el Estiva seiner Schätze zu berauben. In dem letzteren Punkt war wiederum eine Gleichheit der Interessen beider Parteien (Stanleys und der Auftraggeber) vorhanden, die aber durch die Ungunst des Schicksals erfolglos blieb.

Mit welchen Mitteln sollte aber die Nachhut gerettet werden! — Natürlich konnte hier kein anderer helfen, als wieder Emin, der Retter in der Not, der sie alle aus der trostlosen Lage befreit hatte. Aber wozu sollte der eigentlich helfen? — Doch nur, um den Gegner so zu stärken, daß dieser im Stande wäre, seine Pläne, denen er selbst zum Opfer fallen sollte, auszuführen. Wir sehen, mit welcher Genauigkeit der englische Expeditionschef seinem Protektor in London die Manöver der englischen Politik in Agypten abgelauscht hatte.

Nach solchen Erwägungen ging Stanley sehr vorsichtig zu Werke, indem er sich zuerst des für Emin naheliegendsten und natürlichsten Auftrages der ägyptischen Regierung entledigte. Seine Absicht war hierbei folgende: zuerst sollte Emin allein durch seine Überredungskunst zur Rückkehr nach der Küste bestimmt werden, darauf, falls er hierauf nicht einging, wollte er das englische Anerbieten vorbringen, um ihn durch diese Vorpiegelung fortzulocken; gelang dies — und es mußte gelingen, denn es war die letzte Aussicht für Emin, sein Werk in gewissem Sinne fortzuführen — mit anderen Worten, war der Pascha erst im englischen Lager, so war kein Hindernis mehr zur Verwirklichung der eigenen Pläne vorhanden. Dem Komitee gegenüber konnte er sich mit der Gewinnung Emin's für England begnügen und für das Unterlassen des Zuges nach Kawirondo hinreichend Entschuldigungen ausfindig machen, um die er ja nie verlegen war. Das Geschick war ihm auch hierbei günstig.

Seine Pläne veranlaßten Stanley, seine Aufgaben falsch zu verstehen, aber seine Instruktionen waren auch so mannigfach, daß er gewissen Punkten immerhin gerecht wurde. An Emin's Persönlichkeit lag doch vorerst den Herren in London nichts, wohl aber an seiner Stellung, seinen Schätzen und seinem Heer. Stanley suchte nun Emin's Person für England mitzubringen, um seinem Ruhm zu genügen, Emin's Stellung zu stützen und für Englands Gewinnsucht freizuhalten, jowie seine Schätze zu rauben, um das Komitee zu befriedigen, auf dem Rückweg Verträge abzuschließen, um die Regierung willfährig zu stimmen. Jeder sollte etwas erhalten, aber keiner so viel als er erwartete.



Demnach begann Stanley mit dem ägyptischen Auftrag.<sup>1)</sup> Da dieser aber keine bestimmten Instruktionen enthielt, sondern freie Wahl zu jeder Entscheidung ließ, übernahm er es bereitwillig, „dieses Schreiben mit dem zu ergänzen“, was er selbst positiv wußte, d. h. wozu er Auftrag erhalten hatte, was ihm also zuerst paßte. Er ging davon aus, das Verlassen der Provinz als selbstverständlich hinzustellen; die ägyptischen Beamten wären nach den Berichten Dr. Junkers überzeugt gewesen, daß Emin seine Provinz nicht verlassen wolle, und hätten deshalb, da Ägypten jede weitere Verpflichtung und Hilfeleistung ablehnen müsse, ihre Wünsche so formuliert, daß, wenn der Gouverneur bleiben wolle, er dies „auf eigene Verantwortlichkeit und eigenes Risiko“ thun könne; in diesem Falle dürfe er sich natürlich nicht mehr als ägyptischer Beamter betrachten und nur bis zu diesem Zeitpunkt Gehaltszahlung beanspruchen. Sei er dagegen entschlossen zu bleiben, in der Hoffnung seine Stellung zu erhalten, so wäre dies ganz widersinnig, da es nach seinem Tode doch gewiß zusammenfallen werde. Sobald erst das Alter heranschleiche und seine Kraft schwinde, würden die Aussichten schon sehr zweifelhaft werden, er würde das Bedürfnis haben, sich zurückzuziehen und seine Leute zu retten, ehe der sichere Ruin eintrete. Dann aber würde keine Macht da sein, die ihm helfend zur Seite stände, und wenn trotzdem alles gelänge und er mit seinen Leuten glücklich die Küste erreiche, könne er weder diese unterhalten noch in ihre Heimat befördern, alles dieses, nachdem er Ägyptens Hilfe zurückgewiesen. Emin's Entgegnungen, daß er seinen Entschluß von dem seiner Leute abhängig mache, sucht Stanley mit dem Hinweis auf die Zweckmäßigkeit, auf seine Pflicht usw. zu begegnen. Es würde zu weit führen, das Für und Wider bei den Verhandlungen zu verfolgen, wir begnügen uns mit dem Resultat: Emin bleibt oder zieht mit seinen Leuten. In demselben Sinne entschieden sich auch Casati und die Mehrzahl der anwesenden Beamten.<sup>2)</sup>

Dieser Entschluß stand fest, behagte aber Stanley wenig, der sogleich begann, wirksamere Seiten aufzuziehen. Einmal suchte er Emin's Pflichtgefühl, das ihn zum Bleiben zwang, abzuschwächen oder zu verkehren, indem er einen direkten Befehl aus dem Terman des Khedive ableitete, daß „der Weg der Pflicht für einen treuen Offizier“ klar sei, „ohne Rücksicht darauf, was mit anderen geschieht“, und daß sein Bleiben ihn persönlich nicht von dem Verhalten entbindet, das ihm die Pflicht gegen den Vizekönig vorschreibe.<sup>3)</sup> Ja, er erklärte, immer noch an der Hoffnung festhaltend, ohne Benutzung der englischen Aufträge zum Ziel zu gelangen, daß er vom Khedive allein zu dem Zwecke hergeschickt sei, um ihm den Befehl zur Räumung der Äquatorialprovinzen zu überbringen. Dann als auch dies nichts verfring, gab er „zu verstehen, er sei nötigen-

1) Stanley I. S. 372—377, 380—381.

2) Casati II. S. 146. Stanley I. S. 377.

3) Später äußert sich Stanley gerade entgegengesetzt: „Wenn Ägypten ihn los zu sein wünschte, was brauchte das ihn zu kümmern? Hier würde ihm . . . . ein Gehalt von 1500 Pfd. St. geboten.“ II. S. 212.



falls ermächtigt“, ihn „mit Gewalt aus der Provinz fortzubringen“ (nach Emin's Aussage).<sup>1)</sup>

Das ist die Sprache des Geretteten gegen seinen Retter, der sich mit wenig Begleitung bei jenem aufhielt. Was sollte Emin hiergegen thun! — Man vergegenwärtige sich seine Lage. Schon seit dem Jahre 1885, als alles um ihn zusammengestürzt war, hatte er an die philanthropische Gesinnung des englischen Volks appelliert und daraufhin seine Leute durch Versprechungen hingehalten, daß man ihnen aus Europa sicher zur Hilfe kommen werde. Von Jahr zu Jahr immer nur diesen einen möglichen Entsatz vor Augen, hatten sich die Beamten und Soldaten damit getröstet, vor einem neuen Muthdiansturm bald geschützt zu werden und sich auch infolge des Lob's, das der Gouverneur der Opferwilligkeit seiner Rassenangehörigen in zu reichlichem Maße spendete, daran gewöhnt, in einer Hilfsexpedition „die Quelle alles Heiles zu sehen“. <sup>2)</sup> Jetzt war eine solche angekommen, das Gerücht verbreitete sich schnell, und man glaubte nun, vor feindlichen Störungen bewahrt, mit reichlicher Zufuhr versehen zu werden und in Bequemlichkeiten leben zu können. In dieser Stimmung wurde Zephson von der Garnison von Njwa mit großartigen Salutgeschüssen und einer Ehrenwache stürmisch bewillkommt und unter Trompetenklangen und mit fliegenden Fahnen wie im Triumph in die Station geleitet. <sup>3)</sup> War es da noch möglich, daß der Gouverneur, der die Hilfe gerufen, ihr feindlich gegenübertrat? — Gewiß nicht; für Emin gab es nur eine Möglichkeit, wenn er nicht seiner Stellung jeden moralischen Halt nehmen und seinen Leuten sich als Heuchler zeigen wollte, nämlich mit Stanley wenigstens scheinbar im Einverständnis zu handeln. Die Umstände ließen keinen anderen Ausweg zu und zwangen ihn gegen seinen Willen, zu einer Vereinbarung zu kommen und sich Bedingungen vorzuschreiben zu lassen.

Unter diesem Zwang wurden folgende Punkte beschloffen: 1) die Beamten und Soldaten sollten befragt werden, ob sie geneigt wären, über Sansibar nach Agypten zurückzukehren, und alle, die sich hiermit einverstanden erklärten, sollten sich zu Njabe sammeln, um die Rückkehr Stanley's zu erwarten, der unterdessen die Nachhut heranholen wollte; 2) zu diesem Zwecke, zugleich damit Stanley bei seinem Rückzug einen festen Anhaltepunkt am See habe, sollte Emin in Njabe eine kleine Station erbauen und diese mit Reservenvorräten an Getreide und Vieh sowie mit einer Besatzung versehen; 3) Emin sollte mit Soldaten und Trägern nach Fort Bodo aufbrechen, um den dort zurückgelassenen Teil der Expedition nach der neuen Station zu bringen; 4) Emin sollte mit Trägern und Proviant Stanley's Kolonne soweit aufhelfen, daß sie im Stande sei, durch den Aruwiniwald zum Entsatze der Nachhut zu dringen; 5) um die Beamten und Soldaten zum Verlassen der Provinz zu bewegen, sollte ein englischer Offizier als Gast des Gouverneurs alle Stationen besuchen, um den Leuten die offiziellen Schreiben vom Rbediwe und Nubar Pascha sowie eine Proklamation Stanley's vorzulesen.

<sup>1)</sup> Peters S. 517. „Das Magazin“ 1890, Nr. 45, S. 697.

<sup>2)</sup> Gajati II. S. 146.

<sup>3)</sup> Zephson S. 13.



Mit diesem Erfolg hatte Stanley wohl die Möglichkeit, aber nicht die Gewißheit erhalten, Emin zum Abzug zu bestimmen; denn der Pascha hielt unentwegt an seinem Entschluß fest, nur dann mitzuziehen, wenn seine Leute dazu bereit wären. Dagegen war es ihm jetzt klar geworden, daß es jenem schwer würde, sich von skrupulösen Verpflichtungen gegen seine Leute loszusagen, und daß er eine gewisse Scheu bezugte, nach Ägypten zurückzukehren, um sich dort mit einigen schönen Worten „hinauskomplimentieren“ zu lassen. Hierauf baute Stanley weiter, als er jenem durch Vorbringung des englischen Anerbietens beiden Wünschen nachzukommen anheimstellte. Schon vorher hatte er angedeutet, wenn diese Provinzen „in nicht gar zu großer Entfernung von der See“ lägen, so daß ihm in steter Verbindung mit der Außenwelt leicht Mittel zur Verteidigung seiner Stellung zugeführt werden könnten, er der letzte wäre, der ihm den Rat geben würde, das ägyptische Anerbieten anzunehmen. Man sieht, wie er hier etwas zu früh aus der Rolle fällt, da er gleich darauf die Pflicht gegen den Khedive als einzige Richtschnur eines braven Offiziers hinstellt. Jetzt aber, nachdem sich Emin schon mit dem Gedanken an eine Heimkehr vertraut gemacht hatte, übersieht er seine kaum ausgesprochenen Scheinargumente, kommt ihm scheinbar entgegen und stellt ihm ein Anerbieten, das in der Mitte zwischen Bleiben und Gehen die einzige friedliche Lösung der Schwierigkeit bot und für Emin doppelt annehmbar sein mußte, da es eine Verletzung der Pflicht gegen seine Leute ausschloß und ihm eine neue Thätigkeit in Zentralafrika anwies.

Der englische Vorschlag ist in dem Stanleyschen Berichte sehr abgeschwächt<sup>1)</sup>, man merkt es dem Verfasser an, mit welcher peinlichen Sorgfalt er sich zusammennimmt, um nicht zu viel zu verraten. Aber gerade diese Entstellung des einzigen Auftrages, den die Urheber des Unternehmens ihm gegeben, beweist uns, daß dieser die eigentliche Hauptfache bei dem Unternehmen war, und daß man sich noch nach dem Mißlingen in eine selbstlose Hülle verstecken wollte.

Das Anerbieten haben wir schon bei den Plänen der Gesellschaft skizziert, wir geben es hier im Detail wieder und zwar zuerst nach den Aussagen Emin's<sup>2)</sup>, auf dessen Glaubhaftigkeit hier vertraut werden darf, da kein Grund von seiner Seite zum Verdrehen der Thatfachen vorliegt. Hiernach sollte er mit der ganzen militärischen Macht, die er zusammenbringen könne, in den Dienst der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft treten, derart, daß Rang und Gehalt der Offiziere und Mannschaften beibehalten würde, sollte seine Provinzen aufgeben und um den Viktoriassee herum nach Kamirondo ziehen, um dort eine geeignete Insel zu besetzen und mehrere Stationen zu gründen. Unterdessen würde Stanley zur Küste nach Mombasa hinabziehen und von dort zwei zerlegbare Dampfer und sonstige Unterstützungen (jedenfalls als Ersatz für die im Urwimwald verloren gegangenen!) für Emin heraufholen, der nun seinerseits den Handel der am See gelegenen Länder nach Mombasa ableiten sollte. Zu diesem Zwecke

<sup>1)</sup> Stanley I. S. 382. 387. 388.

<sup>2)</sup> Peters S. 518 ff. „Das Magazin“ 1890, Nr. 45, S. 398. Schreiben des Hofmarschalls von Saint Paul Mlaire an P. Reichard über die Äußerungen Emin's gegenüber seinem Sohn.



war schon lange eine Bahn Komas-Kawirondo geplant und zur Erforschung und Sicherung der dazwischen liegenden Gebiete fortwährend Expeditionen von der Küste abgeandt. Sobald eine feste Verbindung mit der See hergestellt sei, solle Emin nach Uganda und Unyoro vordringen, beide Länder durch Vertrag oder Krieg gewinnen und sich nach Norden und Westen über sein früheres Gebiet ausdehnen. In diesem neuen britischen Reich würde er dann als „selbständiger Gouverneur“ eingesetzt mit einem Gehalt, das nach der einen Aussage mit der Gesellschaft zu vereinbaren wäre, nach der andern die Höhe von 3000 Pfd. St. erreichte.

Stanley sucht in seinem Werke dies Angebot darzustellen nur als „Ausfluß seines guten Willens . . . und des ernstlichen Wunsches“, Emin und seine Leute vor den vernichtenden Folgen, die ein Bleiben nach sich ziehen würde, zu bewahren; er sei überhaupt gar nicht befugt, ihm einen solchen Vorschlag zu machen, aber doch überzeugt, die „herzliche Billigung und Mitwirkung der Gesellschaft“ hierbei zu erlangen. Der sonst so geriebene Stanley hat sich hierbei gründlich geirrt, wenn er glaubte, der Welt alle möglichen Verdrehungen vormachen und dabei auf die treue Verschwiegenheit eines Mannes rechnen zu können, den er mit den elendsten und haltlosesten Anschuldigungen zu bewerfen nicht aufgehört hat. Nach der wiederholt bekräftigten Versicherung Emin's nämlich brachte der englische Geschäftsträger einen „notariell ausgefertigten, mit Siegel versehenen und von den Gründern der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft unterschriebenen“ Vertrag mit, der nur vom Pascha unterzeichnet zu werden brauchte, „um die Sache perfekt zu machen“. Dadurch, daß Stanley dies Dokument vorzeigte, wollte er wohl nur die Sicherheit des Vorschlages feststellen, ohne Emin wirklich zum Unterschreiben aufzufordern, was auch, als dieser darauf einging, nicht geschah. Die Unterschrift hatte ja auch Zeit, bis man sich in Kawirondo trennte. Hätte Stanley gewußt, daß er durch dies Verjammnis den letzten Erfolg, die Gewinnung Emin's für England, unbeachtet ließ, so würde er damals wohl ihn durch Unterschrift kontraktlich gebunden haben, weil er gewiß gern im Schlußeffekt der Befriedigung seiner Entsender Rechnung getragen hätte; da er es aber unterließ, und die Folgen doch nicht schwer zu erkennen waren, so ist nicht ausgeschlossen, daß er in dem Eintritt einer solchen Autorität, wie Emin, in englische Dienste nur das Entstehen einer neuen Rivalität erkannte, die seine bisher einzige Stellung vielleicht etwas in den Hintergrund drängte. Seine Brandreden und Berichte geben hierzu genauere Illustrationen.

Im Zusammenhang mit dem englischen Anerbieten erzählt uns der schlaue Agent ganz unbefangen, wie er in Emin gedrungen sei, ihm nur zu vertrauen, er würde eine englische Gesellschaft veranlassen, ihn mit seinen Truppen zu beschäftigen. „Wahrscheinlich,“ so fügt er hinzu, „ist eine solche in diesem Augenblicke bereits gebildet worden, um einen englischen Besitz in Ostafrika herzustellen.“ Ja an anderer Stelle spricht er sogar schon von einer britisch-ostafrikanischen Gesellschaft. Der Unvorsichtige, der von einer solchen doch noch gar nichts wissen durfte, wie konnte er nur die vertraulichen und offenen Gespräche mit Macinnon so konfundieren, daß er uns die Möglichkeit einer Identifizierung des Entsatz-Komitees mit der Direktion der ostafrikanischen Gesellschaft recht nahe legte.



Der englische Bericht hat uns dies Anerbieten auch in einer längeren Rede motiviert, die vom Verfasser in einem Atemzuge angegeschlossen wird. Sie wird eingeleitet mit der höchst bedenklichen Bitte, ihm (Stanley) geduldig Gehör zu schenken, „damit ich Ihnen Ihre hiesige Stellung genau auseinandersetzen kann“. Dann beginnt er mit formgewandtem Redeschwall die Schäden der ägyptischen Herrschaft im Sudan und die Notwendigkeit, ihn aufzugeben, darzulegen, wogegen Emin andächtig dabei steht und seine Kenntnisse und Gewandtheit stumm bewundert. Man bedenke, ein Stanley, der, mag man über seine sonstigen Fähigkeiten denken, wie man will, in Verwaltungsfragen gewiß nicht mehr als ein Laie ist, unternimmt es, einen allgemein anerkannten Verwaltungsbeamten, der von den verschiedensten Seiten unter den größten Unkosten zu gewinnen gesucht wird, darüber aufzuklären, was an dem System seiner Regierung falsch ist. Diese Unklugheit wirkt etwa so lächerlich, als wenn Herr Boulanger nach Berlin käme, um dem deutschen Reichskanzler die Neuigkeit mitzuteilen, daß die soziale Frage noch nicht gelöst sei.

Die Annahme des englischen Anerbietens suchte Stanley so verlockend als thunlich vorzustellen und war auch entschlossen, es auf alle Fälle durchzusetzen, was er endlich „halb durch Drohungen“<sup>1)</sup> erreichte. So erklärte er ihm z. B., daß er moralisch zum Eingehen auf diesen Plan gezwungen sei, da er im Jahre 1886 in einem Brief an Sir John Kirk England seine Länder angeboten habe; die Engländer seien jetzt gekommen, um seinem Wunsche zu willfahren, und erwarteten die Übergabe. Es ist dies eine ziemlich plumpe Falle, insofern Emin England bekanntlich um Hilfe bat und dabei den Wunsche aussprach, daß es für seine Provinz viel segensreicher sei, wenn die britische Regierung als eigentlicher Souverän in Ägypten auch die Erhaltung von Aequatoria übernehme.

Bei den Verhandlungen mit Stanley konnte sich Emin nur schwer entschließen, obwohl er keinen andern Ausweg sah: „es ist noch etwas dabei, was ich (Stanley) nicht zu begreifen vermag.“<sup>2)</sup> Schließlich gab er nach, in der Hoffnung, seine Leute zum Übersiedeln zu bewegen und später wieder in die alte Heimat zurückzuführen, ohne aber eine bindende Antwort zu geben. Er erklärte, durch die Umstände gezwungen, daß dieser Vorschlag der thunlichste von allen sei, ging aber darauf ein, sich die Sache noch zu überlegen, bis die Nachhut angekommen sei. Stanley jubelte: „er war offenbar von dem Vorschlage bezüglich des Viktoria-sees entzückt.“<sup>3)</sup>

Das erste Ziel war jetzt beträchtlich näher gerückt, so daß seine Erreichung keine namhaften Hindernisse mehr zu bieten schienen. Es galt nun, die Elfenbeinspekulation möglichst gewinnreich zu gestalten und dazu die Nachhut mit den Manjematrägern Tippu Tibs zu holen. Gegenüber Emin hat Stanley wohl bei seinem ersten Zusammensein mit ihm von dem Elfenbein nichts erwähnt<sup>4)</sup>, da er jedenfalls keinen schlechten

1) Nach Emin's Aussage. Peters S. 519.

2) Stanley I. S. 390.

3) Stanley I. S. 403 Anm.

4) Hierzu verweisen wir auf die Notiz Stanleys, die wie alle hierauf bezüglichen Stellen in seinen Briefen mit unklaren Worten geschrieben ist, nämlich in seinem Brief



Eindruck bei den Verhandlungen hervorrufen wollte, aber er hat vielleicht unter der Hand hingehorcht, ob die Schätze wirklich in so großen Mengen aufgespeichert seien. Als er die Bestätigung vernahm, war er zufrieden und brach in dieser Gewißheit beruhigt nach Zambuja auf.

In Banalja traf er auf die Reste der Nachhut, von 257 nur noch 71 Mann und davon 52 diensttauglich, über 270 Prozent Verlust. Wie dem Biedermann bei diesem Anblick wohl zu Mute gewesen sein mag, da er sich fagen mußte, an diesem Ergebnis die Hauptschuld zu tragen.

Von den Manjema und Begleitern konnte er nur 170 gebrauchen, so daß er für den Marsch nach Fort Bodo zusammen 283 Träger hatte, kaum genügend, um 230 Lasten zu transportieren, geschweige denn die Elfenbeinmengen Emin's mitzunehmen. In Gefahr, auf die materielle Ausbente von Aequatoria zu verzichten, wollte er wenigstens den Versuch machen, Tippu Tib zur Stellung von Trägern oder selbst zum Mitmarsch zu bewegen, und schrieb deshalb, obwohl er einjah, daß er von ihm hintergangen sei, an diesen einen Brief, in dem er ihn durch Anlockungen zu reizen suchte; er hätte auf dem ganzen Wege von Njanja bis Banalja nur drei Mann verloren (in Wahrheit 44), von denen noch dazu zwei ertrunken und einer davongelaufen sei, der Weg sei ihnen nach dem zweimaligen Marsch vollkommen bekannt, so daß sie in keine Unannehmlichkeiten geraten könnten, Emin hätte Überfluß an Elfenbein, Rinder zu Tausenden, Schafen, Ziegen, Hühner und Lebensmittel jeder Art, seine Freigebigkeit und Freundlichkeit, mit der er sie empfangen und beschenkt hätte, sei ohne Grenzen, und viele seien bereit, mit aus dem Lande zu ziehen, er solle nur kommen, die Expedition würde noch zehn Tage auf ihn warten und dann langsam weiterziehen.<sup>1)</sup> So anziehend diese Aussichts für Tippu Tib auch sein mochte, so war er doch zu schlau, um darauf einzugehen; er jah wohl ein, daß die Schwierigkeiten des Weges nach den Ausfagen der Araber weit gefährlicher schienen, und daß er seine Leute opfern würde, ohne einen entsprechenden Einjah zu gewinnen; hingegen konnte es ihm vielleicht größeren Vorteil bringen, wenn das Elfenbein am oberen Nil blieb, als wenn die Herren in London sich den Verdienst aneigneten. Kurz, er blieb und ließ Stanley warten, der, zum zweitenmal getäuscht, wieder nach dem See aufbrach, wohl in der Hoffnung, dort bei befreundeten Stämmen die nötige Anzahl von Trägern zu requirieren. Solange Tippu Tib von Nutzen sein konnte, war er Stanley's „guter Freund“, als aber die Expedition zu Ende war, wurde er plötzlich ein „Erzbösewicht“<sup>2)</sup>, obwohl von ihm nicht mehr bekannt geworden war wie damals, als er mit ehrenden Ausdrücken und höflichen Formen zum Mitgehen aufgefordert wurde.

In Verbindung hiermit stand natürlich die Länge des dritten Aufenthaltes am See, der sich unter Umständen weit hinziehen konnte. Deshalb

an Madinon, datiert Insel Bunganeta (bei Banalja), 28. August 1888: „Alles Weitere unterbleibt, bis ich mit der vereinigten Expedition an den Njanja zurückkehre.“ Dies bezieht sich höchst wahrscheinlich auf die Elfenbeinpekulation, über die er seine Auftragsgeber zu beruhigen nicht unterlassen durfte.

<sup>1)</sup> Keltie, „Stanley's Briefe“, S. 18 ff.

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 422.



vermied es Stanley, sich gegen Emin über den Zeitpunkt der Abreise auszusprechen, da er kaum hoffen konnte, das Elfenbein auf einmal mit sich zu nehmen.<sup>1)</sup>

Für diesen Entsatzzug nach Zambuja hatte Emin der Verabredung gemäß die ganze Expedition (auch Fort Bodo) verproviantiert und ihr 130 Madiuträger mitgegeben, die nach zwei Desertationen auf 101 Träger und 4 Soldaten ergänzt wurden. Welche Arbeit diesen unterwegs aufgebürdet wurde, gegenüber den Sanfibariten, die natürlich nun geschont wurden, berichtet Stanley nicht, der noch dazu der einzige Weiße auf dem Zuge von Fort Bodo bis Banalja war, läßt es aber aus den Verlusten erkennen: bei der Ankunft in Banalja waren nur drei Sanfibariten, aber die Hälfte der Madi untergegangen, und bei dem letzten Aufenthalt in Fort Bodo nur noch 26 Madi und 3 Soldaten von Emin's Leuten am Leben. Stanley erwähnt dies nur nebenbei als belanglos, als ob diese Unterstützung zum Rückzuge gar nicht nötig gewesen wäre, dagegen ist Emin überzeugt, daß jener ohne Hilfe nicht hätte zurückkommen können.<sup>2)</sup>

Es zeugt wenig von den so oft anerkannten Fähigkeiten Stanleys als Expeditionsschef, wenn er von seinem zweiten und dritten Zuge durch dieselbe Gegend noch immer von Verhungern und sonstigen Schwierigkeiten zu erzählen weiß, aber noch weniger zeugt es von seinem vielgerühmten Scharffinn, daß er hierbei noch durch Schilderung von Leiden Teilnahme und Sympathien hervorzurufen glaubt, und dieser Überzeugung fast bis zum Überdruß Rechnung trägt. Die Aufnahme ist keine Belobigung, wie der Verfasser beabsichtigt, sondern ein Tadel, der seine Fähigkeiten immer zweifelhafter werden läßt. In seinem Wahn vergaß er ganz, daß, wie jedes Bild der Phantasie des Bildners, so auch jede That den Motiven des Thäters und jede Schilderung den Absichten des Schilderers entspringt, mithin daß, wenn seine Expedition dem Verhungern nahe ist, er selbst es allein ist, der dies verschuldet, um so mehr, wenn dies öfter und an denselben Orten und in derselben Situation der Fall ist.

Nach der Vereinigung mit der Nachhut erstattete Stanley dem Entsatzkomitee Bericht<sup>3)</sup>, was er bisher erreicht, aber so, daß es für fremde Leser nicht auffällig erscheint. Wohin z. B. Emin ziehen soll, ist nicht angegeben; das Komitee wird natürlich denken, nach Kawirondo, aber sein Geschäftsträger weiß das besser. Der Gouverneur würde nach seiner eigenen Behauptung mit seinen Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Schreibern und Dienern zusammen 8000 Mann bei sich haben (verlockende Aussicht für das militärarme England!), hätte aber noch nicht sicher zugesagt; jedenfalls, so läßt er durchblicken, würde er seine Entfender zufrieden stellen können.

Der Aufenthalt in Banalja wurde hervorgerufen dadurch, daß man die Expedition reorganisieren und die Waren neu verpacken mußte, vor allem jedoch um Tippu Tib sich anschließen zu lassen. Wenn Stanley

1) Casati II. S. 148.

2) „Das Magazin“, 1890, Nr. 45, S. 697.

3) Keltie, „Stanleys Briefe“, S. 19—35.



aber behauptet, daß er auch Jameson in den Stand setzen wolle, mitzuziehen, so ist dies wieder eine von den vielen Unwahrheiten, mit denen er sein Werk so reichlich ausgestattet hat. Denn wenn er wirklich eine solche Absicht gehabt hätte, wäre es doch selbstverständlich gewesen, Jameson von seiner Anwesenheit zu benachrichtigen und ihm, wie er es auch in dem Brief an Tippu Tib that, den Ort der Zusammenkunft und die Zeit des Aufbruchs anzugeben; sodann hat er uns in einem unbewachten Augenblick verraten, daß Jameson von ihm deshalb zurückgelassen sei, weil er seinen Befehlen nicht gehorcht habe, „um über sein Verfahren nachzugrübeln“. <sup>1)</sup>

Auf die Ereignisse der Nachhut und Stanleys Insinuationen können wir nicht eingehen, wir haben uns damit begnügt, sie verschiedentlich zu streifen. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auf die beiden englischen Verteidigungsschriften, die auch schon in deutscher Übersetzung erschienen sind: „Stanleys Nachhut in Zambuja unter Major Edm. W. Barttelot. Nach dem Tode des Majors Barttelot herausgegeben von Major Walter G. Barttelot“ und „Forschungen und Erlebnisse“ im „dunkelsten Afrika“. Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition von James S. Jameson. Nach dessen Tode herausgegeben von Fr. S. S. Jameson.

### 3. Stanleys Intrigen und ihr Erfolg.

Während die Entsatzexpedition durch Rückbewegungen ihren Namen bethätigen wollte, nachdem es ihr durch Vorwärtsbewegungen versagt war, blieb Zephson mit drei Sudanesen und einem früheren Diener Dr. Junkers als Dolmetscher nach der Verabredung bei Emin zurück, um in den Stationen vor versammelten Soldaten die offiziellen Schreiben der ägyptischen Regierung sowie eine Proklamation Stanleys vorzulesen und sie zur Rückkehr nach Ägypten aufzufordern. Emin hatte nämlich geäußert, seine Offiziere seien äußerst skeptisch und würden nicht glauben, daß die Expedition wirklich vom Khedive zu ihnen gesandt sei, und hatte deshalb gebeten, einen englischen Offizier sich den Soldaten zeigen zu lassen, damit sie sich selbst durch Fragen überzeugen könnten; das würde sie befriedigen und entscheiden lassen, wer das Land verlassen wolle und wer nicht. Stanley hatte diesem Wunsche bereitwilligst entsprochen. <sup>2)</sup>

Während Zephson und Emin die Stationen in der Provinz besuchten, gaben sie unvermerkt einer oppositionellen Strömung neue Nahrung, die zum Teil schon seit Jahren offen ihr Haupt erhoben, zum Teil unter Verteuerungen kriechender Heuchelei ihr Innerstes verborgen hatte. Als sie zum zweiten Mal nach Laboré kamen, stießen sie vor der Front der Soldaten auf Widerseßlichkeiten, und gleich darauf brach in Düfilé die Rebellion aus.

Als authentische Quellen über diese Ereignisse existieren vorläufig zwei sehr ungleiche Werke von Casati und Zephson, die sich dadurch unterscheiden, daß dieser uns den Eindruck eines Europäers wiedergiebt, der mit den Verhältnissen der Provinz ebenjowenig wie mit der Behandlung

<sup>1)</sup> Zephson S. 370.

<sup>2)</sup> Zephson S. 29. Stanley I. S. 376. 398. Casati II. S. 148.



des Negers vertraut ist und die Erregung auf nichts anderes als die Dummheit der Sanfibariten und Intriguen der Ägypter zurückzuführen weiß, während jener auf Grund einer tiefen Sachkenntnis und langjährigen Erfahrung das Hauptgewicht darauf legt, die ganze Bewegung auf notwendige Ursachen zurückzuführen, die er selbst in ihrer Gefährlichkeit lange vorhergesehen; während uns also Zephson, ein guter Schüler Stanleys, eine rein deduktive, nach zivilisiertem Maßstab zugeschnittene Schilderung giebt, klärt uns Casati streng induktiv darüber auf, wie die Bewegung gewissermaßen aus den Verhältnissen geboren wurde. Letztere Darstellung legen wir der folgenden Skizze vornehmlich zu Grunde, wobei wir allerdings den Stanley'schen Intriguen, die hier allein in Betracht kommen, mehr Gewicht beilegen.

In den letzten drei Jahren waren in der Mudihié manche Unordnungen eingerissen, die infolge der gelinden Verwaltung und Duldung Emin's bei dem ersten Bataillon in Nedjaf sogar zur völligen Lösung der Disziplin geführt hatten. Das Ansehen des Gouverneurs war stark erschüttert, seine Schritte wurden oft mit Zweifel beobachtet, er selbst that eigentlich nichts, um die Zügel der Regierung etwas straffer zu ziehen, und fügte sich in optimistischer Auffassung, „auf ein besseres Morgen“ vertrauend.<sup>1)</sup> Eine stark orientalisirte Anschauung ließ ihn nur selten die notwendige Strenge finden, den Verhältnissen die Stirn zu bieten; er war selbst zu empfindsam, um ein strenger Gebieter zu sein, und wenn er sich zum energischen Handeln aufraffte, geschah es mehr, um Einflüsterungen ehrgeiziger und selbstsüchtiger Offiziere nachzugeben, was wieder neue Verdächtigungen und Unruhen hervorrief. Diese Unsicherheit währte schon, zwar wenig auffällig, seit 1884, als die Gefahren von Seiten der Mubdhisten gegen Hat el Estiva heraufzogen. Emin hatte damals unvorsichtigerweise geäußert, ohne den Gedanken je auszuführen zu wollen, daß es seine Aufgabe sei, die Weißen zu retten, die schwarzen Soldaten würde er Kabrega von Unyoro übergeben, um dafür die Erlaubnis zum Durchzug durch sein Land zu erhalten. Dieses Wort verbreitete sich schnell und rief Verdacht und Mißtrauen hervor.<sup>2)</sup> Dazu kam der „vernichtende Einfluß“ der nach Aquatoria verbannten Ägypter, die jede Gährung erst heraufbeschworen. Casati nennt sie auch sehr treffend, „eine Schule der Heuchelei und Gewaltthat, das tägliche Hindernis zu allem Guten.“<sup>3)</sup>

Diese Hauptumstände waren vermögend, die Autorität des Gouverneurs zu untergraben; man kannte ihn wohl als den vom Khedive eingesetzten Befehlshaber an und gehorchte seinen Befehlen, aber andererseits scheute man sich auch nicht, seine Äußerungen öffentlich zu bekritteln und öfter nach eigenem Gutdünken zu handeln. Die Scheu, in Unyoro zurückgelassen und aufgeopfert zu werden, blieb und erregte Unwillen, später offene Widersetzlichkeiten und Weigerung, als der Gouverneur die nördlichen Stationen einzuziehen und seine Macht im Süden konzentrieren wollte.

1) Casati II. S. 136.

2) Casati I. S. 277 ff.

3) Casati I. S. 296.



Demgemäß waren auch die Stationen im Norden zum größten Teil von unruhigen Elementen besetzt, während im Süden die Soldaten noch willig für ihren Herrn kämpften und der Revolution widerstanden; unter ihnen war auch die Desertation gering, so daß der Gouverneur stets eine gefügige Partei als Anhalt benutzen konnte.

Diesen Sturm sollte Emin allein beschwichtigen, rings umgeben von Unzuverlässigen und Verrätern, im Norden offene Rebellion und überall Zündstoff in Menge. Daß hierbei ein einzelner Mann, der noch dazu mehr Vater als Herrscher eines Volkes sein wollte, unterlag, nimmt uns nicht Wunder; im Gegenteil, wir staunen, daß er so lange dem Aufbruch steuern konnte und nicht schon früher der notwendigen Reaktion erlegen ist. Sein Rückzug nach Wadelai wurde ihm als „Flucht“ ausgelegt<sup>1)</sup>, und alle Beteuerungen, daß der Sudan von Ägypten geräumt, Chartum gefallen, und nur noch ein Rückzug nach der Ostküste offen sei, wurden mit derselben Zurückhaltung und demselben Unglauben aufgenommen, wie jene obige Äußerung, womit man die Handlungen des Gouverneurs zu motivieren suchte.

Der Ausbruch der allgemeinen Revolution muß natürlich noch einen besonderen Anstoß gehabt haben, und der ist nirgends anders zu suchen, als in der Ankunft der Entsch.-Expedition, wodurch die Räumung der Mudirie, d. h. Emin's Rückkehr nach Sanjibar und das Zurücklassen der Soldaten in dem feindlichen Amoro veranlaßt werden sollte. Die Gemäßigten waren enttäuscht, als sie „mit aufgesperrten Augen und mißtrauischem Herzen ihre Blicke nach diesen Resten einer Expedition“ richteten<sup>2)</sup>, die ihnen ein Ende aller Schwierigkeiten bringen, die aber erst selbst vom Untergang gerettet werden wollten. Bei den unruhigen Elementen brachen die entfesselten Leidenschaften vollends los, sie verschworen sich im Geheimen, bei der ersten Gelegenheit „im offenen Aufbruch auszubrechen“.<sup>3)</sup> Emin wähnte die Sturmwellen, die ihn verschlingen sollten, nicht so nahe, wohl hatte er den ungünstigen Eindruck bemerkt, den die Beschreibung des verlustreichen Zuges der Expedition auf seine Leute gemacht, und deshalb Stanley „wiederholt aufs dringendste“ gebeten, selbst in die Provinz zu gehen, um durch seine Gegenwart jeden Verdacht zu beseitigen, aber der hatte sich im Hinblick auf die Nachhut damit entschuldigt, keine Zeit verlieren zu dürfen, trotzdem aber die Tage in Ruhe vergehen ließ und fast einen Monat in Njabe verweilte.<sup>4)</sup>

Was Stanley hiermit bezweckte, läßt sich aus seinen Plänen leicht motivieren. Sein Hauptstreben war doch darauf gerichtet, den Pascha selbst mit nach Sanjibar zu nehmen. Da dieser sich aber wiederholentlich dagegen ausgesprochen hatte und an der Spitze seiner Truppen auch nicht in seinen Entschlüssen nachhaltig zu beeinflussen war, wäre es für Stanley gewiß nicht erfolgreich gewesen, sich in jenes Macht zu begeben, um ihm ein Zugeständnis abzuwingen. Hingegen wenn er mit dem Pascha

1) Cafati I. S. 298.

2) Cafati II. S. 146.

3) Cafati II. S. 152.

4) Cafati II. S. 146 ff.



in seinem Lager verhandelte, konnte er nicht nur vollständig Herr der Situation bleiben und seinen Kontrahenten von falschen Zusicherungen fernhalten, sondern auch, wenn alles fehlschlug, mit dem Recht des Stärkeren thun, was ihm beliebe. Er hatte also die Wahl, sich seiner Überlegenheit zu entäußern und den Erfolg der Verhandlungen von günstigen Umständen zu erwarten oder auf die Entschliessungen einen Druck auszuüben und nötigenfalls mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen. Schon allein von diesem Gesichtspunkt aus hat es Stanley stets vermieden, die Provinz zu betreten, sowohl bei seinem ersten und zweiten Aufenthalt am See, wie bei seinem dritten, als ein Eingreifen unumgänglich notwendig war.

Aber weiter; sollte Emin sein Land wider seinen Willen verlassen, so mußte erst seine Macht gebrochen werden. Nach dem bisher Erreichten war der Pascha gewillt, das englische Anerbieten anzunehmen, und würde, wenn keine Gegenvorkehrungen getroffen, mit seiner militärischen Macht nach Kamirondo übersiedeln, ohne sich weiter führen oder schulmeistern zu lassen. Stanley konnte mit den Trümmern seiner Herrlichkeit dagegen keinen Protest erheben und hätte der Durchführung seiner Hauptaufgabe zuschauen müssen, wie ein abgetrumpfter Pudel, der die Milch in den Sand gegossen hat. Seine Pläne verlangten einen machtlosen, gefügigen Pascha, der ohne größere Begleitung ganz in seine Macht gegeben war, und um Emin in diesen Zustand zu verzetzen, mußte er jedes einmütige Handeln in der Provinz verhindern. Auch hieraus erklärt sich sein Weigern, in die Provinz zu gehen, vollkommen, da er durch sein Erscheinen leicht die falschen Gerüchte hätte widerlegen und die Soldaten zum Abzug bewegen können. Emin hoffte durch seine (Stanleys) Gegenwart den schmerzlichen Eindruck bei seinen Leuten verwischen zu können, aber je mehr er in ihn drang, desto entschiedener weigerte sich jener, in dem er nichtige Ausflüchte vorzuschützte.

Endlich um die englische Mission im echt humanen Sinne durchzuführen, war es notwendig, Leute zu retten. Da aber des Schicksals unabänderlicher Lauf die zur Rettung Ausgesandten in die Geretteten verwandelt hatte, so war es, um dasselbe Programm aufrecht zu erhalten, wiederum notwendig, die unpassenden Ereignisse durch Verschweigen der Vergessenheit anheimfallen zu lassen und eine Möglichkeit zur Rettung zu provozieren. Eine solche mußte aber künstlich hergestellt werden, da augenblicklich weder Emin noch seine Leute der Rettung bedurften und sich als die Stärkeren schwerlich vor den Triumphwagen spannen ließen.

Unter solchen Umständen sah sich Stanley gezwungen, einzugreifen und zwar, da ein direktes nicht passend erschien, indirekt, durch Intriguen.<sup>1)</sup> Gleich im Anfang wollen wir einer Verteidigung Stanleys entgegenreten, mit der er seine Thaten so oft zu beschönigen pflegte, nämlich, daß er die Verhältnisse in der Provinz nicht gekannt habe. Wenn er solche Behauptung aufstellen wollte, hätte er aber konsequent verfahren müssen und nicht so viel von den Wirren am Nil an jener Stelle ausplaudern dürfen; da er es aber gethan, natürlich nur, um die Zweckmäßigkeit seiner Mission

<sup>1)</sup> Emin glaubt, daß der Aufstand seiner Soldaten, „wenn nicht direkt durch Intriguen, so doch durch das Auftreten der Engländer veranlaßt“ sei. Peters S. 518.



in das rechte Licht zu rücken, so hat er uns mal wieder durch seine eigene Schilderung den Gegenbeweis zu seiner Behauptung gegeben. Zwar hatte es Emin unterlassen, sowohl in seinen Briefen wie im Verkehr mit den Engländern, auf die Zerwürfnisse und Spaltungen aufmerksam zu machen<sup>1)</sup>, aber in seinen Gesprächen hatte er doch soviel Andeutungen fallen gelassen, daß jeder merken mußte, daß die Zustände nicht so wären, wie man sie in Europa gerühmt.<sup>2)</sup> Zudem sah Stanley selbst einige Beispiele von der lockeren Disziplin, die er nicht übergeht, heftig zu tadeln<sup>3)</sup>, und hatte verschiedentlich nach Vorkommnissen in der Provinz gefragt, die ihm dann von Emin sachgemäß erzählt wurden. Vor allem aber hatten einige Offiziere ihm ausführliche Mitteilungen gemacht, nach denen er über die Zustände gar nicht mehr im Zweifel sein konnte. Schukri Aga hatte ihm z. B. erzählt<sup>4)</sup>, als zuerst die Nachricht vom Rasen der Expedition durch Zunkers Brief bekannt wurde, wären 190 Soldaten vom ersten Bataillon nach Kiri gezogen, um den Pascha zu verhaften und in Nedjaf gefangen zu halten; Emin wäre aber auf Bitten der anderen Offiziere noch rechtzeitig nach Niwa entflohen. Diese beabsichtigte Gewaltthat wäre durch die Überzeugung hervorgerufen, daß die Sicherheit der Provinz in der Anwesenheit des Gouverneurs liege und, weil man fest glaube, daß Emin mit der Entsatz-Expedition sich zurückziehen und die Soldaten ihrem Schicksal überlassen werde. Im ersten Bataillon halte man überhaupt noch an dem Glauben fest, daß die Regierung sie mit Dampfern aus Chartum holen werde, und würde deshalb Nedjaf nie aufgeben; „denn, jagten sie, wir kennen nur einen Weg, und der führt den Nil hinauf über Chartum“.

Stanley ging mit dieser Botschaft zu Emin, der ihm dieselbe bestätigte und noch hinzufügte, daß jene Soldaten sich mit 900 Negern verbunden und die Absicht gehabt hätten, nach seiner Gefangennahme sich mit dem zweiten Bataillon zu vereinen und am rechten Flußufer nach

1) Casati tadelt dies sehr, zumal weil er wiederholt in ihn gedrungen sei, die Lage der Provinz rückhaltlos klarzulegen; doch widerstrebte dies der „Hoheit seines Geistes“. II. S. 147. Wenn Emin auch im allgemeinen wenig über die eigene Ohnmacht geschrieben und gesprochen haben mag, so finden sich in seinen Briefen immerhin eine genügende Anzahl von Stellen, die das Verhältnis zu seinen Untergebenen ziemlich deutlich erkennen lassen. Wir führen zur Erläuterung eine an aus seinem Briefe vom 15. Mai 1886 (Schweinfurth und Nagel, „Emin Pascha“, S. 502 ff.): „Ich habe nun neuerdings einen Versuch gemacht, die Leute zur Vernunft zu bringen; schlägt auch dieser fehl, so heißt es, sich resignieren, und wenigstens so lange, als es noch angeht, den mir gebliebenen Schein von Autorität wahren. Geht aber auch das nicht mehr, so wird mir nichts übrig bleiben, als die Zügel in die Hände des ältesten jubanesischen Offiziers zu legen, und zu sehen, ob ich selbst mich zu Kabrega zurückziehen kann, um dort abzuwarten, bis die Leute vernünftig werden und mir folgen — denn folgen werden sie doch. Für jeden Fall werde ich das Gouvernement mit dieser Post von allen hiesigen Vorgängen in Kenntnis setzen.“

2) Casati erkennt dies auch an, fügt aber hinzu: „Er (Stanley) fand nicht Muße, sich in die Lage der Dinge hineinzuleben, da alle seine Gedanken von dem Schicksale des Hauptkorps der Expedition . . . eingenommen waren.“ II. S. 150. Diese Annahme scheint doch mehr entschuldigend zu wollen, da die Anklage zu groß würde.

3) So die Szene, in der er den Major Quajsch Effendi den Bau der Station auf Njamsaffi überträgt. Stanley I. S. 394.

4) Stanley I. S. 415 ff.



Chartum zu marschieren, wo er selbst mit seinen Getreuen, wenn die Stadt wirklich gefallen sei, sich allein überlassen werden sollte.

Bei dieser Eröffnung fügt der englische Chef trocken hinzu: „Da der Pascha dies wußte, scheint er mir doch sehr unklug gehandelt zu haben, als er sich unter diese Rebellen wagte, ohne sich vorher darüber zu vergewissern, welche Wirkung seine Gegenwart auf sie ausüben würde.“ Wir können von unserm Standpunkt nur dazu bemerken: wenn Herr Stanley dies wußte, so scheint er uns sehr klug gehandelt zu haben, als er sich nicht unter diese Rebellen wagte“, sondern einen seiner Offiziere schickte, nachdem er vernommen hatte, „welche Wirkung seine Gegenwart auf sie ausüben würde“.

Außerdem hatte auch Emin selbst wiederholentlich erklärt, daß seine Leute nicht nach Agypten gehen würden<sup>1)</sup> und erst, als Stanley trotzdem darauf bestand, gebeten, um den Versuch erfolgreicher zu machen, einen Offizier bei ihm zurückzulassen, in der Hoffnung, daß dieser seine Leute beschwichtigen werde. Wenn schon die Nachricht von einer Entsatzexpedition bei dem ersten Bataillon den Versuch einer Revolution hervorrief, dann mußte die Ankunft selbst dort noch größere Wirren veranlassen. Diese Aussicht mußte für Stanley maßgebend sein, um so mehr als er von ägyptischen Beamten und Soldaten durch eine getreue Schilderung aller Vorgänge in der Provinz darin bestärkt wurde, und danach mußte er seine Vorkehrungen treffen.<sup>2)</sup>

Widerständig erscheint es allerdings unter normalen Verhältnissen, daß er Zephson in die Provinz schickte, mit anderen Worten den Klauen des Tigers zur Beute überwies. Dieser Widerspruch löst sich einfach, wenn man sich die Instruktionen Zephsons im Stanley'schen Sinne ansieht. Diese Befehle waren nämlich darauf zugeschnitten, Emin Schwierigkeiten zu bereiten und seine Stellung zu untergraben, so daß er ohne jeden Halt keinen andern Ausweg haben sollte, als sich den englischen Herren in die Arme zu werfen. Lediglich deshalb, weil Stanley überzeugt war, daß die Soldaten unter keiner Bedingung nach Sansibar ziehen würden, schärfte er Zephson ein, von keinem andern Plan als gerade von diesem etwas verlauten zu lassen; denn nachdem die Leute sich schon offen geweigert hatten, die nördlichen Stationen aufzugeben und ihren Gouverneur bei dem mutmaßlichen Versuch, nach Süden abzuziehen, gefangen nehmen wollten, war jetzt, wo eine fremde Nation, noch dazu diejenige, welche die Nationalpartei in Agypten zu Boden geschlagen hatte, und da außerdem sich viele von diesen Patrioten wegen der Kämpfe unter Arabi in Aquatoria befanden<sup>3)</sup>, sie aufforderte, nach Süden zu ziehen, alles eher zu erwarten, als daß sie diesem Rufe folgen würden.

Aber auch das englische Auerbieten, nach Kawirondo zu gehen, durfte Stanley ihnen nicht machen lassen, da er hiermit vielen Wünschen, namentlich von Offizieren, welche die Soldaten doch zu allen hätten be-

1) Stanley I. S. 375. 387.

2) Vergl. unten.

3) Stanley II. S. 134. Casati I. S. 296. Zephson fügt bei seinen Befehlschäften stets hinzu, ob sie sich an Arabi's „Rebellion“ beteiligt haben: S. 38. 40. 64. 182. Ägyptische Offiziere und Beamte waren in der Provinz 56. Zephson S. 41.



wegen können, entgegenkam. Denn Emin hatte ihm erklärt, daß seine Leute nur gegen den Marsch nach Agypten sich sträubten, dagegen nach dem Viktoriasee ihm gewiß folgen würden<sup>1)</sup>, und hatte nur in dieser Voraussetzung zugejagt. Wie richtig Stanley hiermit handelte, merkte er später aus dem Zephsjonschen Bericht: nämlich während seines Aufenthaltes in der Provinz hatte dieser oft Gelegenheit gehabt, die günstige Stimmung für eine Übersiedelung nach Kawirondo zu beobachten, ja sogar, es wurde ihm gegenüber von einflußreichen Offizieren mehrfach die Ansicht ausgesprochen, daß es das beste wäre, „die Bewohner mit ihrem Gouverneur in eine andere Gegend im Bereich der Seen zu führen, damit sie sich dort niederlassen konnten. . . . Doch jagte ich nichts dazu, da mir aufs strengste zu verstehen gegeben war, daß unsere erste Pflicht dem Khedive gelte.“<sup>2)</sup>

Die Mission Zephsjons mußte auf jeden Fall in der Provinz zwei Parteien hervorrufen, eine größere, die darauf bestand, zu bleiben oder nach Norden zu ziehen, und eine kleinere unter Emin, unermügend, eine einheitliche Handlung durchzusetzen oder eine Autorität zu wahren. Die Expedition sollte sich dann mit der letzteren in Verbindung setzen und mit ihr nach Kawirondo resp. zur Küste abziehen. Vorauszuziehen war, daß eine kleine Partei dem Bajcha treu blieb, die aber wieder nicht so stark sein durfte, daß sie im englischen Lager die Macht der „Retter“ überwog und unter ihrem Gouverneur selbständig blieb; vielmehr mußte sie mehr den Anschein von Flüchtlingen erhalten, die aus den zusammenbrechenden Trümmern gerettet wären. Aber darüber ließen sich ja später, wenn die Sache erst entschieden war, je nach den Umständen Beschlüsse fassen.

Dies umständliche Manöver benutzte Stanley zugleich deshalb, um Emin während seiner Abwesenheit für sich günstig zu erhalten und ihm durch Eingehen auf seine Pflichten jeden Grund zur Weigerung zu entziehen. Denn, erklärte er Zephsjon, „für den Fall, daß seine Leute sich weigern sollten, das Land zu verlassen, . . . könnte ihm dann nie der Vorwurf gemacht werden, daß er sein Volk verlassen habe.“<sup>3)</sup>

In diesem Sinne hatte Zephsjon auch dafür zu sorgen, daß gleich im Anfang Emin seinen Verpflichtungen nachkam, nämlich in Nähe ein Fort zu erbauen und den im Fort Bodo zurückgelassenen Teil der Expedition heranzuholen. Waren beide Bedingungen erfüllt, so blieb immer ein fester

<sup>1)</sup> Stanley I. S. 387.

<sup>2)</sup> Zephsjon S. 49. 69. S. 70 übertritt Zephsjon sogar seinen Auftrag, da er der Verjagung nicht widerstehen kann, die allgemeine Stimmung der sudanesischen Offiziere hinsichtlich des englischen Anerbietens zu erfahren. Im Gegensatz hierzu sieht eine andere Stelle (S. 281 ff.), die eine Beeinflussung des Chefs erkennen läßt, insofern sie eine Entschuldigung seiner Thaten anstrebt. Zuerst heißt es dort: Das Beste wäre es, alle Leute Emin's in der Nähe des Viktoriasees anzusiedeln, da, wenn alle mit nach Agypten zögen, ihre Regierung die seit Jahren rückständigen Gehaltszahlungen nicht leisten könne; gleich darauf aber erklärt er, daß er niemals seinen Weistand dazu geben würde, eine solche „Mäuerbande“, wie Emin's Leute, in ein noch ruhiges Land unter friedliche, hilflose Eingeborene (?) zu bringen, da sie „das schönste Land in eine Hölle auf Erden“ verwandeln würden. Was aber bleibt dann noch übrig, wenn sie weder nach Agypten noch nach dem Ukerewe ziehen sollten, als daß sie zurückgelassen werden müßten!

<sup>3)</sup> Zephsjon S. 29.



Halt, auf den sich Emin und Zephson zurückziehen konnten. Beide Punkte waren auch ohne Zwischenfall leicht durchführbar und machten dem englischen Offizier „herzliche Freude“<sup>1)</sup>, aber die Hauptaufgabe war eine Sapphus-Arbeit, von deren Undurchführbarkeit der Auftraggeber eben deshalb überzeugt war, weil er sie in dem gestellten Sinne gar nicht ausgeführt wissen wollte. Höchst wahrscheinlich ist auch anzunehmen, daß zu der in Njabe zu erbauenden Station das Elfenbein geschafft werden, und daß schon Zephson in der Provinz Emin zum allmählichen Überführen veranlassen sollte.<sup>2)</sup> In seinem Bericht erzählt uns dieser junge Offizier, daß in Wadelai der Stationschef ihn in den Vorratsgebäuden umhergeführt und ihm „die ungeheuren Mengen“ Elfenbein gezeigt habe; dann fügt er hinzu: „Dieser ganze Elfenbeinreichtum muß doch aufgegeben werden, da wir nicht imstande sind, ihn nach der Küste zu tragen. Es ist schade, daß man einen solchen Geldwert wegwerfen muß.“<sup>3)</sup> Diese Notiz ist jedenfalls eine spätere Eintragung, wahrscheinlich eine Stanleysche Korrektur; denn Zephson hat jene Schätze mit ganz anderen Augen angesehen, da vor dem Scheitern der Nachhut auch die Gewinnung des Elfenbeins noch offenstand, und erst mit dem Aufstand die Preisgabe verbunden war. Man erkennt überhaupt bei solchen wichtigen Stellen in der Zephsonischen Erzählung eine erheuchelte Gleichgültigkeit des Verfassers, die bedenkenlos auf die sorgende Hand des Expeditionschefs zurückzuführen ist, obwohl letzterer in einem Brief an seinen Schützling betonte, daß es gar nicht erforderlich sei, die Stellen, die er selbst geschrieben, „genauer zu bezeichnen“.<sup>4)</sup>

Übrigens müssen wir zu Stanleys Ehre erklären, daß er nicht im Sinne hatte, gerade eine Revolution heraufzubeschwören, sondern nur jeden Grund zur Weigerung Emin zu rauben, dadurch, daß er dem Mißtrauen der Soldaten neue Nahrung zuführte und sie gegen ihren Gouverneur aufhetzte; er wollte also lediglich Emin's Anhang durch Erregung von Schwierigkeiten zerstören, ohne wohl zu ahnen, welchen Umfang diese annehmen konnten.

Hierzu noch eine Illustration. Eines Tages kamen ein Hauptmann und ein Schreiber zu Stanley nach Njabe, um sich über ihren Gouverneur zu beklagen. Sie entwarfen ein getreues, „wenig schmeichelhaftes Bild“ von den Ereignissen, die sich in der letzten Zeit in Aquatoria zugetragen, so daß das Haupt der Expedition in alle Wirren und Komplote aus bester Quelle eingeweiht war. Anstatt aber Abhilfe bezw. Rücksprache

1) Zephson S. 31.

2) Dann als Zephson noch zögert, das Angebot, bei Emin zurückzubleiben, anzunehmen, weil er sich der schweren Arbeit (= Entsatz der Nachhut) nicht entziehen wolle (= „eine nicht leichte Mission“ Casati II. S. 48. Man sieht, wie ahnungslos der „junge Zephson“ in die Gefahr läuft), drängt Stanley ihn, er könne ihn sehr wesentlich unterstützen, wenn er alles vorbereite, damit der Marsch nach Sansibar so rasch wie möglich nach seiner Rückkehr von Zambuja angetreten werden könne (Zephson S. 29). Daraus geht hervor, daß die Elfenbeinfrage keinen größeren Aufenthalt am See verursachen, mithin zum größten Teil schon erledigt sein sollte.

3) Zephson S. 70 ff.

4) Vorrede zu Zephsons Werk S. IX.



mit Emin oder dem Rhedive oder dergleichen zu verheißten, entließ er sie achselzuckend, indem er sie mit ironischer Bitterkeit ermahnte, ihren Genossen nur Eintracht und Gehorsam zu predigen und „eifrig den Abgang nach Aegypten vorzubereiten“. Der Pascha erfuhr hiervon in Njabe nichts; als er aber später nach Tunguru kam, war ihm Mitteilung davon gemacht und noch dazu, daß jene beiden Leute in der Station Unheil stiften wollten; sie hätten behauptet, Stanley wolle sie gar nicht retten, sei auch gar nicht von Aegypten gekommen, sondern sei ein Betrüger und habe sich mit dem Pascha verschworen, die Soldaten und Beamten als Sklaven den Engländern zu übergeben; in demselben Sinne hätten sie auch Schreiben an alle Stationen gesandt, um zur Erhebung aufzufordern. Verlezt durch das Verschweigen Stanleys und noch mehr durch die Intriguen seiner Beamten, traf Emin sofort Anstalten zu einer heimlichen Untersuchung, um zugleich die Aufwiegler und Unzufriedenen, von deren bösem Geiste er Kenntnis erhalten, zu bestrafen. Die Folge war, daß der Hauptmann und einige andere Offiziere degradiert und der Schreiber in Gefangenschaft gesetzt wurde; damals wurde auch Dsman Latif, bisher Vizegouverneur, beschuldigt und seines Amtes verlustig erklärt. Wie weit Stanley hierbei direkt beteiligt war, d. h. ob er jene Leute bestimmter zu solchen Aufreizungen angewiesen, oder ob er nur durch Äußerungen jenen die Absicht nahe gelegt hat, daß er in verräterischer Absicht gekommen sei, ist ungewiß; jedenfalls geht aus obigem hervor, daß er die Unruhen in der Provinz mehren wollte. Die Möglichkeit hat hier Raum für die größten Anschuldigungen, zumal da Stanley in seinem zuerst geschriebenen Bericht kühnlich behauptet, daß Emin jene beiden Leute zu ihm geschickt hätte, um mit ihm zu reden; beide hätten aber zu seinem Erstaunen auf ihren Gouverneur geradezu geschmäht.<sup>1)</sup>

Dieser Vorfall ist durch die Ehrlichkeit einiger Leute in Tunguru an die Öffentlichkeit gedrungen; aber wie viele andere Sticheleien Stanley noch absichtlich zweifelhaften Aegyptern gegenüber hat fallen lassen, überhaupt wie weit er direkt oder indirekt zu den in der Provinz auftauchenden Gerüchten beigetragen hat, ist nicht bekannt geworden, aber nach dem Stanleyschen Charakter und seinen Absichten nicht gering zu veranschlagen.

Auf Emin's Wunsch war vom Expeditionschef noch eine Proklamation an die Soldaten aufgesetzt, die Zephjon zur Bekräftigung auf den Stationen mitvorlesen sollte.<sup>2)</sup> Der Inhalt umfaßt eine Versicherung dessen, an das die Leute bisher nicht glauben wollten, und eine Aufforderung dazu, wovor sie sich scheuten. Die rein sachgemäße Darstellung, namentlich daß der Rhedive sich ihnen gegenüber nicht als Herr zeigte, sondern anheimstellte, zu thun, was sie wollten, konnte ebensowenig auf Glauben rechnen, wie Emin's bisherige Versicherungen.

Um eine Kollision Zephjons mit Emin zu verhüten, da durch jenes Thätigkeit der Abzug nach Aegypten gepredigt wurde, während doch Emin von dem Abzuge nach Kawirondo überzeugt war, muß Stanley vorher

<sup>1)</sup> Stanley II. S. 211. Zu dem Vorgang vergl. Cafati II. S. 153—155. Zephjon S. 38—39.

<sup>2)</sup> Stanley I. S. 398 ff. Zephjon S. 45 ff.



diesen von der Thunlichkeit eines vorläufigen Verschweigens des englischen Vorhabens überzeugt haben, daß es besser sei, zuerst den Versuch zu machen, die Soldaten zum Abzug nach Agypten zu bewegen, da ja später in Kamirondo zurückbleiben könne, wer wolle. Diese Ansicht ist sicher anzunehmen, da auch noch später auf dem Rückzuge Emin seinen Leuten gegenüber Schweigen bewahrte und erst in Usambiro erkannte, daß er sich machtlos in die Höhle des Löwen begeben hatte. So kam es, daß man in der Provinz nicht in Gegensatz trat, was auch durch den Ausbruch der Revolution bald verhindert wurde.

Die Mission Zephjons bezweckte also eine Vergrößerung der Schwierigkeiten und zwar dadurch, daß sie dem ersten Bataillon und allen unruhigen Elementen in die Hand arbeitete. Durch die Ankündigung des Rückmarsches nach Süden waren diese in ihrem Verdacht bestärkt, während die Gemäßigten, die bisher der Revolution Widerstand geleistet, sich durch die Thatfachen überzeugen ließen; jene gewannen Anklang und siegten. Der „junge Zephjon“ war so ahnungslos in die Rebellion verstrickt und kam in dieselbe Gefahr, wie Barttelot durch Stanleys Eigennutz unterzugehen.

Die Weigerung Stanleys, in der Provinz sich zu zeigen, sowie die heimlichen Abmachungen in Mabe<sup>1)</sup> und der Erfolg der englischen Intriguen veranlaßten die verschiedensten Gerüchte, die von den Erbittertesten, namentlich einigen Beamten und Agyptern, für ihre Zwecke ausgebeutet wurden. Emin war auch während der Verhandlungen so unvorsichtig, in Gegenwart seiner Leute die englischen Pläne als den thunlichsten Ausweg zu rühmen, und säte dadurch neues Mißtrauen sogar bei denen, die ihm bisher noch vertrauten. Hierdurch gewannen die Gerüchte, daß man die Provinz an England abtreten wolle, daß die Soldaten verkauft werden sollten usw., immer mehr Glauben, bis man endlich an ihre Thatsächlichkeit unbedingt festhielt, und als nun Emin mit Zephjon nach dem nördlichen Teil der Provinz kam, um allmählich die Einziehung der Stationen durch Überführung von Vorräten zu veranlassen, fand man die Glaubwürdigkeit jener Beteuerungen allgemein bestätigt und revoltierte.<sup>2)</sup>

In Düfilé wurden Emin und Vita Hassan (aber nicht Zephjon, obwohl er es selbst glaubte<sup>3)</sup>) am 19. August gefangen genommen und dort bis zum 17. November 1888 unter Verwahrung gehalten. Bald machte sich eine Gegenströmung geltend, die durch die herrschende Unordnung, wie durch das Eindringen und die Siege der Ruhbisten begünstigt, Emin's Freilassung und Überjiedelung nach Wadelai durchsetzte. Von hier zog sich der Pascha mit Zephjon, Casati, Vita Hassan und Begleitung nach Tunguru zurück, um die Ankunft Stanleys und den Verlauf der Wirren abzuwarten.

Unterdeß war Stanley vom Entsatz der Nachhut zurückgekehrt. Etwa einen Tagemarsch vom Albertsee entfernt, empfing er Briefe von Emin und Zephjon aus Düfilé, Wadelai und Tunguru, in denen ihm

1) Casati II. S. 149 ff. 153.

2) Casati II. S. 159 ff.

3) Zephjon S. 151. Casati II. S. 162.



die Anarchie am Nil mitgeteilt wurde.<sup>1)</sup> Letzterer schrieb den Ausbruch der Empörung der Agitation jener beiden Leute zu, die in Njabe sich beim Expeditionshaupt beklagt hatten, und beschuldigt so unbewußt seinen Chef, den Anstoß gegeben zu haben. Als Stanley sah, daß die Saat, die er vor acht Monaten so sorglich gesät, aufgegangen und in unerwarteter Blüte stand, geberdete er sich höchst erstaunlich<sup>2)</sup>, gleichsam als ob er gar nicht verstehe, wie man so kopflos in die Falle laufen könne. Die Revolution schien im ersten Augenblick alle Pläne zusammenzustürzen, insofern die Elfenbeinspekulation und die lebendigen Siegestrophäen verschwunden sein konnten, bald aber merkte er, daß sie viel gelegener kam, als wenn sie gar nicht ausgebrochen wäre. Es war dies ein ähnliches Ergebnis, wenn auch mit anderen Folgerungen, wie Anfang der achtziger Jahre, als der Muhdiaufstand den Sudan von Ägypten losriß und den Gladstoneschen Plänen entgegenarbeitete. Wenn wir damals die Äußerung thaten, daß unter ähnlichen Umständen eine solche Bewegung auf englische Agitation zurückzuführen sei, so ist hier ein Beispiel gefunden, allerdings nur ein schwaches, da die Ägypter selbst die hauptsächlichsten Vorarbeiten ausgeführt hatten.

Die englische Expedition hatte hiermit ihr Ziel erreicht; aber nicht im Sinne ihrer Auftraggeber, sondern in dem ihres Hauptes. In London lockte zuerst nur die pekuniäre Seite, die auch die großartige Durchführung der Expedition erst zu stande brachte, und weiterhin, namentlich für die Regierung und einige hervorragende Komiteemitglieder, wie Mackinnon und seine Gönner, war das Gelingen der politischen Pläne maßgebend. Aber dieses hatte die Expedition nicht nur nicht angestrebt, sondern geradezu unmöglich zu machen versucht. Das Elfenbein befand sich in der Provinz, also in den Händen der Aufständischen, und schien, wenn nicht eine sehr wesentliche Änderung zu Emin's Gunsten eintrat, für die englischen Spekulanten verloren; das Heer war auf ein Minimum reduziert, das lange nicht vermögend war, der eigenen Expedition das Gleichgewicht zu halten, und endlich das Unterlassen des Zuges nach Kawirondo wurde als selbstverständlich angenommen. Alle Begehrlichkeiten, die zu dem Unternehmen Veranlassung gegeben, waren geschwunden. Auch die Machtstellung am oberen Nil war gestürzt oder mußte in kurzer Zeit vollends zusammenfallen, nur der Mann, der alles gehalten, blieb allein übrig. Für die englischen Pläne war der Pajcha ja gefügig geworden, nur hatte er sich nicht durch Unterschrift verpflichtet; also wenn die Gesellschaft noch jetzt, nachdem er aller Vorzüge entkleidet war, darauf bestand, so konnte sie ihn ja engagieren — Stanley hatte jedenfalls seine Schuldigkeit gethan und, als alles zusammenbrach, dem Komitee wenigstens den Haupthelden mitgebracht.

Dagegen für sich selbst hatte das Haupt der Expedition alles erreicht, was er von Emin extrogen wollte. Nur die Hoffnung auf materielle Entschädigung, die er vorher als selbstverständliche Zugabe unbeachtet gelassen, wurde höchst zweifelhaft. Das war den Mitgliedern der Expedition

1) Stanley II. S. 108—113.

2) Stanley II. S. 108.



nicht gerade angenehm, da die ihnen versprochene Entschädigung ohne Gelingen der Spekulation recht bescheiden ausfallen würde, und ihre Mühen doch bezahlt sein wollten. Stanley war in noch fatalerer Lage als seine Offiziere, da er als Chef eine weit größere Summe beanspruchen konnte. Allerdings hat er vorher, seinem Prinzip getreu, verbreitet, daß er „ohne jede Entschädigung und Belohnung“ seine Aufgabe übernommen habe<sup>1)</sup>, aber wir wissen es ja, wie wir seine Versicherungen aufzunehmen haben, und werden auch am Schluß, bei der Abrechnung, Gelegenheit nehmen, obigen Punkt etwas richtiger zu stellen.

Im wesentlichen hatte Stanley zwei Vorteile, die ihm der Ausbruch der Revolution gewährte: einmal war Emin jedes Haltes beraubt und mußte sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben, zweitens hatte er jetzt dem Komitee gegenüber eine genügende Entschuldigung, den Zug nach Kawirondo zu unterlassen. Die Mission Zephsons hatte unbewußt das, wozu sie wirken sollte, zur vollsten Befriedigung des Entsenders erreicht, der auf diesen Erfolg um so stolzer war, als er kaum erwartet hatte, in seinen Plänen soweit gefördert zu werden. Ein kleiner Teil von Getreuen, glaubte er, würde seinem Gouverneur doch folgen, und daß diese Partei nicht zu mächtig anwache, hatte er ja ganz in der Hand; denn er war unbeschränkter Herr auf dem Plateau: die Eingeborenen waren ihm unterworfen und zur Stellung von Trägern und Soldaten verpflichtet, so daß ohne seine Erlaubnis sich niemand dem englischen Lager nähern konnte<sup>2)</sup>, ferner hatte er es frei, wenn die Schar der dem Pascha Treubleibenden zu groß würde, zu jeder Zeit unter nichtigen Vorwänden aufzubrechen und so viel „Flüchtlinge“ mitzunehmen, als er für thunlich hielt. Dagegen stand Emin jetzt vor der Alternative, sich zu Stanley zu begeben oder von den Fluten der Rebellion verschlungen zu werden. An die Aufrechterhaltung einer Herrschaft in Aequatoria noch zu denken, war Thorheit, und wenn der Pascha sich wirklich jetzt noch nicht von skrupulösen Verpflichtungen losjagen konnte, so mußte ein Hinweis auf die englischen Pläne jedes Zaudern beseitigen. Wenn aber erst der Pascha im Lager war, dann war das Spiel gewonnen, und Stanley konnte bald die Flagge des Eigennutzes entfallen.

Auf der andern Seite war er in den Augen der Welt gerechtfertigt, da er unmöglich gegen die Ruhdisten und Dissidenten zugleich kämpfen und Emin in seine alte Stellung einsetzen konnte, ebenso gegenüber dem Komitee, das mit einem Häuflein von „Flüchtlingen“ in Kawirondo keinen Staat gründen konnte, ergo bei den veränderten Umständen war kein anderer Ausweg vorhanden, als zur Küste zu marschieren. Diese Verteidigung ist natürlich nur für die Unzufriedenen in Europa, dachte Herr Stanley; denn augenblicklich in Kawirondo ist sie noch nicht am Platz, und deshalb verschwieg er Emin damals, als der richtige Zeitpunkt ge-

<sup>1)</sup> So schrieb Mackinnon an das Auswärtige Amt unter dem 15. November 1886. Keltie S. VIII. Stanley berichtet sogar, daß er „Geld, Zeit, Jahre, Kraft, Gesundheit, Leben, alles und jedes, freiwillig, freundlich und hingebend, ohne auch nur den Gedanken an eine Belohnung“ angewandt habe; überhaupt sei jede Entschädigung, wie sie auch beschaffen sein möge, für ihn vollständig unzureichend. (II. S. 413.)

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 117. Briefe an Zephson.



wesen wäre, sein Vorhaben. Hätte er es ihm mitgeteilt, so war es sicher, daß jener den Mitmarsch verweigern und mit seinen Leuten den Versuch machen würde, sich von ihm zu trennen. Dann hätte das Schlimmste zum Schlimmen kommen können, d. h. es wäre für Stanley, wenn er, wie anzunehmen war, unentwegt an seinen Plänen festhielt, thatsächlich kein anderer Ausweg geblieben, als den Pascha mit soviel Leuten, als ihm beliebe, gefangen zu nehmen und zur Küste zu transportieren. Wenn dazu noch ein Umschlag zu Emin's Gunsten in der Provinz eintrat, so war Herr Stanley nahe daran, vor sich selbst blamiert zu werden. Deshalb zog er noch einmal die Hülle des selbstüchtigen Englands an und öffnete seine stets so bereiten Arme, um die hilfesuchenden Flüchtlinge Aquatorias aufzunehmen.

Welche Befriedigung aber brachte die Revolution erst seinem Ehrgeiz? Die letzte Provinz im Sudan brach zusammen, und alles wäre dem fanatischen Ruhdistenschwarm erlegen, wenn er nicht im rechten Augenblick am See erschienen, die Überreste in seine sichere Obhut genommen und vor einem sicheren Untergange bewahrt hätte. Seine Mission konnte nie, auch dann nicht, wenn die Auftraggeber unbefriedigt blieben, erfolglos bezeichnet werden. Denn seine That war der einzige erfolgreiche Entsatz, der in der zehnjährigen Geschichte der Sudankämpfe zu verzeichnen war. Was Valentin Baker, was später Wolseley, Graham und alle anderen Generale Englands vergebens angestrebt, das war ihm, dem nie Besiegten, gelungen; er hatte die schmachvolle Haltung Albions im Sudan durch einen glänzenden Erfolg zu Ehren gebracht und die Schlappe von Chartum ausgeweht. Die Emin-Expedition bildet also den Abschluß der ägyptischen Machtstellung im Sudan und zugleich den Anfang (wenn auch nur den Versuch) der englischen Herrschaft. Ihr Name wird in der ägyptischen Geschichte ebensowohl wie in Englands jüngsten Bestrebungen den Wendepunkt einer neuen Politik bezeichnen, die in ihren Ergebnissen vielleicht der Kultur die größte Errungenschaft der nächsten Zeit einbringen, den dunklen Erdteil um ein gut Teil erhellen und Europas Sympathien (oder auch seine Rivalität) im weitesten Sinne spannen wird. Die Stanley'sche That hat so neben der politischen Bedeutung eine kulturelle, die ihr für immer einen würdigen Platz in den hochherzigen Bestrebungen der Humanität anweisen wird, und „Stanley“ heißt der Name, der die letzten Verteidiger einer langjährigen Kulturarbeit gerettet, Stanley der Sieger, der Ägypten vor der letzten Schmach seiner ehemaligen Größe bewahrt, Stanley endlich der Held, der der größten Nation neue Bahnen gemiesen.

In Wahrheit ist das Resultat allerdings genau umgekehrt. Doch müssen wir erst den Verlauf der Stanley'schen Pläne weiter verfolgen, um zum Schluß das wahre Ergebnis obigen Gedanken gegenüberzustellen.

In Hinblick darauf, daß die Expedition jetzt die Situation beherrschte, beschloß ihr Haupt, inmitten der unterworfenen Völkerschaften, in Kawalli, ein Lager zu beziehen und die Flüchtlinge bis zu einer gewissen Anzahl aufzunehmen. Eine Gefährdung seiner Autorität durch Emin war er entschlossen schroff zurückzuweisen. Es schien auch kaum möglich; denn der Pascha war ja ein Flüchtling und konnte auf eine maßgebende Stellung nicht mehr Anspruch machen.



Sehr unangenehm hingegen war es ihm, als er immer sicherer die Überzeugung gewann, daß die Elfenbein-Ausfichten in unerreichbare Fernen entschwandten. Denn zu einem energischen Vorgehen gegen die Rebellen war der Ersatz ihm nicht entsprechend, da er damit die Existenz der Kolonne aufs Spiel setzte; auch fühlte er sich zu schwach dazu, und ohne einzugreifen, würden die Aufständischen ihre Schätze gewiß nicht willig herausgeben. Immerhin konnte der Versuch gemacht werden, von Flüchtlingen wenigstens einige Zähne mitbringen zu lassen, um die Träger und Bundesgenossen auf dem Plateau abzulohnen. Die von Banalja mitgebrachten Manjema hatten Lasten zum Entfasse, also für Emin, getragen und mußten deshalb erklärlicherweise von dem, der entsetzt werden sollte, dafür bezahlt werden. Stanley schrieb an Zephson nach Tunguru: „Ich brauche zu ihrer Ablohnung 42 Elefantenzähne. Ziehen Sie gefälligst in Erwägung, wie die Bezahlung zu ihrer Befriedigung geschehen kann.“<sup>1)</sup> Dieser wandte sich sofort brieflich an Selim Aga, Haupt der gemäßigten, Emin freundlichen Partei, um ihn zu bitten, die nötigen Zähne zu beschaffen.<sup>2)</sup>

Bei der Nachricht von dem Ausbruch der Revolution wäre es wohl das Natürlichste gewesen, daß Stanley nach Tunguru aufgebrochen und die Bedrängten befreit hätte. Bei seiner zusammengezogenen Macht konnte ein solcher Versuch nicht zu gewagt erscheinen, zumal da die Kräfte in der Provinz zersplittert und im Norden teilweise durch die Ruhdisten beschäftigt wurden, und da er selbst nach seiner eigenen Behauptung 2000 bewaffnete Hilfsstruppen und 300 Gewehrträger aufbieten konnte.<sup>3)</sup> Aber im Fall des Sieges stand der Erfolg nicht im Einklang mit dem aufgewandten Risiko, und im Fall des Mißlingens war das Schlimmste zu erwarten. Zwar gab er sich, als Zephson persönlich Zweifel ausdrückte, ob Emin kommen würde, in einem Brief an diesen den Anschein, als ob er ihn mit Gewalt befreien wollte<sup>4)</sup>, aber dies geschah nur zu dem Zweck,

1) Zephson S. 367. Casati II. S. 199. Stanley hat in seinem Bericht (II. S. 113—117) diese Stelle ausgelassen, ohne Punkte zu setzen, so daß es den Anschein gewinnt, als ob Emin später die Zähne aus freiem Willen mitgebracht habe. Vergl. Stanley II. S. 138. 167.

2) Zephson S. 379. Casati II. S. 200.

3) Stanley II. S. 117. 132.

4) Stanley II. S. 132 ff. Zephson machte ihm den Vorschlag, er solle ihn wenigstens mit einer Abteilung Sanjibariten nach Mwa schicken, um Emin, falls er da wäre, nach Kawalli zu geleiten; aber Stanley vermied es, sich über seine Pläne auszusprechen, indem er vorschlugte, „er müsse erst den Rest der Expedition nach Kawalli schaffen, ehe er etwas thun könne, da Emin's Macht augenblicklich zu schwach sei, um einen entschiedenen Schritt zur Unterstützung des Paschas machen zu dürfen, und erklärte, daß, wenn er sich zur Ausführung dieses Planes entschließe, er sich nicht eher in Bewegung setzen würde, bis er höre, daß Emin thatsächlich in Mwa sei.“ (Zephson, S. 412.) Also weil Emin zu schwach war und sich in Not befand, wollte er keinen Vorstoß machen, mithin nur dann, wenn jener in Sicherheit war und der Rettung nicht mehr bedurfte. Nach den Äußerungen Zephsons, sowie nach einem Brief Emin's (Stanley II. S. 129) mußte er auch annehmen, daß Emin Tunguru nicht eher verlassen würde, bis sein Schicksal in der Provinz entschieden sei, so daß seine Antwort auf Zephsons Vorschlag fast einer Weigerung, den Pascha zu retten, gleichkam. Der junge Engländer dagegen schreibt unter der Ägide seines Meisters, daß er „diesen Entschluß Stanley's nur als höchst weise betrachteten“ könne (S. 412). An anderer Stelle (Stanley II. S. 126) betont er auch, daß es von der größten Wichtigkeit sei, so rasch wie möglich den Pascha zu befreien.



um den Pascha zum eiligen Aufbruch zu bewegen. Die Wichtigkeit dieses Vorhabens geht schon aus dem Gegensatz zu dem vorher an Emin geschriebenen Brief hervor, der, nach den Umständen zu urteilen, mit viel größerer Gewißheit auf Stanleys wahre Absichten schließen läßt.<sup>1)</sup> Das Elfenbein konnte durch ein Eingreifen gewonnen werden, aber hiermit wäre auch die Wahrscheinlichkeit einer neuen Machtstellung des Pascha und demgemäß auch eines Zuges nach Kawirondo wieder recht annehmbar geworden. Also das Interesse der Auftraggeber erheischte hier ein unbedingt Vorgehen, aber Stanleys Ruf konnte dabei nicht so viel gewinnen als zu Schaden kommen, und deshalb unterblieb es.

Später als der Egoist mit seinem Opfer ungefährdet von dannen zog, frohlockte er (in dem Kapitel „Emin Pascha eine Studie“<sup>2)</sup>): es hätte nur des festen Entschlusses des Pascha bedurft, um ihn zu veranlassen, die ganze Provinz über den Haufen zu werfen; in Mwa hätte er aufgefunden und die Besatzung (60 Mann) auf den Dampfer eingeschifft (woher er den Dampfer hat, weiß er anscheinend selbst nicht), Lunguru „wäre in einer halben Stunde abgethan . . . , Wadelai ohne den Verlust eines Mannes gefallen“ und die übrigen Stationen hätten erschreckt capituliert. Es fehlt nur noch, daß seine von Süden entschlossen heranrückende Kolonne auch die Muhdisten auseinanderprenge, Chartum ohne Verluste nehme und uneigennützig in Kairo dem Ahebiwe seine verlorenen Länder zurückgäbe. Stanley stellt bei diesem Gedanken natürlich zur Motivierung auch die Frage auf, welchen Vorteil ein solches Verfahren gehabt hätte. Die obige Erörterung durfte er doch nicht geben, da, wie er sich ausdrückt, „ungläubige und gemeine Menschen“ das „nicht zu wissen brauchen“<sup>3)</sup>, und deshalb kommt er mit einer längst verbrauchten Auseinandersetzung, nämlich daß, nachdem er Emin in seine Provinz wieder eingesetzt hätte, neue Hilfsexpeditionen ausgesandt werden müßten, die sich alle nicht bezahlt machen würden (wie die englische). Hierbei unterwirft er die Handlungsweise des Pascha einer scharfen Kritik und beschuldigt ihn des Irrtums, die Expedition irre geleitet zu haben, verfällt aber gleich darauf in das entgegengesetzte Extrem und gesteht thätlich seinen eben begangenen Irrtum ein mit der Erklärung: „Man darf die Charakterzüge einer vertrauensvollen, liebenden Natur, wie die Emin Paschas, nicht mit keiner Oberflächlichkeit behandeln.“<sup>4)</sup>

Stanley hat urbi et orbi verkündet, daß er Emin gerettet habe; bisher war ihm weder die Gelegenheit noch seine eigene Lage günstig, diesen guten Willen zu betätigen. Zu seiner dritten Ankunft am Albertsee hatte er eine solche Situation herbeigeführt; als sie aber da war, schreckte er vor der Kühnheit seiner eigenen Gedanken zurück. Zweimal war er in seiner trostlosen Lage von Emin aufgeholfen; anstatt nun beim

<sup>1)</sup> Datiert Lager bei Mbinga, 17. Januar 1887; weiter unten erwähnt.

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 213 ff. Ähnlich äußert er sich später in Brindisi einem Vertreter des „New York Herald“ gegenüber: „Nichts ist von Emin's Werk übrig geblieben. Man gebe mir eine solche Streitmacht, wie er hatte, und ich will alles in einem Monat zurückverlangen.“

<sup>3)</sup> Stanley I. S. 5.

<sup>4)</sup> Stanley II. S. 217.



dritten Mal, als dieser sich in Not befand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und, wie auch Zephson hoffte, die Weißen „erforderlichen Falls mit Gewalt“ zu befreien, ist er froh, nur einigermaßen selbst dem Unglück entronnen zu sein, und verspürt nicht einmal Lust, einen Vorstoß zu machen, um das Fortkommen jener zu erleichtern. Die von ihm so oft ins Treffen geführte Undankbarkeit, hinter der er mit Vorliebe seinen Unmut zu verstecken suchte, fällt auf ihn selbst beschuldigend zurück. Dies hindert ihn aber nicht, die Sache umzudrehen und Emin mit recht undankbaren Insinuationen zu bewerfen; denn als der Pascha in deutsche Dienste trat, zeigte er doch ganz offen, daß er nicht einmal einen Funken von Dankbarkeit in sich fühle. Stanley motiviert deshalb seine Polemik im Schlußkapitel des Zephson'schen Werkes, das jedenfalls auf seine Autorschaft zurückzuführen ist: „Wenn er (Emin) sich nur daran hätte erinnern können, . . . daß er uns von der Expedition ein klein wenig Dankbarkeit schuldete, so würde ich kein Wort mehr hinzugefügt haben.“<sup>1)</sup>

Als Stanley die Briefe aus Tuguru erhalten, überfandte er Emin ein „wenig höfliches Ultimatum“<sup>2)</sup>, in dem er ihm ankündigte, binnen 20 Tagen sich mit ihm in Verbindung zu setzen und zugleich auf Dampfern Getreide zu senden, da die Lebensmittelfrage Besorgnis erzeuge; falls bis zum Ablauf dieser Frist keine Nachricht zu ihm käme, werde er sich nicht mehr verantwortlich halten für das, was geschehen könne.<sup>3)</sup> Indem der englische Geschäftsträger so für die Befreiung Emin's nur die Hand zum Schreiben eines Briefes rührte, war er fest überzeugt, daß der ehemalige Gouverneur bei dem Gedanken, wenigstens einen Teil der Seinen noch retten zu können, zu ihm kommen würde. In dieser Gewißheit mußten sich allerdings die entgegengesetzten Pole anziehen, wenn auch die Sympathien für einander keineswegs Berührungspunkte aufzuweisen hatten. Der Expeditionschef hatte jetzt, als das Übergehen der englischen Pläne genügend motiviert erschien, kein anderes Ziel mehr vor Augen, als die unentwegte Durchführung seines Hauptplans, und diese Einheit krönt wieder den Erfolg; sie macht ihn gewaltthätig und rücksichtslos bis zum äußersten.

An Zephson schrieb Stanley einen langen, offiziellen Brief<sup>4)</sup>, um ihm einmal die Ereignisse auf seinem Zuge nach Banalja mitzuteilen, sodann weitere Instruktionen zu geben. Der letzte Teil dieses Briefes ist wichtig, insofern er die Absicht verrät, den Pascha zum Abzug zu bewegen. Die darin ausgesprochene Eile ist begreiflich und erklärt die Notwendigkeit, eine bestimmte und klare Zusage zu erhalten, um danach schleunigst Vorkehrungen zur Überwindung der letzten Schwierigkeit zu treffen und dann heimzueilen. Eine Weigerung von Seiten Emin's war eigentlich kaum denkbar; denn es war ihm die Wahl gestellt, nach Kawalli zu kommen,

1) Zephson S. 430.

2) Nach Cafati II. S. 200.

3) Datiert 17. Januar 1887. Stanley II. S. 118—119. Zephson S. 371—373. Cafati II. S. 195. Zu der geringen Frist bemerkt Emin, daß er dann wahrscheinlich Stanley nicht wiedersehen werde, was dieser nicht versteht (Stanley II. S. 130).

4) Unter demselben Datum wie an Emin. Zephson S. 360—368. Stanley II. S. 113—117. Cafati II. S. 196—200 (stückweise).



um sich und einige Leute retten zu lassen oder da zu bleiben und unterzugehen. Stanley sagt dies ganz unzweideutig mit den Worten: „Wenn der Pascha nicht imstande ist, persönlich mit einer genügenden Eskorte treuer Leute zu mir nach Kawalli zu kommen . . . , wird mir nichts anderes übrigbleiben, als die Munition, die wir mit so viel Mühe hierher gebracht haben, zu zerstören und nach Hause zurückzukehren.“ Aber daß er dies nicht ernst meinte, sondern beabsichtigte, Emin mitzunehmen, geht schon aus den folgenden Zeilen hervor, in denen er ihn durch dasselbe Manöver, wie bei den Verhandlungen, durch das englische Angebot fortzulocken sucht.<sup>1)</sup>

Daneben erhielt Zephjon noch ein streng vertrauliches Schreiben<sup>2)</sup>, in dem Stanley, wie er so oft in kritischen Momenten zu thun pflegte, drohte, daß, wenn er halsstarrig wäre, es ihm ähnlich gehen würde wie den Offizieren der Nachhut; er solle sofort mit seinen Sudanesen kommen und seinen Befehlen „blind ergeben und ohne zu fragen gehorchen“. Interessant ist hierbei außer den Stellen, die wir oben berührt haben, noch folgender Passus: „Ich will dem Pascha . . . helfen, aber er muß mir ebenfalls helfen und mir Glauben schenken. Wenn er aus seinen Schwierigkeiten heraus will, dann bin ich sein ergebenster Diener und Freund; wenn er aber nochmals zögert, würde mich Verwunderung und Verwirrung ergreifen. Ich könnte ein Duzend Paschas retten, wenn sie gerettet werden wollen (d. h. natürlich, wenn sie zu mir kommen). Ich würde den Pascha auf den Knien anflehen, seinen eigenen Fall zu bedenken.“ Wir glauben, daß diese Sprache deutlich genug ist: will Emin sich retten lassen, bin ich sein Freund; will er es nicht, sein Feind, nämlich indem ich ihn gewaltsam mitnehme.

Zephjon suchte seiner Aufgabe gerecht zu werden, indem er möglichst in Emin drang, ihn nach Kawalli zu begleiten, aber vergebens; der Pascha war entschlossen, mit „Festigkeit und Vertrauen die Entwicklung der Ereignisse abzuwarten“.<sup>3)</sup> Darauf versuchte jener noch Selim Aga zu bestimmen, mit dem erwähnten Elfenbein nach Tunguru zu kommen und den Pascha mit zu Stanley zu nehmen, und eilte dann, um seinen Herrn nicht durch längeres Ausbleiben zu erzürnen, allein nach Kawalli.<sup>4)</sup>

Emin wurde in seiner Weigerung, von Tunguru nicht fortzugehen, von Cafati bestärkt<sup>5)</sup>, dagegen die englischen Herren legen sie ihm als Schwäche und Unentschlossenheit aus. Der Pascha war sehr wohl entschlossen, die Begleitung der Expedition zu gebrauchen, wie er dem Haupt auch mitteilte<sup>6)</sup>, aber nicht um allein gerettet zu werden, sondern um noch allen die Möglichkeit zum Abzug zu erwirken. Zu diesem Zwecke hatte

1) Stanley entschuldigt sich auch in diesem Brief, daß er nicht zur Hilfe herbeieilen könne: „Sie müssen begreifen, daß meine Leute nur Träger sind. Sie haben den mit mir abgeschlossenen Kontrakt mit beispielloser Treue erfüllt; nun, da sie das Boot und die Waren hierher gebracht haben, ist ihre Pflicht zu Ende.“ (Zephjon S. 366 ff.) Diese Stelle ist im Stanley'schen Werk ohne Vermerk ausgelassen.

2) Stanley II. S. 117—118. Zephjon S. 368—371.

3) Cafati II. S. 201. Zephjon S. 316—317 („Unschlüssigkeit in Tunguru“), 375.

4) Cafati II. S. 200. Zephjon S. 379.

5) Cafati II. S. 201.

6) Brief, datiert Tunguru, 27. Januar 1889. Stanley II. S. 129.



er in dem Glauben, daß Stanley die Begleitung nach Sanjibar und Überführung nach Kawirondo aufrichtig meine<sup>1)</sup>, an Selim Aga geschrieben und ihm geraten, eine Offizierskommission nach Kawalli abzusenden, um Aufschub zu erhalten und einen einheitlichen Abmarsch möglich zu machen; er selbst verpflichtete sich, bis zur Ankunft der Offiziere sich nicht von Tunguru zu entfernen.<sup>2)</sup> Also mußte Emin sein Wort halten. Ferner, konnte denn der Pascha aus der Provinz fortgehen, ohne noch seinen Leuten, so viel in seinen Kräften stand, zu einem rettenden Ausgang verholfen zu haben? — Gewiß nicht! Wenn er auch keine gesetzlichen Verpflichtungen mehr haben konnte gegen die, welche ihm mit Undank gelohnt — denn sowohl die Dissidenten, die ihm noch offen widerstanden, wie die Ägypter, die bisher unablässig gegen ihn intriguiert und jetzt aus ihren Deportationsorten in die Heimat zurückkehren wollten, hatten jedes Band mit ihm zerschnitten —, so war es ihm doch nicht möglich, eine Bevölkerung, für deren Wohl er sein Leben und seine Kraft willig eingesetzt hatte, unwissentlich dem Untergang zutreiben zu sehen.<sup>3)</sup> Der größte Teil der sudanesischen Soldaten im zweiten Bataillon und die Irregulären hatten sich ihm stets ergeben bewiesen und auch, als sie, zuletzt irregeleitet, sich den Rebellen angeschlossen hatten, seiner Person die gebührende Achtung nicht versagt und, als man Hand an ihn legen wollte, sich dem energisch widersetzt. Sein Lebenswerk sank zusammen; sollte er eilend entfliehen, lediglich deshalb, um den Wünschen einiger ehrsüchtiger Engländer nachzukommen, denen die Gefahr zu unheimlich erschien, und nicht vielmehr noch retten, was zu retten war? Fürwahr, hätte Emin so gehandelt, wie es die englischen Agenten von ihm verlangten, er wäre dem Bilde ähnlich geworden, das sie selbst von ihm gezeichnet haben. In ihren Augen war er ein Mann, dem es gar nicht möglich sei, „eine direkte Antwort zu erteilen“, ein Mann der Kompromisse, der durch seinen

1) Zum Beweise, daß Emin daran festhielt, nach Kawirondo zu ziehen, dienen seine Briefe aus Tunguru, 21. Dezember 1888 (Stanley II. S. 109): „Jeder ist jetzt völlig entschlossen, das Land zu verlassen, um sonstwo ein Unterkommen zu finden; niemand denkt aber daran, nach Ägypten zu gehen, mit Ausnahme vielleicht von etlichen Offizieren und Mannschaften“, und Brief Emin's aus Tunguru, 27. Januar 1889 (Stanley II. S. 129): Ich muß „Ihnen mitteilen . . . , daß auch eine Menge Leute den Wunsch hegen, nach dem fernen Ägypten oder nach einem andern geeigneten Ort zu gehen“. Emin ist also unwissend ein Opfer der Stanley'schen Ehrsucht geworden. Dagegen die Beweggründe, die zum Entsenden seiner Hilfsexpedition bestimmend gewesen, hatte er schon von Anfang an durchschaut. Nach Pater Schynse („Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika“) äußert er sich darüber ganz offen: „Ich bin den Herren ja recht dankbar für das, was sie für mich gethan haben, aber der Endzweck der Expedition war mir bereits klar geworden, als ich mit Stanley meine erste Unterredung hatte. Wachte er mir auch keine direkten Vorschläge, so fühlte ich doch sofort heraus, daß etwas andres dahintersteckte, als der einfache Wunsch, ein paar ägyptische Beamte heimzuholen.“

2) Casati II. S. 200.

3) Hierzu vergl. Zepffons Bericht (Stanley II. S. 128): „Ich (Emin) weiß, ich bin in keiner Weise verantwortlich für diese Leute, und dennoch kann ich es nicht über mich gewinnen, selbst fortzugehen und jemand zurückzulassen, der das Land zu verlassen wünscht. Ich weiß, es ist reines Gefühl, und vielleicht ein Gefühl, mit dem Sie nicht sympathisieren werden, allein meine Feinde in Wadelai würden mit Fingern auf mich zeigen und zu den Leuten sagen: „Ihr seht, er hat euch verlassen.“



langen Aufenthalt im Orient ganz verwirrt geworden. 1) „Das Gefühl ist der schlimmste Feind des Paschas. Emin Pascha hält niemand zurück als Emin Pascha selbst.“ 2) Das ist das Schlagwort, mit dem diese Verkleinerer seine vornehmste Eigenschaft, die ihn uns gerade so wert macht, abzuschwächen suchen. In Zephsen schrieb später an seinen Chef, als er vernahm, daß Cafati gegen die Abreise von Tunguru gewesen sei: „Man kocht innerlich über die Selbstsucht dieser Leute und über ihre Unfähigkeit oder Abneigung, die Dinge so anzusehen, wie sie wirklich sind.“ 3) Und Stanley, der in seinen Insinuationen oft gar nicht mehr weiß, welche neuen Vorwürfe er erheben soll, beliebt, später einmal zu erklären: wenn er die Wahrheit sagen wolle, so sei Emin vor der Macht seiner Soldaten geflohen. 4)

Unterdessen vollzog sich bei den Aufständischen in Wadelai eine wesentliche Änderung. Die Vernünftigen unter Major Selim Matera suchten, der immer mehr überhand nehmenden Zügellosigkeit einen „Niegel vorzuschieben“, in der Überzeugung, daß es das Geratensste sei, das Land zu verlassen, da die Stellung nicht mehr zu halten sei; die andere Partei unter dem Hauptmann Fatemula intriguierte dagegen, bis, nachdem die widersinnigsten Beschlüsse gefaßt und wider verworfen waren, beide Teile sich in der Bestrebung einigten, sich mit Stanley in Verbindung zu setzen, jene, um nach Ägypten zurückzukehren, diese, um ihrem Mangel an Kriegsvorräten aufzuhelfen. Selim, der das Oberkommando führte und stets Emin seine Ehrerbietung bewahrt hatte, fand keinen anderen Ausweg, als dem Pascha die Verhandlungen mit Stanley anzuvertrauen, wozu man ihn um Verzeihung für das Geschehene bat und ihn in seine frühere Thätigkeit einsetzte. 5)

In Mhwa übernahm Emin am 9. Februar 1889 wieder die Leitung der Geschäfte, indem er Selim zum Oberstleutnant und Bizegouverneur erhob und weitere Ernennungen und Auszeichnungen anordnete. 6) Die Gegenpartei in Wadelai dagegen setzte, entrüstet über diese Schwäche, Selim ab, berief Fatemula unter dem Titel eines Obersten an dessen Stelle und verhängte über Emin und Cafati das Todesurteil. Diese Beschlüsse erstreckten sich natürlich nicht über den Einfluß der Partei hinaus, und an ihre Ausführung wurde wohl selbst in Wadelai nicht gedacht.

Emin begann unterdessen die Übersiedelung aller derjenigen, die zur Heimkehr nach Ägypten entschlossen waren, von Mhwa nach Uère; fast alle Anhänger Selims waren dazu bereit und schon zum kleinen Teil in Mhwa versammelt. Ihr Abzug ging also ganz unabhängig von der Entsatz-Expedition vor sich und wurde von dieser viel weniger gefördert

1) Zephsen S. 380.

2) Stanley II. S. 121.

3) Stanley II. S. 139.

4) Auch nach seiner Rückkehr nach Europa hat Stanley erklärt, daß Emin die Provinz aufgegeben habe, die nun von den Muhdisten erobert sei.

5) Cafati II. S. 202—205.

6) Cafati II. S. 205—206.

als geradezu ersichtl. <sup>1)</sup> Stanley's Verhalten den Vorgängen in der Provinz gegenüber stößte wenig Vertrauen ein, und seine ganze Art, wie er am See auftrat, hatte die Erregung derartig gesteigert, daß die Dissidenten an ihrem Entschluß zu bleiben unbeirrt festhielten.

Als Stanley hiervon Nachricht erhalten und später durch einen Brief Emin's darin bekräftigt wurde, daß „die Woge des Wahnsinns, welche das Land überflutet hat, verschwunden“ sei, wurde er schon argwöhnisch, daß der nahe Erfolg noch entschwinden könne. Wie schon so oft, fühlte er sich auch hier durch die Gefahr gestählt, ihr auszuweichen und, da die Verhältnisse hierzu nicht paßten, ordnete er sie seinem Willen unter. Um zugleich sein späteres Handeln zu motivieren, giebt er uns an jener Stelle den Eindruck wieder, den er beim Empfang jener Kunde gehabt hatte, der aber wohl auf eine spätere Korrektur zurückzuführen ist; er läßt einen ägyptischen Sohn des Beelzebub auftreten und ihn unter „donnerndem Applaus“ der Rebellen, Verräter und Mubdisten, aus denen natürlich die Versammlung in Wadelai bestand, den Vorschlag machen, den gutmütigen Emin um Verzeihung anzusuchen und wieder zum Pascha und Gouverneur zu erheben, allein deshalb, damit man durch ihn Zutritt zum englischen Lager erhalte; sobald dies geglückt, wolle man sowohl Emin wie alle Weißen und die Schätze der Expedition dem Mubdi ausliefern. <sup>2)</sup> Die Auseinandersetzung erscheint ebenso gezwungen, wie sie thatächlich geschehen ist. Stanley hatte doch noch kurz zuvor erklärt, die Verhältnisse in der Provinz gar nicht zu verstehen, geschweige denn, daß er die Absichten jener Leute durchschauen könne; jetzt ist ihm plötzlich über Nacht das Verständnis gekommen. Wo man eben Entschuldigungen braucht, ist das Papier geduldig.

Der Pascha war jetzt das Haupt der einen Partei geworden, allerdings zu dem alleinigen Zweck, ihr den Rückzug zu sichern, und unterzog sich seiner Aufgabe mit größtem Eifer, da er so der Erfüllung seiner Pflicht und dem vermeintlichen Wunsche des Khedive am besten nachkommen konnte. Hierbei war es doch wohl selbstverständlich, daß er die Leitung über die Leute, die ihn wieder als ihren Gouverneur anerkannten, behielt, zum wenigsten so lange, bis seine Karawane vollständig versammelt und organisiert wäre. Die Gegend von Uere am See, wo das Vereinigungslager von Emin's Untergebenen aufgeschlagen war, paßte hierfür außerordentlich, sowohl um die Ankommenden aufzunehmen, als um fortwährende Beziehungen zu der Expedition in Kawalli auf dem Hochplateau zu unterhalten. Ebenso mußte Stanley, wenn er sein offenes Programm aufrecht erhalten wollte, so lange warten, bis die Vereinigung der ägyptischen Soldaten und Beamten erfolgt wäre. Zog er es aber vor, schon früher aufzubrechen, so hätte dies für Emin's Thätigkeit keine Änderung hervorgerufen, da er den Weg mit seinen Leuten auch allein finden konnte; man hatte ja Gewehre genug und wäre auch nach Überreichung der Kriegsmunition, die Stanley noch abzuliefern hatte, gewiß instande gewesen, sich auf dem Marsch selbst zu schützen. <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Casati II. S. 208.

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 135 ff.

<sup>3)</sup> Casati II. S. 208—209.



Mit solchen Auffassungen, die auch von Casati gebilligt wurden, brach Emin zu Stanley auf, den er am 26. Februar erreichte, um das Gesuch seiner Offiziere zu unterstützen. Dieser, vielleicht noch in der Hoffnung, daß es sich um eine Handvoll Flüchtlinge handele, jedenfalls fest entschlossen, die ganze Leitung zu übernehmen, kam ihnen höflich entgegen und stellte ihnen auf ihre Bitte eine Bottschaft aus, um die Offiziere und Beamten in Wadelai zum Mitmarsch zu veranlassen. Diese Proklamation war, bei Lichte besehen, ein Danaergehenk, das auch nichts anderes bezwecken sollte, als die Scharen der Mitziehenden nicht zu hoch anwachsen zu lassen. Stanley stand darin eine „anständige Frist“ bis zum Aufbruch zu, ohne sie aber anzugeben, da je nach den Umständen der Aufbruch sofort erfolgen mußte; alle, welche mitziehen wollten, hätten sich die Transportmittel für ihr Gepäck und ihre Angehörigen selbst zu beschaffen mit Ausnahme Emin's, Casatis und des griechischen Kaufmanns Marco, alle nicht notwendigen Gegenstände mußten zurückbleiben, und die Reservemunitionsstände nur dem Pascha zur Verfügung. Zum Schluß fügt er noch hinzu, um sie durch sein Verhalten scheinbar einzuladen, in Wahrheit abzuschrecken, er wünsche es klar verstanden zu wissen, daß er allein für die Auffindung des richtigen Weges usw. verantwortlich sei, d. h. daß er allein zu gebieten habe, und weiter, die Offiziere thäten gut daran, bevor sie einen Entschluß faßten, eine allgemeine Versammlung zu berufen und die Antwort in Erwägung zu ziehen; wer Mut und Mittel hätte, könnte kommen, die übrigen müßten zurückbleiben.<sup>1)</sup> Also Stanley, der die Zeit des Aufbruches nicht erwarten konnte und deshalb jedes Zögern tadelte, leistet hier dem Warten Vorschub. Aber noch mehr; später ließ er, als jene Offiziere seinen Rat befolgten, sie eben deshalb zurück, woraus doch sicher hervorgeht, daß er ihr Kommen so lange hinauschieben wollte, bis er genügend lange gewartet hätte, um aufbrechen zu können.

Selim hatte für Stanley die verlangten Elefantenzähne mitgebracht und die Zahl auf 60 erhöht, so daß den Geschäftsagenten doch wenigstens eine kleine Probe von dem Millionenschatz zu Teil wurde. „Dieser Überschuss wird ohne Zweifel von Nutzen sein“, hatte Saphson an seinen Chef berichtet<sup>2)</sup>, aber als dieser 41 Zähne zur Ablohnung der Manjematräger verwenden wollte, wiesen die sie zurück und verlangten als Bezahlung Zeugstoffe.<sup>3)</sup> Später hat Stanley, um wenigstens einigen Nutzen davon zu haben, 16 dazu verwandt, Majamboni für seine treuen Dienste zu belohnen<sup>4)</sup>, so daß immerhin einige in die Hände des Komitees nach London gelangt sein mögen.

Das Haupt der Expedition hatte das, wie er später eingesteht, übereilte Versprechen gegeben, das Gepäck der Flüchtlinge von Uere nach Kawalli hinaufzuschaffen<sup>5)</sup>, damals wie er noch in dem Glauben befangen war, zu wenig Begleiter für den Pascha zu erhalten; als er aber sah, daß diese Wenigen eine zahllose Menge von alten Koffern, Mahlst

1) Casati II. S. 211 ff. Stanley II. S. 140—145.

2) Stanley II. S. 138.

3) Stanley II. S. 167.

4) Stanley II. S. 204.

5) Stanley II. S. 139. 146. Casati II. S. 221.



und allerlei Gerümpel mitbrachten, flucht und wettet er über die „undankbaren, herzlosen Menschen“, die solche Arbeit gar nicht verdienen; er betrachte diesen Trägerdienst als „einen wesentlichen Teil“ seiner Pflichten gegen die „Gäste“ und bedauere nur, daß die anstrengende Arbeit völlig nutzlos sei.<sup>1)</sup> Mitthin soll dieses selbstlose Halten des Versprechens wohl den Anschein einer „Rettung“ annehmen; denn bisher war weder von einer Entsetzung noch Rettung die Rede, und doch hat Stanley der Welt verkündet: „Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas“. Bei dem zweiten Aufenthalt am See ist es doch über allen Zweifel sicher, daß Emin die Expedition aufgesucht, gerettet und entsetzt hat, bei der dritten, daß Emin wiederum die Kommenden aufgesucht und mit Proviant versehen hat. Zwar sehen die Engländer die Aufsuchung Emin's, wie sogar in einer Kapitelüberschrift angegeben ist<sup>2)</sup>, in der Fahrt Jephson's nach Tunguru, aber sie vergessen dabei, daß, wenn sie wirklich einer Rundschiffsreise die Erreichung des ersten Hauptziels zuschreiben wollen, nicht Jephson zu Emin, sondern dieser zu jenem gekommen ist, und daß dieser Besuch sich fast ebensowenig wie sein späterer im Sinne der Expedition als eine Aufsuchung deuten läßt. Andererseits aber hat Stanley die Gelegenheit vernäht, bei seiner dritten Ankunft den Pascha zu befreien, sondern hat sich nur mit ihm vereint oder besser Emin mit ihm; denn er blieb ruhig im Lager liegen, ohne dem Pascha entgegenzuziehen. Daß dieser damals machtlos gewesen und nicht allein hätte nach Sansibar ziehen können, ist auch nicht zutreffend, da er an der Spitze einer Partei stand und nur durch Stanley's Drängen bewogen wurde, seine Anhänger in der Provinz unter Selim sich sammeln zu lassen und nur mit wenigen nach Kawalli zu ziehen. Also wenn Stanley behauptet, daß er den Gouverneur gerettet habe, so muß dies eine ihm eigentümliche Rettung ohne Thätigkeit sein; vom allgemeinen Standpunkt wird man mit der schärfsten Lupe kaum eine solche Handlung seinerseits ausfindig machen können. Hiermit aber ist nicht gesagt, daß der hochtrabende Titel im „Im dunkelsten Afrika“ falsch wäre; keineswegs, man muß ihn nur richtig verstehen. Nämlich wie Stanley in seinem Bericht gern gewisse Stellen unverständlich oder zweideutig läßt, so hat er dasselbe Manöver, wohl absichtslos, auf dem ersten Blatt des ganzen Werkes angewandt, so daß uns gleich im Anfang in höchst bezeichneter Weise angekündet wird, wie das beschaffen sein wird, was folgt: „Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas“ soll nämlich im Sinne des Verfassers objektiv verstanden werden, daß er Emin aufgesucht, gerettet habe und mit ihm zurückgezogen sei, was er aber unterläßt zu bemerken; drehen wir wieder einmal die Sache um, d. h. fassen wir „Emin Paschas“ als Genetivus subjektivus und ergänzen zu den ersten beiden Ausdrücken das notwendige Objekt, so ist dieser Titel den Thatfachen vollkommen angemessen.

Am 25. März kam ein Brief aus Wadelai an, von 36 Offizieren unterschrieben, der in „bestimmten Worten, ohne Ostentation und Prunk“ ihren festen Entschluß ankündete, mitzuziehen; Selim teilte mit, daß er

1) Stanley II. S. 154. 156.

2) Jephson, I. Kapitel.



außer seinem Anhang noch 10 Offiziere zum Abzuge bewogen habe und allein mit 600—700 Soldaten von seiner Partei kommen würde. Der Pascha an der Spitze seiner Streitmacht bedeutete für Stanley den Verzicht auf seine Pläne sowohl hinsichtlich des alleinigen Kommandos auf dem Heimmarfch, als des Schlusseffektes, den ihm die Führung Emin's nach Sanfibar in Aussicht stellte. Es wurde sogleich ein Rat verjammelt, in dem Stanley mit der Notwendigkeit, schnell abzureifen, natürlich durchdrang, angeblich weil Fatemula und andere Rebellen den Brief mitunterzeichnet hatten; diese aber wären Muhdisten und wollten die Expedition dem Abalifen ausliefern; wenn sie ins Lager gelassen würden, so stände zu erwarten, daß sie sich in einer Nacht erheben, alle Munition beschlagnahmten und sie selbst vernichteten. Die englischen Offiziere schworen auf die Worte ihres Meisters, mit Ausnahme von Kapitän Nelson, der mit der Erklärung protestierte, daß der Pascha seine Pflicht bei einem so plötzlichen Abgange verletzen müsse. Trotzdem ward der 10. April festgesetzt, eine Frist, die unverkennbar die Absicht aussprach, die große Zahl in Wadelai zurückzulassen.<sup>1)</sup>

Stanley entschuldigt sein ungeduldiges Treiben damit, daß jeder weitere Monat Aufenthalt dem Komitee 400 Pfd. St. kosten, daß seine Offiziere von der Karriere in der Armee zu lange abgehalten, und daß seine Sanfibariten schon ungeduldig würden. Alles dies war doch aber für solchen Egoisten ziemlich gleichgültig, was er hier seltsamerweise auch zugiebt: wenn er nur einen Beweis hätte, daß Selim und Anhang es aufrichtig meinten, „dann wird es keine Schwierigkeit machen, noch einige Monate länger zu bleiben.“ Mithin gesteht er ein, daß der Aufbruch von Kawalli allein davon abhängig sei, ob die Leute aus Wadelai kommen wollten oder nicht. Da er keinen Beweis dagegen hatte, dafür aber die Versicherung der Offiziere, so mußte er zum wenigsten erst eine definitive Abjage abwarten, ehe er aufbrach. Aber gerade daraus, daß er dies nicht that, sondern sich von zweifelhaften Existenzen für seine Pläne passende Verdachtsgründe zurecht machen ließ, geht hervor, daß er die Ankunft jener Leute scheute.

Um den gefaßten Beschluß auszuführen, wurden alle Lasten und Leute, die noch im Lager von Uere waren, heraufgeholt und die Vorbereitungen beschleunigt.<sup>2)</sup> Unter den Ägyptern und Sudanesen rief die Eile der Abreise Enttäuschung und Schmerz hervor, als sie sahen, daß man ihre Gefährten preisgeben wollte, ja sie murrten und erklärten, nach Wadelai zurückkehren zu wollen, um dann zusammen zu ziehen. Stanley witterte böse Absichten, Vorboten einer Meuterei und Verschwörung oder stellte sich nur so, da sie ihn ja zu energischen Maßregeln zwingen mußten;

1) Cafati II. S. 223. Stanley II. S. 160—165. Letzterer erwähnt Nelsons Protest nicht, sondern behauptet: „Alle Offiziere antworteten einer nach dem andern verneinend.“ Cafati bemerkt, „es sei rein unmöglich, daß in fünf und zwanzig Tagen (bis 10. April) die zur Abreise bestimmten Leute zusammenkämen“. In gleichem Sinne äußert sich später Emin nach der Aussage eines Leiters der deutschen Kolonialunternehmungen in der „National-Zeitung“: er sei nur deshalb mit so wenigen Soldaten abgezogen, weil die ihm von Stanley gelassene Zeit zur Sammlung seiner Mannschaften „viel zu kurz bemessen“ gewesen sei.

2) Cafati II. S. 230.



die Einflüsterungen einiger ägyptischer Schurken, so namentlich des von Emin abgejekten Vizegouverneurs Osman Latif, sowie die Berichte seines spionierenden Dieners bestärkten ihn scheinbar in dem Glauben, daß die Leute in Wadelai sich zur Vernichtung der Expedition verschworen hätten, in Wahrheit aber in der Absicht, möglichst eilig nach Süden zu ziehen, ehe die Dampfer landen konnten.<sup>1)</sup>

So kam der 5. April 1889 heran. Schon verlautete ganz bestimmt, daß Wadelai geräumt, und daß man auf dem Wege nach Kawalli sei, schon meldeten die Spione, daß Emin schwankte, ob er nicht auf seine Leute warten solle, und daß die ungünstige Bewegung im Lager zunehme, — die Existenz aller Pläne stand auf dem Spiel, — da war es dem unerschrockenen Meister nicht länger möglich, seine Ungeduld zu bemeistern; alle Selbstbeherrschung und ruhige Überlegung war dahin, er zeigte sich jetzt, bar des Firnisses übertünchter Höflichkeit, so wie er von Natur geartet war, wie ein hungriger Löwe, dem man den Weg zum Ruhm versperrt. Aufgeregt begab er sich zum Pascha, und als dieser ihm ruhig entgegnete, er verstehe gar nicht, wo er hinaus wollte, brach der verhaltene Ingrimms vollends los. „Werden wir nicht breit, Pascha; das ist meine Sitte nicht“, brauste er ihn rücksichtslos an; dann stellte er ihm, nachdem er ihm das Wort abgenommen, das, was er jetzt hören werde, zu verschweigen, die Wahl, entweder werde er selbst mit seinen Sanfibariten das Lager umschließen oder Emin solle, ohne daß jemand es erführe, mit treuen Leuten sogleich nach Süden aufbrechen; Casati, Vita Hassan und Marco werde er nötigenfalls gefangen nehmen und mitführen. Als Emin entrüstet diese Anträge zurückwies, erreichte die Wut Stanleys den Gipfel; „er stampfte mit den Füßen auf den Boden und rief mit fiebernder Stimme: „Goddam! Ich lasse Sie mit Gott, und das Blut, das fließen wird, mag auf ihr Haupt fallen!““ Damit stürzte er aus dem Zelte, alarmierte das Lager, ließ alle Ausgänge besetzen und trat, einen Winchester in der Hand und hinter sich etwa zwanzig bewaffnete Sanfibariten, blind vor Zorn den ägyptischen Offizieren und Soldaten entgegen, sie auffordernd, ihn, den Wehrlosen, zu töten. Dann rief er, als alle sich zum Abmarsch bereit erklärt hatten: „... ich erinnere Euch daran, daß ich Stanley heiße, und daß ich nicht gesonnen bin, eine Erneuerung der Unordnung von Düfilé und Wadelai zu erleben. Haltet Euch wohl gegenwärtig, daß der Ausbruch unwiderruflich auf den 10. festgesetzt ist... Nur meine Befehle haben hier Geltung, und wenn einer Widerstand leistet oder Weigerung entgegensetzt, so werde ich ihn mit dieser Waffe töten und unter meine Füße treten.“<sup>2)</sup> Dann wurden die Versammelten entlassen, und der Belagerungszustand erklärt: wer sein Zelt verließ, wurde verhaftet, die Wachtposten verdoppelt und in der Nacht fortwährend Patrouillen durchs Lager gesandt. Dies alles geschah

<sup>1)</sup> Casati II. S. 231. Stanley II. S. 167 ff.

<sup>2)</sup> Casati II. S. 231—234. Die Erzählung Stanleys (II. S. 181—187) schwächt die Scene sehr ab. Obwohl dieser die Vorsicht gebrauchte, den Pascha bezüglich der Vorschläge zum Schweigen zu verpflichten, hat Casati sie doch erfahren, so daß die kurze Notiz Jephsons, daß Casati „doch gewöhnlich alles zu hören pflegte, was geschah“ (S. 377), wohl berechtigt sein mag.



bei einer Anwesenheit von 570 Personen aus der Provinz, unter denen nur einige Soldaten sich befanden, die im ganzen über 40 Flinten verfügten, während dem englischen Führer 350 und davon 294 bewaffnete Leute von der Expedition zur Verfügung standen, abgesehen von dem großen Eingeborenen-Kontingent, das er zu jeder Zeit aufbieten konnte und das ihm beim Abzuge in der Stärke von 550 Mann folgte.<sup>1)</sup>

Was hatte Stanley nun mit dieser Gewaltthat erreicht? Wie gesehen, war die Mission Jephsons ein Intriguenstück, das vom Führer deshalb ins Werk gesetzt wurde, weil er als der Schwächere mit ehrlichen Waffen nichts ausrichten können. Nachdem er aber durch den Erfolg dieser That der Stärkere geworden war, konnte er das heimliche Spiel unterlassen und offen auftreten. Die Gefahr war vorhanden, durch Stärkung Emin's einen Teil der Jephson'schen Mähen zu vereiteln, und um dies zu verhüten, mußte er die Vereinigung mit Selim hintertreiben. Zuerst versuchte er, diesen abzuschrecken; als der aber trotzdem dabei beharrte, wollte er vor ihm entfliehen. Ein Konflikt mit dem Pascha und dessen Leuten war hierbei nicht zu vermeiden, da beide sich nur in der Voraussetzung nach Kawalli begeben hatten, daß ihre Brüder und Anhänger ihnen folgen und mit ihnen zusammen heimkehren würden. Stanley erkannte das Entstehen von Differenzen und rücksichtslos, wie er einmal in Entscheidungen stets war, hat er mit einem Schlage jeden Widerspruch gedämpft und gründlich die Bahn für seinen Eigennutz geglättet. Hervorgehoben wurde dieser Gewaltakt lediglich durch die Nachrichten vom Nahen Selim's. Stanley hat natürlich ein milderndes Motiv angegeben, das nach den vorausgegangenen Ereignissen erklärlich sein soll, in Wahrheit aber nur Mittel zum Zweck war. Seine Scheinargumente sind schon deshalb hin-fällig, weil sie sich auf die Aussagen jener Ägypter gründen, die noch in demselben Zusammenhang als „speichelleckende, hinterlistige Schurken, die Betrug und Treulosigkeit zu ihrem Geschäft gemacht haben“, hingestellt werden.<sup>2)</sup>

Die „Flüchtlinge“ Aquatorias waren jetzt thatächlich von dem, der sie stärken sollte, machtlos gemacht; an eine Vereinigung mit Selim oder eine Unabhängigkeit war gar nicht mehr zu denken; ihr Wohl hing allein von der Gnade des englischen Chefs ab, und von der stand nicht viel zu erwarten. Der Pascha war das geworden, wozu Stanley ihn schon seit Mai 1888 hatte machen wollen, eine Siegestrophäe, die seinen Triumphwagen schmücken sollte. In Kawalli befand sich Emin fast in demselben Verhältnis, wie Jephson während seiner Gefangenschaft in Düfilé. Beide hatten wohl freie Bewegung unter den Augen ihrer Peiniger, aber keinen freien Willen zu bethätigen, und wenn Jephson behauptet, Gefangener gewesen zu sein, wogegen Casati meint, man habe in ihn den Gast geehrt, so weicht hiervon die Lage in Kawalli nur insoweit ab, als man in Emin mehr das Beutestück sah, das dem Unternehmen die Krone aufsetzen sollte. Der Pascha hätte nicht mehr zurückbleiben können, wenn er gewollt; denn er hatte sich ahnungslos in die Höhle des

<sup>1)</sup> Casati II. S. 234.

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 187.

Löwen begeben, der seinen Raub nicht wieder losließ. Ungewiß bleibt es, ob Stanley ihn direkt zum Abzuge gezwungen hat, wahrscheinlich, daß Emin weder Gelegenheit noch Möglichkeit hatte, seinen Willen zu äußern, sicher dagegen ist es, daß er bald nach dem Aufbruch seine Vereinigung mit Stanley bereute. „Herr Stanley, es thut mir leid, daß ich überhaupt mit Ihnen gegangen bin“. <sup>1)</sup> Dieser Ausspruch deutet mehr darauf hin, daß Stanley wieder das englische Anerbieten vorgebracht oder durch andere Aussichten den Pascha zum Mitgehen bewogen hat. Père Lourdel erzählt später Doktor Peters: „il n'a pas voulu, Stanley l'a pris comme un voleur“ <sup>2)</sup>, woraus hervorgeht, daß selbst bei den Eingeborenen die Ansicht verbreitet war, Emin wäre wider seinen Willen von Rawalli fortgeführt. Sei dem, wie ihm sei; jedenfalls zog Emin nur in der Hoffnung mit, am Viktoriassee zurückzubleiben.

Schon vorher hatte der Pascha gemerkt, wie sehr der englische Agent danach trachte, die alleinige Leitung der vereinigten Expedition zu übernehmen, und hatte deshalb, um einen Kompetenzkonflikt zu vermeiden, freiwillig darauf verzichtet und die meteorologischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten übernommen. Stanley staunte, daß er so leicht zum Ziele gekommen, und damit nicht jemand glaube, er habe den Pascha dazu gezwungen, versicherte er ausdrücklich und zugleich herablassend, daß er ihn „mit seiner Einwilligung und thatsächlich auf seinen eigenen Vorschlag“ dazu „ernannt“ habe. <sup>3)</sup>

#### 4. Rückmarsch nach Sansibar.

Am Morgen des 10. April 1889 brach die gesamte Kolonne nach Süden zum Albert-Edwardsee auf. Das in Brand gesteckte Lager kündete den abziehenden Sudanesen die Preisgabe ihrer Gefährten an und erregte Widerwillen und Schmerz; man wünschte lieber zurückzukehren, um mit den Brüdern dasselbe Schicksal zu teilen, als sich von den Sansibariten höhnen zu lassen und unter fremder Willkür allen Anbilden der Reise ausgesetzt zu sein. Zuerst wirkte noch die Furcht vor Strafe, aber schon am 25. April schlichen sich 69 Soldaten und Diener durch die Posten und entkamen; andere Desertationen, namentlich von Lastträgern, die man von befreundeten Stämmen auf dem Bolegga-Plateau requiriert hatte, folgten, so daß die Expedition in eine unangenehme Lage geriet. Sobald Stanley der Ausführung seiner Pläne nichts mehr entgegen sah, wollte er auch nicht mit zu wenig „Flüchtlingen“ zur Küste kommen und ordnete deshalb strenge Strafen für Desertation an, womit er gleich durch Aufknüpfen den Anfang machen ließ. <sup>4)</sup> Kurz zuvor hatte er allerdings erst erklärt, als Emin sich herausnehmen wollte, gleichfalls energisch gegen Unruhestifter unter seinen eigenen Leuten einzuschreiten, daß Sansibariten ihm dabei nicht behülflich sein dürften; denn „wir sind hierher gekommen, um Menschenleben zu retten, nicht um sie zu zerstören“. Er hatte offen-

<sup>1)</sup> Stanley II. S. 417. Zephson S. 432.

<sup>2)</sup> Peters S. 418.

<sup>3)</sup> Stanley II. S. 149. Casati II. S. 221.

<sup>4)</sup> Stanley II. S. 196—199. Casati II. S. 236—240.



bar vergessen, daß er nur deshalb so eilig von Kawalli aufgebrochen war, um „Menschenleben“ en masse ihren Feinden zu überantworten.

Der Abzug der im Anfang 1510 Seelen umfassenden Karawane vollzog sich naturgemäß langsam, noch mehr verzögert durch eine Krankheit Stanleys in Niangabo, wie überhaupt auf dem ganzen Rückzuge bei Unpäßlichkeiten des Führers die Expedition wochenlang an denselben Punkten liegen blieb, während auf andere Mitglieder keine Rücksicht genommen wurde.<sup>1)</sup> Wir können hier nicht auf die schmäbliche Behandlung der Sudanesen, auf die fortwährenden Verluste und Zwangsmaßregeln eingehen, sie zeigen uns, daß den Engländern ihre „Gäste“ auf dem Wege höchst lästig waren, und daß unter Hintenansehung aller humanen Verpflichtungen der Marsch beschleunigt wurde, ganz egal, was unter den Stockschlägen und Lasten zusammenbrach, ein Fraß den Raubtieren oder eine Beute den Feinden. Casati giebt uns hierüber auch eine genügende Schilderung, die wohl am treffendsten englische Heuchelei und Stanley'sche Selbstsucht an den Pranger stellt. Man kommt fast in Versuchung, diesen Rückzug mit dem Sklavenzug eines arabischen Händlers zu vergleichen, insofern beide Menschen wider ihren Willen zur Küste schleppten, um dort aus ihnen Gewinn zu schlagen; auch die Verluste sind jener Art gewiß an die Seite zu stellen: von etwa 600 Personen aus der Provinz übergab Stanley den ägyptischen Behörden in Kairo nur 260.<sup>2)</sup> Desgleichen ist hier nicht der Ort, auf die vielen Insinuationen Stanleys gegenüber Emin, sowie auf das Bekanntwerden des Ruwenzori mit seinen haltlosen Reklamen einzugehen<sup>3)</sup>, wir lassen nur eine kurze Darstellung folgen, wie der Expeditionsführer seine eigenen Pläne bis ans Ende verfolgt hat.

Als den „Geretteten im Lager durch die Wachsamkeit der englischen Offiziere und der Sanjibariten der Weg zur Flucht abgeschnitten war, suchten sie den Marsch der Karawane möglichst aufzuhalten, um ihren Gefährten, die sich schon in Mjwa zum Abmarsch gesammelt hatten, Gelegenheit, sie einzuholen, zu bieten. Deshalb hatte auch ein Hauptmann sich brieflich mit Selim Bey in Verbindung gesetzt; er möge selbst vorerst mit 200 Soldaten kommen, um noch eine Verlängerung des Wartens bei Stanley durchzusetzen. Unglücklicherweise war dieser Brief von Spähern aufgegriffen und Stanley übergeben, der, die Gefahr erkennend, nicht zögerte, Selim Bey und Anhängern jede Wahrscheinlichkeit zum Nachkommen abzuschneiden. Mit einer erstaunlichen Findigkeit malt er wieder die alte Erzählung aus, daß jene Leute ein Komplott anzettelten, um die Expedition aller Gewehre, Munition und sonstiger Habe zu berauben, daß also „diese Leute unverbesserliche Verräter seien“ und sich mit ihnen „im Kriegszustande“ befänden. Gleichsam zum Beweise seiner Erklärung trifft der ehrliche Schurki Aga, Kommandant von Mjwa, mit zwei Leuten ein, nachdem ihm 18 entlaufen waren. „Eines Kommentars bedarf das nicht.“<sup>4)</sup>

1) Peters S. 520.

2) Stanley II. S. 423.

3) Hierbei verweisen wir auf die kleine Schrift von Prof. Kirchhoff „Emin und Stanley“, die der Pascha selbst bereits gelesen hat, wie aus einem jüngst veröffentlichten Brief von ihm aus Bafoba hervorgeht: „Es ist lesenswert.“

4) Stanley II. S. 203.



Gewiß nicht, Herr Stanley, wer so mit den armen Flüchtlingen umgeht, daß diese in ihrem Herzen der Stunde fluchen, „da sie ihr Ohr dem schmeichlerischen Angebote der Rettung geliehen hatten“<sup>1)</sup>, der kann sich nicht wundern, daß ihre Brüder bei der Aussicht, ähnliche Leiden und Mühsalen zu ertragen, es vorziehen, ins Ungewisse oder ins Elend zu gehen.

Bei der dringenden Gefahr, daß es Selim mit einer ansehnlichen Begleitung, die nach einer Nachricht schon bis zum Lager am See vorgezogen sein sollte, gelingen können, ihn zu erreichen und seine Pläne zu durchkreuzen, giebt Stanley, obwohl er wegen seiner Krankheit noch nicht gehen konnte, doch schon am 8. Mai den Befehl zum Weitermarsch, was er sonst nie that, indem er immer noch heuchelt, genügend gewartet zu haben.

Wie berechtigt die Eile war, erkennt man noch an demselben Tage, als man von Boten Selims eingeholt wurde. Alle Beamten und Soldaten, die zum Abzuge entschlossen seien, hätten sich in Mšwa versammelt und flehten, auf sie zu warten, da „der gänzliche Ruin ihnen ins Antlitz starre“; Fatemula hätte mit seiner Partei die Kriegsvorräte in den Magazinen beschlagnahmt und wäre nach Makraka gezogen, so daß sie selbst, aller Verteidigungsmittel entböhrt, unvermeidlich niedergemacht würden, sobald sie von Kabrega oder den Eingeborenen auf dem Wege angegriffen würden. Stanley zwingt sich zu einem Lachen und erklärt, um konsequent beim Thema zu bleiben, alles für Heuchelei und Schein; Selim hätte seinen Schwur gebrochen, weil er zuerst die Mitziehenden in Wadelai gesammelt und dann nach Mšwa gebracht hätte, anstatt es umgekehrt zu thun, trotzdem hätte er noch genügend Zeit zum Mitmarsch gehabt, aber sie nur nicht benutzen wollen. Sein Entschluß war natürlich sogleich gefaßt, weiterzuziehen und jene dem Verderben preiszugeben. Der selbstbewußte Ton, in dem Selim Bey ankündete, es wäre schmachvoll, daß „ägyptische Offiziere und Soldaten in Lasttiere“ umgewandelt wären, und daß er die Sache streng untersuchen würde, bestärkte Stanley noch mehr darin, der drohenden Gefahr zu entfliehen. Immerhin wollte er den Schein seiner Mission wahren und forderte die Ägypter auf, ihre Reise nur zu beschleunigen, er würde unterdes langsam weitermarschieren und jenseit des Semliki ein paar Tage warten. Denn, erklärte er, „sowie ich einmal zwischen mich und sie eine derartige Reihe von Hindernissen gelegt habe, wird für die Expedition kein Grund zur Befürchtung mehr vorhanden sein“.<sup>2)</sup> Stanleys wahre Absicht ist hierbei unverkennbar, wie sehr er und seine Offiziere sie auch verbergen wollen. Indem er den Boten die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, auseinandersetzte, lud er sie spöttisch und herausfordernd ein, doch zu kommen, und indem er ihnen einen ägyptischen Hauptmann sandte, der mit seiner aus 15 Personen bestehenden Familie den Mühsalen der Reise erliegen mußte, suchte er sie vom Weitermarsch abzuschrecken, nachdem er schon vorher jede Unterstützung an Munition ihnen verweigert hatte.<sup>3)</sup> Zwar besaß die Expedition noch 62 Kisten, die sie gar nicht alle fortschaffen konnte, aber um diese nicht in die Hände

<sup>1)</sup> Casati II. S. 242.

<sup>2)</sup> Casati II. S. 247.

<sup>3)</sup> Casati II. S. 241—245. Stanley II. S. 204—207.



der Ägypter fallen zu lassen, denen sie doch im Auftrage des Khedive übergeben werden sollten, wurden auf Befehl der Führers alle Kisten, für die kein Träger mehr aufzutreiben waren (25 Kisten), heimlich vergraben.<sup>1)</sup>

Eine Entschuldigung für Stanley giebt es hierbei nicht, was er auch durch seine Widersprüche wider Willen eingesteht. Schon daraus, daß Selim Bey sich von den Dissidenten getrennt, trotz der Intriguen der Gegenpartei die für den Rückmarsch Entschlossenen in Wadelai gesammelt und nach Mhwa überführt hatte, geht seine ernste Absicht hervor; denn wenn Stanleys angeblicher Verdacht begründet wäre, würde in erster Linie Fatemula mit Genossen ihn zur Herausgabe der Munition zu zwingen versucht haben, oder man würde einmütig gegen ihn, zum wenigsten zuletzt, aufgetreten sein. Aber gerade daß dieser nach Matraka zog, obwohl er nach den englischen Schätzen gelüstete, beweist zur Genüge, daß Selim mit den Gemäßigten daran festhielt, zurückzukehren, und daß deshalb die andere Partei ihr Vorhaben gegen Stanley nicht zur Ausführung bringen konnte. Daß die Expedition nach dem Ausbruch von Kawalli nur kleine Wegstrecken zurücklegte und öfter tagelang liegen blieb, läßt sich nicht bestreiten, noch viel weniger aber der Umstand, daß, sobald man von Selims Mahen hörte, sofort alle Segel eingeseht wurden, um die Entfernung vom See zu vergrößern, ohne weiter zu beachten, was am Wege liegen blieb. Die Ägypter waren erst am 22. April in Mhwa eingetroffen, und als diese Nachricht am 8. März die Expedition erreichte, glaubte sie genug erwartet zu haben, und eilte schleunigst von dannen.

Außerdem wäre es in anbetracht der Weiber und Kinder, der immer zahlreicher werdenden Kranken und überlasteten Träger dringend notwendig gewesen, einen bequemen, wenig anstrengenden Weg zu wählen, der den feindlichen Angriffen nicht ausgesetzt wäre. Ein solcher bot sich an der Westseite des Semliti durch das Gebiet von Walegga, wo man an einem südlichen Punkt den Übergang über diesen Fluß nach Ujongora bewerkstelligen und ohne größere Terrainschwierigkeiten am Norden den See Nuitan (Albert-Edwardsee) entlang ziehen konnte. Von hier wäre eine Besteigung des Ruwenzori (Wirika) vielleicht auch möglich gewesen, wenn auch die Erforschung nicht sehr umfassend von der Südseite aus vorzunehmen war. Stanley war auch noch im Zweifel, ob er diesen Weg wählen solle, oder jenen, der von Mboga aus sogleich über den Semliti und von da über zahlreiche Ausläufer der Gebirgskette und Wasserläufe nach dem Albert-Edwardsee führt, auf dem man also die Westseite des Ruwenzori kennen lernte; gab aber, als er von Selims Entschluß hörte, sofort dem schwierigen Weg den Vorzug, der einen fortwährenden Kampf mit Hemmnissen der Natur und feindlichen Banasura in Aussicht stellte, dagegen den Vorteil bot, daß Selim nicht folgen konnte.<sup>2)</sup>

So wurden die Soldaten Aquatorias von der Expedition, die ihnen zur Hilfe kommen sollte, ihrer Verteidigungsmittel beraubt und ihren grimmigsten Feinden auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Stanley berichtet darüber ganz gleichgültig: „Was aus ihm (Selim Bey) geworden

1) Cafati II. S. 239. Stanley II. S. 203.

2) Cafati II. S. 246—247.

ist, haben wir nie erfahren, und es ist auch nutzlos, Mutmaßungen darüber anzustellen.“<sup>1)</sup>

Daß Emin gegen die Beschlüsse seiner „Retter“ seine eigene Meinung nicht geltend machen durfte, geschweige denn, daß er das Los seiner Leute im Lager mildern konnte, bedarf kaum der Erwähnung. Ebenso wie sein Gebieter durch die englische Waffengewalt jedes freien Entschlusses beraubt und nur für Englands Größe da war, so war auch er durch Intriguen in ihre Gewalt gekommen, um allein seinen Beinägeln zu dienen. Das Verhältnis der Personen war daselbe, wenn auch ihre Wirksamkeit voneinander abwich, insofern Stanley seine Arbeit noch gründlicher als Gladstone vollendet hatte.

Nach Beseitigung der letzten Gefahr waren die Engländer im Lager unbestrittene Herren der Situation, und auch ihre Werkzeuge, die Sansibariten, suchten ihrer Aufgabe als „Befreier“ möglichst gerecht zu werden, indem sie ihre Schützlinge mit Übermut und Verachtung, ja mit jeglicher Gewaltthat behandelten.<sup>2)</sup> Als man nach Ost-Unjampaka am Nordostende des Albert-Edwardssee kam, stand man vor der Wahl, welchen Weg man nach der Küste einschlagen solle. Es gab drei Straßen, durch Uganda, durch Ankori und durch Ruanda, von denen die erste die kürzeste, die letzte die weiteste war. Stanley wählte ohne jede öffentliche Motivierung die mittlere, durch Ankori (Nkoli, Busagalla), nach dem Süden des Ukerewe, also eben jene, vor der er sich im Anfang des Jahres 1887 wegen der 200000 Speerträger (?) gefürchtet hatte. Ja sogar, um selbst seine früheren Beweise von der Unzweckmäßigkeit der östlichen Route zu widerlegen, behauptet er jetzt, daß er mit 50 Sansibariten seinen Weg durch diese Wildnis finden könne, aber daß es mit soviel Ballast beschwert unmöglich sei.<sup>3)</sup> Trotzdem, gleichsam um das Unmögliche möglich zu machen, tritt er diesen Marsch an und zeigt uns so schlagend, daß er uns im Anfang seiner Expedition aus gewissen Gründen etwas vorgeflunkert hat.

Später auf dem Wege durch Karagwe versucht er noch eine Motivierung seiner früheren Wahl mit der Erklärung, daß er hier wohl 1887 keinen friedlichen Marsch gehabt, daß vielmehr die Ereignisse des Jahres 1888, die Revolution und Gegenrevolution in Uganda, erst die Bahn für einen friedlichen Durchmarsch geebnet hätten.<sup>4)</sup> Offenbar hat Herr Stanley das Gefühl, daß er mit diesem Rückmarsch selbst den Gegenbeweis seiner früheren Ansichten angetreten ist, und will sich nun anständig aus der Affaire ziehen.

Aber warum wählte er denn gerade diese Straße und nicht den englischen Plänen entsprechender die nach Uganda, ganz abgesehen von der dritten; doch nicht allein deshalb, um in Makolo (anstatt in Malala) sich mit Tauschartikeln zu versehen, wie man schon früher beabsichtigt hatte.<sup>5)</sup> Wir glauben, nach den obigen Erörterungen liegen die Gründe auf der Hand. Ein Zug durch Uganda konnte für die wahren Ziele der Expedition

1) Stanley II. S. 207.

2) Casati II. S. 243.

3) Stanley II. S. 326—328. Casati II. S. 253.

4) Stanley II. S. 373.

5) Stanley I. S. 73.



doppelt erfolgreich werden und war mit keinen größeren Schwierigkeiten verbunden als die anderen Wege; denn einmal hätte man Uganda gleich für England gewinnen können, was bei den dortigen Wirren nicht schwer fallen würde, und zweitens hätte man die Expeditionen der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, die in Kawirondo oder in der Nähe warten mußten, mit ihren reichen Hilfsmitteln an sich ziehen und die Gründung des neuen Reiches mit der Gewinnung des ganzen Nordens und Westens vom Ukerewe beginnen können. Stanleys Ruhm wäre mit dieser That gewiß wesentlich erhöht, viel mehr, als dies auf dem südlichen Weg der Fall war; aber was nützte ihm die vorübergehenden Ehrenbezeugungen, wenn ein anderer die Frucht seiner Arbeit ernten sollte! Emin stände dauernd im Mittelpunkt aller Lobeserhebungen und des ganzen Interesses, das Europa an Zentralafrika nehme, wogegen er selbst sich mit dem schwindenden Abglanz ehemaliger Größe begnügen müsse. Ferner, war diese Aussicht wirksam genug, um ihn den Haupteffekt vergessen zu lassen? Mit nichten — der Pascha mußte unter allen Umständen dazu dienen, daß er reklamehajchend die europäische Presse mit unglaublichen Helden- und Rettungsthaten überfülle.

Möglich ist es auch, daß zu dieser Wahl die Furcht Stanleys beigetragen hat, sich in Uganda in endlose Kämpfe zu verwickeln und später allein durch Kituju heimzuziehen, wo er sich nach seiner eigenen Äußerung nur mit 1000 Europäern hinter sich durchwagen würde.<sup>1)</sup> Sein etwas ängstliches Gebahren auf dieser Expedition, wie er mit peinlicher Sorgfalt allen Feindseligkeiten eingeborener Stämme entweder durch Umgehungen oder durch schmähliche Tributzahlungen aus dem Wege geht, rechtfertigen jene Annahme. Ganz haltlos dagegen ist die Verteidigung, daß der König Mwangi der Mörder des Bischofs Hannington sei, folglich kein Freund der Engländer sein dürfe.<sup>2)</sup> Man höre: Stanley, der sich einst glücklich geschätzt, Tippu Tib, Ripanda und andere „Erzhöfliche“ seine Freunde zu nennen, appelliert an die englische Ehre.<sup>3)</sup>

Der Expeditionschef zog die Route durch Ankori vor, nicht, weil sie weniger gefährlich war, sondern weil sie seinen Plänen mehr entsprach. Dabei ließ er Emin immer noch in dem Glauben, daß er um den Ukerewe südöstlich herum nach Kawirondo ziehen werde. Auf diesem Rückzuge kam er, wenn auch lange nicht in dem Maßstabe, wie er es auf der nördlichen Route hätte thun können, den Aufträgen oder genauer den Wünschen der englischen Regierung und Gesellschaft nach, denen vor allem das Zurückdrängen der deutschen Konkurrenz von der Verbindung zum Sudan am Herzen lag, und schloß mit den Häuptlingen bzw. Königen jener Gegenden Verträge ab, die sich etwas über 10 j. B. nach Süden er-

1) Peters S. 208 ff.

2) Stanley II. S. 327.

3) Stanley that dies öfter; mit Vorliebe zitiert er z. B. den Ausspruch Tennysons:

„Wie oft war nicht in Großbritanniens Geschichte

Der Pfad der Pflicht zugleich der Weg zum Ruhme.“

und zwar I. S. 124, um den armen Barttelot in die Falle zu locken; I. S. 474, um das Hineinlaufen als nicht ehrenhaft zu bezeichnen.



streckten, aber doch nur die der Marschroute angrenzenden Distrikte umfaßten.

Diese Abmachungen sind nicht veröffentlicht worden, in dem Reisebericht überhaupt nicht als völkerrechtlich erwähnt, aber später bei den Verhandlungen mit Deutschland von Bedeutung geworden. Nach dem Verhältnis zwischen den Eingeborenen und der Karawane zu urteilen, sind solche vor allem mit dem gastfreundlichen Könige Antari (Ntali) von Ankori abgeschlossen, welches in der Marschrichtung sich vom Albert-Edwardsee bis zum Alexandra-Nil (Kadschera, Kagera) erstreckt und das sich wohl südlich des 1.<sup>o</sup> f. B. ausdehnende Mpororo umfaßt. Die Schilderung Stanleys weist zweifellos darauf hin; so z. B. das Entgegenkommen des Königs, der die große Karawane auf dem langen Marsch durch sein Land verproviantiert und Freundschaftsbezeugungen mit ihr austauscht, die famose Lobrede des Führers, der einem anscheinend nicht miteinander verstandenen englischen Offizier die Schönheit und Rentabilität des Landes plausibel macht, endlich die Blutsbrüderschaft, die der Thronerbe von Ankori mit Stanley schließt. Bei letzterem Akt muß der Vertrag abgeschlossen sein, der englische Bericht läßt es uns mit ziemlicher Sicherheit erraten: einmal wird angedeutet, daß der König Antari seinen Sohn schickte, um außer der Blutsbrüderschaft auch „einen Vertrag abzuschließen“, ferner sobald die Zeremonie vorüber war, faßte der Prinz Stanley an der Hand und zog ihn in dessen Zelt, „wo wir lächeln und froh ausschauen mußten. . . Ich erfreute sein junges Herz mit einigen sehr feinen Stoffen aus Kairo und einem Halsband aus großen, schönen Perlen, das die ägyptischen Frauen und der Pascha beige-steuert hatten, und gewann mir damit im Sturm seine Zuneigung.“ „Man merkt die Absicht und wird verstimmt.“ Der arme Emin mußte wieder für Englands Eigennutz zahlen. Dann wurden Geschenke getauscht, gefeiert, und zur Ehre des Tages fünf Salven und ein Hagel von Geschossen aus dem Maximgeschütz abgefeuert, um den Eingeborenen Achtung vor der englischen Macht einzulößen. Stanley schließt diese Szene ganz harmlos, daß er nun als Sohn des Königs öffentlich anerkannt sei und sich überall in Ankori niederlassen, sowie alle Pflanzungen betreten könne. „Außerdem schwor der Prinz im Namen seines Vaters, der ihm dies aufgetragen hatte, daß in Zukunft alle Weißen, die nach Ankori kommen wollten, eine Empfehlung von mir haben müßten, dann aber auch dieselbe freundliche Aufnahme finden würden, wie ich persönlich.“ Der Vertrag ist demnach wohl ziemlich sicher zu datieren: Namiandja, 23. Juli 1889. <sup>1)</sup>

Weiter nach Südosten scheinen auf dem Marsch keine Verträge abgeschlossen zu sein; der Einfluß der Araber und der Küste machten sich jetzt geltend. Anstatt Erfreuen und Entgegenkommen oder Angst und Achtung fand die Expedition nur noch Mißtrauen, Belästigungen und offene Angriffe. Die Bevölkerung wurde kühner und suchte die Expedition nach Möglichkeit auszunutzen. In Karagwe und den östlichen Gebieten war eine Gewinnung für England schon wegen der Abhängigkeit und feten Furcht vor Uganda ausgeschlossen, während im Süden des Ukerewe

<sup>1)</sup> Stanley II. S. 328—345.



Stanley, im Zickzack um jede Gefahr herumziehend, froh war, wenn er mit heiler Haut und Erleichterung seiner Lasten davontam.

Dagegen war vorher das Land vom Albert- bis zum Albert-Edwardsee wohl für England gewonnen. Schon im Lager von Kawalli hatte Stanley mit 15 Häuptlingen ein Bündnis abgeschlossen, welches die Gegend vom Sturi bis zum Albertsee umfaßte. Danach machte er sich anheischig, die Eingeborenen gegen die räuberischen Berg-Balegga und Warasura Kabregas zu schützen, wogegen jene ihm „regelmäßige Kontributionen an Getreide und Vieh liefern, die Regierung des Landes überlassen“, Krieger und Träger auf seinen Befehl stellen mußten usw.<sup>1)</sup> Dieser Vertrag erstreckt sich zum Teil auf Gebiete, die von der Berliner Konferenz dem Kongostaat zugesprochen sind; wir betonen sie trotzdem, da sie später noch einmal Geltung erhalten können und die Gestaltung dieses Staates uns noch nicht abgeschlossen erscheint.

Ferner wurde den Engländern die Unterwerfung der Wakondju und Wajongora nördlich des Albert-Edwardsees versprochen, wenn sie „einen Vertrag oder ein Abkommen mit ihnen schließen“ wollten. „Ich habe das Anerbieten angenommen.“<sup>2)</sup> Die Siege über die Beutejäger Kabregas veranlaßten überall, wo diese ihr Unwesen trieben, die Eingeborenen, den Schutz der Sieger anzurufen, und dieser wird wohl bereitwilligst zugesagt sein. Daß diese Abmachungen auf die englischen Interessen ausgedehnt wurden oder von Stanley übertragen werden konnten, ist als selbstverständlich anzunehmen. Wir werden am Schluß noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen.

Wenn schon allein der Weg durch Uganda für England viel vorteilhafter war, als die Verträge auf der mittleren Route, ganz abgesehen davon, ob der Mteja jogleich gewonnen wurde oder nicht, so wurde diese Wahl eine Notwendigkeit, als man in Ankori von den Verhältnissen in jenem Reiche hörte.

Ugandas Bedeutung beruht im wesentlichen auf drei Vorteilen, deren Gewinnung für England notwendig, für Deutschland erwünscht ist. Erstens ist es der größte und stärkste innerafrikanische Staat in den Seengegenden, von dem aus und mit dem der Ausdehnung einer Machtosphäre keine namhaften Hindernisse entgegenstehen, noch dazu da es gerade in der Gegend gelegen ist, wo der Einfluß von der Küste aufhört, und natürliche Wege nach allen Richtungen ins Innere hinweisen. In starken Händen zeigt sich Uganda als eine Hochburg zur Bewachung der gesamten Nilquellen. Zweitens ist es ein Hauptstapelplatz, zu dem die verschiedensten Landesprodukte des ganzen Seengebiets zusammenfließen, und beherrscht mit seinen tributären Ländern, die den größten Teil des Uferums umfassen, den See, so daß der Besitzer Ugandas den Handel leicht an sich reißen und in seine Interessensphäre hineinziehen kann. Drittens bildet es die Brücke zum Sudan von Ostafrika aus.

Diese Punkte mußten später zweifelsohne für die beiden beteiligten Mächte einen Konkurrenzstreit hervorrufen und zwar für England noch

<sup>1)</sup> Stanley II. S. 146. 147. 159.

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 262.



viel mehr, da es mit dem Verlust Ugandas in Kawirondo Halt machen und in Ostafrika nur eine unbedeutende Rolle spielen konnte. Von London aus hatte man auch schon in richtiger Erkenntnis und Würdigung jener starken Position gleich nach dem näheren Bekanntwerden dieses Landes durch Stanley Fühlhörner in der Gestalt von Missionaren hingeschickt, um den Boden für die englische Politik zu ebnen. Außerdem waren noch französische Missionare dort thätig, die aber keine nationalen Interessen vertraten und die bekanntlich bei der Wahl der Kongoroute mit ausschlaggebend gewesen sein sollten. Beiden Missionen war es gelungen, eine christliche Partei zu gründen, die sich später, als sie die Oberhand bekam, in protestantische und katholische Christen spaltete.

Im Jahre 1888 waren in Uganda Wirren ausgebrochen<sup>1)</sup>, von denen Stanley in Ankori hörte. Mwanga, Sohn Mtesas, hatte nämlich grausam gewüthet, die Missionare vertrieben und ihre Glaubensgenossen verfolgt, bis die Christen sich mit den Mohammedanern verbanden und ihn verjagten. Darauf war sein jüngerer Bruder Kiwewa (Kawira) im Triumph zum Herrscher ausgerufen, aber schon nach kurzer Zeit, da er die Beschneidung verweigert, von seinen Mohammedanern erschlagen. In dieser Rebellion kamen alle Mitglieder der königlichen Familie um, mit Ausnahme eines „schüchternen und unerfahrenen Jünglings“, Karema, der nun „als das Scheinbild eines Königs“ den Thron bestieg. Dieser, ganz in den Fesseln der Mohammedaner, begann eine bittere Verfolgung der Christen, die, in der vierten Schlacht besiegt, sich nach Ankori und Uddu flüchteten (nach Stanley 4500 (?)). Unterdessen war der entthronte Mwanga nach langen Irrfahrten zu den von ihm vertriebenen, französischen Missionaren nach Butumbi, am Süden des Sees, gekommen, wo er mit Verzeihung und Schutz empfangen, als katholischer Christ getauft und als König von Uganda anerkannt wurde. In Verbindung mit dem englischen Händler Stokes kam er nach Uddu, wo sich ihm die vertriebenen Christen als Unterthanen anboten, und begann den Kampf gegen Karema. Zur Zeit hatte Mwanga alle Inseln im Ukerewe besetzt und gebot über die ganze Flotille (mehrere hundert Kanoes), während sein Bruder noch uneingeschränkt das Festland beherrschte.

In Stanleys Lager nach Ankori kamen zwei Abgesandte der christlichen Partei mit der Bitte, sie zu unterstützen und Mwanga auf den Thron von Uganda wieder einzusetzen. War wohl eine bessere Gelegenheit möglich, die dominierende Stellung am Ukerewe zu gewinnen, noch dazu da Stanley jwiel Kriegsvorräte zur Verfügung hatte, daß er sie gar nicht alle mitführen konnte? Die Expedition hätte ja nur eine kleine Truppe mit Munition den Bedrängten zur Hilfe zu schicken brauchen, unter der Bedingung, daß Mwanga das englische Protektorat annahm, während sie selbst ungestört und im Ueberfluß beim schon gewonnenen König Mutari liegen blieb. Allerdings hätte dieses Unterstützungskorps von Stanley selbst kommandiert werden müssen; denn anders litt es sein Ehrgeiz nicht, aber eine solche That hätte auch gewiß mit den humanen Zwecken der

<sup>1)</sup> Stanley II. S. 333—337. 345—347. Cajati II. S. 256—257. Peters S. 296—300.



Expedition im Einklang gestanden, da sie sich ja vorgenommen hatte, alles, was sich in Not befand, zu entsetzen. Fast jedes Risiko fiel fort, man hätte nur gewinnen können. Uganda bot sich dem britischen Löwen selbst zur Beute an, ein festentschlossenes Heer, dessen Existenz von dem Siege abhing, stand bereit, sobald es unterstützt wurde, für Albion die Perle Innerafrikas zu erobern — welcher echte Sohn dieser stolzen Nation hätte da noch gezaudert und nicht vielmehr mit voller Hand zugegriffen. Vom christlichen Standpunkt war das Eingreifen eine moralische Pflicht, vom politischen eine dringende Notwendigkeit, aber vom Stanley'schen eine schwere Wahl. Der Expeditionschef erkannte sehr wohl die weittragenden Folgen, daß er den englischen Interessen den größten Sieg erringen, den deutschen eine empfindliche Schlappe beibringen könnte, aber er war sich auch derselben Erwägungen bewußt, wie er sie in Ost-Unjampaka bei der Wahl des Heimmarsches gehabt. Sollte er seinen Auftraggebern die größten Chancen, sich selbst einen nicht übermäßigen Ruhm gewinnen oder nur allein das eine Ziel unentwegt vor Augen behalten, seinen Ehrgeiz in infinitum zu befriedigen, derart daß jedes andere Interesse auf dieser Expedition fortfiel, als das, was sich ewig an seine Person knüpfte? Das entschlußfesteste Wesen des sonst nie Verlegenen schwankte; er erklärte den Abgesandten, sich die Sache überlegen zu wollen und ihnen in der Nähe des Alexandra-Nil, wo genügend Lebensmittel für die zurückbleibende Karawane vorhanden wäre, und er immer noch nach Norden abbiegen konnte, eine definitive Antwort zu geben; unterdessen sollten sie sich über die Lage und Machtmittel Mwangas genau informieren und forschen, „ob Nachrichten von Herrn Stokes eingetroffen seien“.

Die Aussicht schien also Stanley so verlockend, daß er einen Ausweg suchte, und da die eigenen Pläne ihn bewogen, seine Siegestrophäen nach Sansibar zu schaffen, so war er wohl gesonnen, einen Abstecher nach Uganda zu machen. Notwendig war es hierbei, daß Emin ihm sicher blieb, d. h. daß er unter seinem Schutz zur Küste zog. Wie war das aber möglich? Entweder der Pascha blieb bei der Hauptkarawane in Karagwe, oder Stanley nahm ihn mit nach Uganda. Im ersteren Fall wäre Emin mit seinen Leuten die mächtigste Partei im Lager gewesen und hätte, da er nur gezwungen mitzog und öffentlich erklärt hatte, er wolle bei den Missionaren am Südende des Ukerewe zurückbleiben, thun können, was er wollte, also ruhig weiter nach Kawirondo ziehen; jedenfalls würden die zurückbleibenden englischen Offiziere nicht so rücksichtslos mit ihm verfahren, wenn der Pascha auf seinen Abmarsch bestände, als er selbst es gethan hätte. Im zweiten Fall war es sicher, daß die Expeditionen der britisch-afrikanischen Gesellschaft von Osten nach Uganda vordringen und die Vereinigung mit ihm anstreben würden; dann aber wäre Emin sogleich in Uganda oder Kawirondo eingesetzt. Beide Eventualitäten konnten also sehr leicht auf einen Verlust des Haupt- und Schlusseffekts auslaufen. Die Lösung war: Stanley oder Emin, und da konnte die Wahl nicht lange zweifelhaft sein. Wenn er aber behauptet, daß er erst seine Pflicht erfüllen müsse, den Pascha nebst Gefolge in Sicherheit zu bringen, so bedarf es keines Kommentars, um darin einen Vorwand zu erkennen; dagegen hat er mit dieser Bemerkung ganz recht, wenn er die Pflicht gegen seinen Ehr-



geiz meint, obwohl er sie in diesem Sinne wohl nicht verstanden wissen will.

In seinem Bericht hält der englische Agent eine lange Verteidigungsrede, die schlagend beweist, daß er eingreifen mußte; trotzdem erklärt er den Hilfesuchenden, es sei unmöglich. Nach einer andern Quelle (Doktor Peters) hat er, als Emin in ihn drang, das Gesuch anzunehmen, die Unterstützung mit den Worten abgelehnt: „Dazu sind wir viel zu schwach; Sie kennen Uganda nicht, wenn Sie meinen, mit unserer Macht (fast 1000 Mann! während Doktor Peters mit 50 Mann hineinzog) könnten wir nach Uganda ziehen.“ Möglich, daß dem alternden Manne die Gefahr zu unbequem war, aber entscheidend war diese unsinnige Bemerkung keineswegs.

Als Emin diesen Entschluß hörte, erbot er sich mit seinen wenigen Leuten, den Christen zur Hilfe zu ziehen. Da aber soll Stanley aufgefahren sein. „Zu solchen Eigenmächtigkeiten habe der Pascha kein Recht mehr, er werde ihn unter Bewachung setzen lassen, falls er versuchen sollte, einen derartigen Plan zur Ausführung zu bringen. Er, Stanley, sei verantwortlich für die sichere Rückkehr des Pascha und seiner Leute nach der Küste, und ohne Befehl der Königin von England sei er nicht gewillt, in Uganda sich einzumischen.“<sup>1)</sup> Eines Kommentars bedarf das weiter auch nicht; wir fügen nur aus dem naiven Bericht des „jungen Jephson“ hinzu, daß auf dem ganzen Rückmarsch die Vorsicht gebraucht wurde, Emin mit seiner Familie stets zwischen zwei Kompanien marschieren und mehrere bewaffnete Träger seinen Dienern beim Tragen des Gepäcks helfen zu lassen.<sup>2)</sup>

Später sandte Mwanga noch einmal eine Deputation nach dem Südeinde des Ukerewe, um Stanley noch dringender um Beistand anzusuchen.<sup>3)</sup> Die Expedition aber hatte schon vor einem Monat Ujambiro verlassen. Hieraus geht hervor, daß Mwanga wohl zu allen Zugeständnissen bereit gewesen wäre, was der eifrige Missionsagent MacKay um so mehr wird bedauert haben, als ein Eingreifen der Engländer damals seine aufreibende, aber vergebliche Thätigkeit in Uganda gekrönt hätte.

Die Expedition zog mit ihrem Raube weiter. In Karagwe wurden wiederum einige Kisten Kriegsvorräte, die man nicht weiter schaffen konnte, in den Urigijee versenkt.<sup>4)</sup> Man muß es den englischen Geschäftsträgern lassen, daß sie das Geld des armen Agypten im wahrsten Sinne auf die Straße geworfen haben.

Ende August traf die Kolonne in Ujambiro ein, wo sie sich beim Missionar MacKay in der englischen Missionsstation Makolo neu proviantierte. Hier mußte Stanley auch die letzte Schwierigkeit überwinden, Emin zum Marsch an die Küste zu bewegen. Er that dies in seiner gewohnten, rücksichtslosen Weise, indem er den Pascha als das behandelte, was er wirklich war, als einen Gefangenen, der keine eigene

1) Peters S. 326—328. „Magazin“ Jahrgang 1890, Nr. 45, S. 698. Stanley verschweigt natürlich derartige Gewaltakte.

2) Jephson S. 432.

3) Brief MacKays an Stanley (II. S. 386—388), Ujambiro, 5. Januar 1890.

4) Cafati II. S. 264. Stanley II. S. 374.



Meinung äußern, geschweige denn Protest erheben konnte. Er erklärte ihm, daß er nach der Küste marschieren müsse, um den Vertrag mit der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft „perfekt zu machen“, auch könne er „ohne ausdrücklichen Befehl der Königin von England“ sich nicht in die Ugandawirren einmischen.<sup>1)</sup> Die letzte Bemerkung zwingt uns wohl etwas zum Lachen, da sie seine Thaten beschönigen soll, aber überzeugen kann sie uns nicht, während jene unbedingt falsch ist, wenn man in Betracht zieht, einmal, daß Stanley ja einen schriftlichen Vertrag von den Direktoren der Gesellschaft mitgebracht hatte, der, sobald Emin seinen Namen eingetragen, die Sache auch „perfekt“ gemacht hätte, sodann daß in Kavi-rondo die Agenten der Kompanie auf die Ankunft der Expedition warteten, endlich, daß Emin's Ankunft an der Küste, also im Machtgebiet seiner alten Heimat, gleich bedeutend sein konnte mit einem Verzicht auf seine Dienste. Zudem waren diese Pläne von der englischen Regierung gebilligt, und vom englischen Generalkonsul in Sansibar Mr. Makay gewissermaßen als politischer Agent für Uganda bestellt worden, der die Vorarbeiten zur Annectierung bereitwilligst übernommen hatte.

Durch diesen Vorfall hat Stanley ganz offenkundig seine eigenen Pläne erkennen lassen. Trotzdem haben wir sie ihm als leitendes Motiv bei allen seinen Thaten auf diesem Zuge untergelegt, wogegen die Aufträge nur dann Berücksichtigung fanden, wenn sie jenen nicht entgegenstanden. Im folgenden fassen wir kurz diejenigen Punkte zusammen, die für die Annehmbarkeit jener Ansicht sprechen. Wir können uns hierbei mit einer kurzen Fassung begnügen, da die Punkte im Zusammenhang erörtert sind: 1) Die Verhandlungen am See bezeugen, daß Stanley mit allen Mitteln versuchte, Emin zum Abmarsch nach Sansibar zu bewegen, und daß er erst, als dies mißlang, die englischen Pläne vorbrachte, ohne aber dann den Vertrag bindend durch Unterschrift abzuschließen. 2) Die Mission Sephjons, sowie die anderen Intrigen, die zur Revolution beitrugen, zeigen, daß in der Provinz Schwierigkeiten erregt, namentlich daß der größte Teil der Soldaten zum Bleiben veranlaßt werden sollte, und Emin's Stellung haltlos würde. 3) Stanley's Fernbleiben von der Provinz läßt die Absicht erkennen, ein einmütiges Handeln zu verhindern. 4) Die Behandlung Emin's im Lager von Kawalli und auf dem Rückmarsch beraubte ihn jeder unabhängigen Stellung. 5) Der frühe Ausbruch von Kawalli mit den vorausgegangenen Ereignissen, ferner die Marchgeschwindigkeit, beziehentlich Langsamkeit auf dem Rückzuge bis zum Ruwenzori, die Wahl des Weges über den Semliki und das Bergraben der Munition lassen kein Zweifel mehr aufkommen, daß Selim Bey mit seinen Anhängern zurückgelassen werden sollte. 6) Wahl der Reiseroute in Ost-Unjampaka. 7) Vermeidung eines Eingreifens in die Ugandawirren. 8) Bewachung Emin's auf dem Rückzuge.

Die Motivierung Stanley's dem Komitee gegenüber findet sich in seinem Brief an Mackinnon, in dem er diesem sein Werk als einen „offi-

1) Peters S. 519. „Magazin“ 1890, Nr. 45, S. 698.

ziellen Bericht" über die Expedition widmet.<sup>1)</sup> Wir lassen die betreffende Stelle hier folgen; sie spricht für sich selbst: „Ich bedaure, daß ich nicht im Stande gewesen bin, alles das zu erfüllen, was auszuführen ich vor Begier brannte, als ich im Januar 1887 von England abreiste. Allein der vollständige Zusammenbruch der Regierung von Aquatoria bürdete uns die Pflicht auf, so viele alte und kranke Leute in Hängematten zu befördern und so viele hilflose und entkräftete Menschen zu beschützen, daß wir aus einem kleinen kampfbereiten Korps erprobter Männer in eine reine Hospitalkolonie umgewandelt wurden, welcher thatkräftige Abenteuer versagt waren. Der Gouverneur selbst, halb erblindet, besaß viel Gepäck; Casati war schwächlich und mußte getragen werden; und 90 Prozent des Gefolges waren bald nach unserem Ausbruch wegen Alters, Krankheit, Schwäche oder großer Jugend kaum im Stande zu marschieren. Ohne unsere, den Zweck der Expedition bildende, unverletzliche Aufgabe, Hilfe zu leisten, zu opfern, konnten wir weder nach rechts noch links von der allerdirektesten Route nach der See abweichen.“

Stanleys Standpunkt wird erklärlich, wenn man erwägt, daß er dies Kunststück bei seinem Alter wohl als die letzte Heldenthat seines Lebens ansehen mußte und deshalb alles aufbot, um das Ende seiner Laufbahn mit einer That zu beschließen, die ihm in seinen letzten Tagen Befriedigung bringen und seinen Namen im Glanze der Unsterblichkeit heller strahlen lassen würde. Es ist danach auch sehr erklärlich, daß die in seinem Werk verzeichneten Motive sachgemäß haltlos sind, aber sich alle gut psychologisch erklären.

Die Enttäuschung Emin in Usambiro muß schrecklich gewesen sein. Er hatte am Albertsee schließlich nur eingewilligt, als ihm der Boden unter den Füßen schwand, aber auch da nur, um das Werk wieder aufzubauen, und jetzt brachen seine zukunftsreichen Pläne plötzlich zusammen vor dem Eigennutz dessen, den er in seiner Not befreit. Unter solchen Umständen waren natürlich keine freundschaftlichen Beziehungen im englischen Lager möglich, man vergegenwärtige sich nur den Austritt am 5. April in Kawalli, die Machtlosigkeit des Paschas, seine Bewachung und dergl. und wird begreifen, wie gerechtfertigt sein Groll war. Die Engländer entschuldigen sich unglaublicherweise damit, daß sie von dem Vorhandensein von Kränkungen gar keine Ahnung gehabt, folglich auch keine Abhilfe hätten schaffen können<sup>2)</sup>, gehen dann aber aggressiv vor und beginnen eine wahre Unlast von Verwünschungen und Anschuldigungen gegen den beraubten Gouverneur zu schleudern, die dieser zu beantworten unter seiner Würde hielt. Die polemische Darstellung Stanleys und Stephons gewinnt so einen etwas verworrenen Charakter, da sich Anerkennungen und Schmähungen im bunten Durcheinander abwechseln.

Nach dem Verlassen Usambiros sah Stanley wohl keine Hindernisse mehr, die seine Pläne durchkreuzen könnten. Der Weg war durch die Machtstellung der Deutschen schon sicher geworden, und wo noch Feind-

<sup>1)</sup> Stanley I. S. 1.

<sup>2)</sup> Stephon S. 434.



seligkeiten gegen die Expedition auszuberechnen drohten, wurde der Friede erkauft. Einem Umstand schien er jedoch wenig Beachtung geschenkt zu haben, an den er noch, ehe er den äußersten Grenzposten der deutschen Kolonie erreichte, recht eindringlich gemahnt werden sollte, nämlich an Emin's Sympathien für seine alte Heimat. Stanley hatte neben seinen eigenen Plänen doch stets die Befriedigung seiner Auftraggeber im Auge gehabt und fand es deshalb sehr gereimt, sobald Emin ihm genug gedient hätte, ihn der englischen Gesellschaft zur weiteren Nutzleistung zu übergeben. Der Pascha war ja anerkannt als befähigter Verwaltungsbeamter und Organisator, auch als solcher gerühmt, so daß er der Kompanie wichtige Dienste leisten konnte; außerdem blieb er gewiß der geeignetste Mann, die oberen Nilgegenden von Mombas aus zu erobern, also das auszuführen, wozu die Expedition die Grundlage nicht hatte legen wollen oder können. Emin mußte für England gewonnen werden; denn das wäre der einzige reelle Vorteil, den die Entsender aus der Expedition ziehen konnten.

Stanley glaubte vielleicht, daß der Pascha mit dem Eingehen auf das englische Anerbieten der Gesellschaft verpflichtet wäre, vergaß aber dabei, daß, wenn der eine Kontrahent seine Bedingungen nicht erfüllt, der andere nicht mehr gebunden ist. Oder wie so oft, beurteilte er ihn auch hierin nach seinem eigenen Standpunkt, da er sich stets dafür entschied, wo der größte Vorteil zu gewinnen war. Jedenfalls unterließ er es, den Pascha bindend für England zu engagieren, wobei vielleicht der bevorstehende Triumph mit seinem verführerischen, zauberischen Glanze ihn etwas blind machte.

Auf dem Marsch durch Ugogo erhielt Emin einen Brief von Wisemann, der ihm an der Küste „die verdiente Gastfreundschaft“ anbot und die Bereitwilligkeit seiner Landsleute hervorhob, dasselbe „zu thun, was die Engländer gethan“ hatten. Die Offiziere witterten die Gefahr: „er (Wisemann) beabsichtige, des Paschas für die deutsche Gesellschaft habhaft zu werden“<sup>1)</sup>, konnten aber mit dieser Erkenntnis nicht mehr weiter kommen. Man befand sich von Mpwapwa aus unter deutschem Schutz, die Spitze der Expedition wurde von Soldaten der deutschen Schutztruppe gebildet, und die deutsche Flagge wehte dem Zuge voran.

1) Jephson 434—435. Die Offiziere waren auch recht unzufrieden auf dem Rückmarsch, da sie wohl erkannten, daß für England selbst trotz der großen Anstrengungen nichts erreicht war; zwar hatte sie ihr Führer davor bewahrt, nach Erledigung eines einfachen Expeditionsgeschäftes heimzukehren und ihnen durch geschicktes Operieren einen großartigen Empfang in Europa in Aussicht gestellt, aber, sah man von dieser äußeren Seite ab, so war nichts da, was ihnen nur mittelmäßigen Ersatz bieten konnte. Vater Schynse, der von Itungu bis zur Küste die Expedition begleitete, schreibt darüber („Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika“): „In Wirklichkeit sind die Helden der Expedition recht unzufrieden mit den Resultaten und gestehen heute hier dies auch ein. „Eine Masse Leute sind gestorben, bedeutende Mittel aufgewendet worden, 2½ Jahre haben wir im Glend gelebt und was erreicht? Wir bringen eine Anzahl unnützer, verfaulter ägyptischer Schreiber, Juden, Griechen und Türken aus dem Innern, die uns nicht einmal dafür danken; Casati selbst war der Mühe nicht wert, er ist ja Madjenji geworden, und der Pascha ist zwar ein Ehrenmann, aber doch nur ein Mann der Wissenschaft.“

Die Vorgänge an der Küste sind mit ihren Enthüllungen bekannt, so daß wir sie hier übergehen können. Emin trat in deutsche Dienste, und so verlor die Expedition den letzten Erfolg, was Stanley nur „natürlich“<sup>1)</sup>, Zephsjon wenigstens nicht „unnatürlich“<sup>2)</sup> findet. Die Engländer kehrten nach Europa zurück, um auf den blutigen Lorbeeren, die sie sich im Dienste der Barbarei errungen, auszuruhen, gefeiert und gepriesen von einer Welt, die von dem hellen Schein geblendet, nur die „Rettung“ Emin Paschas sah.

---

1) Stanley II. S. 415.

2) Zephsjon S. 435.



## V. Leopolds II. Pläne und Erfolg.

Zu den englischen Aufträgen, die die Stanley'sche Emin-Expedition erhielt, kam noch einer vom König der Belgier als Protettor des Kongo-staates. Die ersten Andeutungen zu diesem Plan finden sich schon im Anfang 1884, als Gordon zu seinem letzten Zuge nach Chartum aufbrach. Kurz zuvor nämlich war er von Leopold II. in Brüssel engagiert, mit Stanley zusammen die Leitung des in der Bildung begriffenen Kongo-staates zu übernehmen und war soeben im Begriff, zum Kongo abzureisen, als er durch ein Telegramm Gladstones nach London berufen wurde. Die englische Regierung hatte damals den Khediwe zum Verzicht des Sudan gezwungen und sich zugleich anheischig gemacht, einen passenden Offizier zur Verfügung zu stellen, um die Evakuation auszuführen. Zu diesem Zwecke wurde General Gordon beauftragt, die Garnisonen und Beamten heimzuholen und eine nationale Regierung im Sudan einzurichten. Die Instruktionen, die er in London erhielt, wurden in Agypten noch durch Sir Evelyn Baring und die ägyptische Regierung derartig vervollständigt, daß er selbst sein Programm, schon ehe er Kairo erreichte, und später im weiteren Verlauf seiner Reise, namentlich auf dem romantischen Wüstenritt von Korosko nach Abu Hamed, wesentlich erweiterte. Auf seiner Reise schien er noch überzeugt, seine Aufgabe glücklich auszuführen, aber je mehr er sich Chartum näherte, desto mehr erkannte er die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Vor seiner Ankunft in der Hauptstadt des Sudan war er wohl noch nicht ganz einig mit sich, wie er seine Aufgabe am besten anfassen könnte, vielmehr riß ihn seine schwärmerische Neigung, die gar zu oft einen fast abenteuerlichen Gang verriet, zu den weitgehendsten Illusionen fort.<sup>1)</sup>

Hierzu gehört es auch, daß er aus Korosko an den König der Belgier schrieb und ihn aufforderte, „den Bahr el Ghazal und Äquatorialprovinzen zu besetzen und ihn zum Generalgouverneur des ganzen Landes zu ernennen“. Er scheint also die Absicht gehabt zu haben, wie der englische Vertreter aus Kairo meldete, geradewegs in dieser Richtung von Chartum weiterzugehen.“<sup>2)</sup> Dieser Antrag Gordons ist darauf zurückzuführen, daß Leopold II. ihm gegenüber während seines Aufenthaltes in Brüssel den Wunsch ausdrückte, beide Provinzen mit den dort befindlichen Truppen zu übernehmen, wenn er sie bekommen könnte.<sup>3)</sup> Demnach muß

1) Buchta, „Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft“. S. 135.

2) Depesche Barings an Granville, Kairo, 9. Februar 1884.

3) Brief Gordons an Baring, Korosko, 1. Februar 1884.

doch der König schon länger damit umgegangen sein, den Kongostaat nach Nordosten zu erweitern und die ägyptische Herrschaft im südlichen Sudan zu übernehmen; möglich ist es, daß Emin selbst ihn in diesen Absichten durch seine Briefe bestärkt hat. So z. B. schreibt dieser in einem Briefe an Professor Schweinfurth unter dem 3. und 18. März 1883<sup>1)</sup>, in dem er sich darüber beklagt, daß das gegenwärtige Verwaltungssystem ganz unzulänglich sei, da die Provinz von Chartum aus vollständig isoliert und vernachlässigt werde, und indem er Vorschläge zu einer neuen Verwaltung, sowie zu einer Kolonisation Centralafrikas macht: „Werkwürdigerweise hat man in Europa unsere Länder ganz aus den Augen gelassen und zieht vor, das Geld auf der nun doch etwas abgetretenen Straße von Sansibar ins Innere hinauszurufen und Sultan Mirambo und ähnliche Helden durch Tribute zu fördern. Hätte man nur ein Tausendstel der zu jenen Expeditionen, die doch Stationen gründen wollen, verwandten Gelder zur Ausrüstung einer kleinen Expedition verwandt, freilich mir am liebsten aus Deutschen zusammengesetzt, und selbe hierher gesandt, so hätte ich dieselbe in das noch unokkupierte Land südlich von Matraka — ein Paradies — vorgeschoben, die Leute wären nur einige Tage von uns entfernt, in dauerndem Kontakt mit der Welt, in gesundem Hochlande, ein Schutz und Segen für die umwohnenden Neger geworden und die Vorschübung kleiner Stationen bis zum Kongo in der bisher völlig unbekanntem Strecke vom Westufer des Albert-Njansa nach Njangwe oder aber ein Vorstoß zum Beatrice-Golf und schließlich zum Tanganjika wäre in ganz kurzer Zeit geschehen. Hat denn der König von Belgien für eine solche kleine Station gar keine Mittel? . . . Nur möchte ich auf eins hindeuten: es handelt sich hier zunächst nicht um eine Explorationspartie, sondern um Anlegung einer Station, eines fixen Punktes, der für spätere Explorationen zur Stütze dienen soll. Die Station soll sich durch Jagd, Kultur, Gärtnerei usw. selbst erhalten (Elfenbein!).“ Dies klingt allerdings sehr annehmbar, zumal für den Kongostaat, dem auch ohne territoriale Erweiterung hieraus der größte Nutzen erwachsen könnte.

Von diesem Standpunkt aus wäre eine belgische Expedition zum Albertsee gewiß gerechtfertigt gewesen. Daß sie unterblieb, erklärt sich wohl namentlich aus den näherliegenden, notwendigen Aufgaben des Staates. Aber hinwiederum ist es auch einleuchtend, daß, als eine derartige Expedition zu Emin entsandt wurde, Leopold II. alles aufwandte, um sie seinen Plänen zugänglich zu machen, wenn auch nur in der Art, daß er durch sie Emin das Anerbieten machen ließ, seine Provinz mit dem Kongostaat zu vereinen und selbst unter günstigen Bedingungen in seine Dienste zu treten. Natürlich war es aber bei dem zweifelhaften Erfolg viel vorteilhafter für ihn, daß die Expedition den Weg vom Kongo aus nahm, um die Verbindung zum Nil anzubahnen, also aus demselben Grunde, weshalb die englische Gesellschaft die östliche Route vorzog, damit, wenn auch weiter nichts für ihn erreicht wurde, dadurch weite, noch unerforschte Regionen seines Reiches bekannt und der Zivilisation zugänglich würden.

<sup>1)</sup> Schweinfurth und Ratzel S. 426—427.



Man wird hiernach die Intervention des Königs verstehen, die im Komitee endlich zur Wahl der Kongoroute führte. Seine Zugeständnisse sind hierbei nicht recht klar, wenigstens weiß man nicht, ob allein das, was in die Öffentlichkeit gedrungen ist, den Umschwung thatsächlich bestimmt hat. So viel aber ist sicher, daß der Kongostaat sein Schiffsmaterial der Expedition unentgeltlich zur Verfügung stellte, soweit die eigene Verwaltung es gestattete, die Anwerbung von Bangala als Soldaten und Träger übernehmen und in jeder Beziehung das Unternehmen fördern wollte.<sup>1)</sup> Alle anderen tief sinnigen Beteuerungen des belgischen Ministeriums, daß man die Pflicht dem Staate gegenüber verletzen würde, wenn man ihm Stanleys Dienste beraubte usw.<sup>2)</sup>, sind eitel Phrasen. Dagegen mußte den Expeditionsführer direkt oder indirekt eine kontraktmäßige Verpflichtung oder schon eine solche, die auf eben dorthin zielende Interessen beruht, an den Kongostaat fesseln<sup>3)</sup> und ihn allein deshalb zum Eingehen auf des Königs Pläne bewegen; desgleichen seine eigenen Pläne und, was nicht ausgeschlossen ist, ein materieller Vorteil. Aber wenn Stanley auch diesen Auftrag übernahm oder übernehmen mußte, so verhielt er sich doch sehr reserviert dabei und später Emin gegenüber sogar ablehnend, und zwar aus dem für ihn sehr einfachen Grunde, weil der König ihn, den eigentlichen Gründer des Kongostaates, nicht seinem Ehrgeiz entsprechend behandelt, namentlich nicht mit Ehren und Schätzen überhäuft hatte, so daß er noch kurz vor der Expedition, obwohl noch in dessen Diensten stehend, in Amerika ein „Vorlesungs-Tournee“ zum Erwerb der ihm so nötigen Güter unternehmen mußte.<sup>4)</sup>

Ungewiß aber bleibt es, ob sich der König mit Geldbeiträgen dem Entschaffungsanschlüssen hat, wahrscheinlich dagegen, daß er die durch die Umänderung der Route veranlaßten Kosten entrichtet hat, da wir bei der Abrechnung der Ausgaben hierfür keine Posten aufgestellt finden und ihm in einem Briefe Madinons dies ziemlich deutlich zu verstehen gegeben war.<sup>5)</sup>

Am 8. Januar erhielt Stanley vom König Briefe: „Er erhebt Ansprüche auf meine Dienste“, und am 14. Januar fuhr er zu ihm nach Brüssel, um seine Aufträge in Empfang zu nehmen: „Er war sehr liebenswürdig.“<sup>6)</sup>

Ein Zugeständnis des Königs mag es auch gewesen sein, daß, um Tippu Tib für die Expedition zu engagieren, ihm als Gegendienst eine verlockende Stelle in der Verwaltung des Kongostaates zugestanden wurde. Tippu Tib war thatsächlich der gefährlichste Gegner der Europäer am Kongo; erst im August 1886 hatten seine Araber die Station „Stanleyfälle“ überfallen und nach dreitägigem, erbittertem Kampfe den Kommandanten zur Aufgabe dieser Position gezwungen. Die Besatzung zog sich

1) Brief Borchgraves an Stanley, 7. Januar 1887 (I. S. 43).

2) Stanley I. S. 43 ff.

3) Stanley stand auch noch im Dienste des Kongostaates.

4) Stanley I. S. 33. Dieses Engagement sollte ihm sogar in einem Jahre die Summe von 10 000 Pfd. St. einbringen. Keltie S. VIII.

5) Stanley I. S. 44. Brief Madinons.

6) Stanley I. S. 45. 46.



nach Bangala zurück, nachdem die Stationsgebäude verbrannt, und die Kanonen und Pulvervorräte in die Luft gesprengt waren.<sup>1)</sup> Auf diese That hin einen Vertrag mit solchen ausgesprochenen Feinden zu schließen, muß als ein Zeichen größter Schwäche und Schmach angesehen werden, die weder Leopold II. noch der Administrator am Kongo begangen hätte, und daß es trotzdem geschehen ist, kann sich allein aus der Stellungnahme der englischen Gesellschaft erklären, die das Eingehen auf des Königs Pläne jedenfalls hiervon abhängig gemacht hat. Doch ist hierbei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Tippu Tibs Anstellung nur solange Dauer haben sollte, als man ihn für die Dienste der Expedition brauchte, daß er also nur nominell dem Kongostaat, effektiv dem englischen Komitee unterstellt war, und daß demgemäß auch der Entlohnungsfonds oder die Gesellschaft sein Gehalt (30 Pfd. St. monatlich) bezahlte. Der Schein giebt dieser Annahme Recht, da der englische Generalkonsul, als Kontrolleur der Expedition in Sansibar, den Vertrag ausfertigte und von Stanley und Tippu Tib unterzeichnen ließ, da er außerdem das Gehalt an diesen oder dessen Agenten auszuzahlen hatte.<sup>2)</sup>

Die Bestimmungen des Vertrages sind so widersinnig, daß man sie vom Standpunkt des Kongostaates aus unmöglich gutheißen konnte; sie umfassen folgende Punkte: der „ungekrönte König“ der oberen Kongogegend, zugleich leitender und mächtigster Geist aller Araber westlich des Tanganyika und einflußreichster in ganz Ostafrika, ward vom Kongostaat, dessen Ansehen und Bemühungen er bisher entgegengearbeitet hatte, nicht nur anerkannt in der Stellung, die er sich selbst errungen, sondern ihm sogar vertragsmäßig unter Zusicherung eines Gehaltes derselbe große Wirkungskreis übertragen. Die Pflicht des neuen Gouverneurs sollte darin bestehen, zum Schein die Flagge des Kongostaates zu führen, die Station „Stanleyfälle“ im Namen des Staates gegen Eingeborene und Araber zu verteidigen, alle Raub- und Sklavenzüge anzugreifen und jeden Sklavenhandel zu verbieten; ein europäischer Offizier sollte zur Unterstützung und Beobachtung zurückbleiben.<sup>3)</sup> Mit diesem Abkommen wollte man also den Arabern ihren zerstörenden Einfluß nehmen und den Sklavenhandel vernichten und zwar mit einem höchst eigenartigen Palliativmittel, indem man die Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, austreiben ließ.

Trotz aller Nebengedanken zeigt uns dieser Vertrag doch deutlich, daß der Kongostaat sich zu schwach fühlte, die vordringenden Horden der Araber in ihre Schranken zurückzuweisen; denn auch die Aussicht, durch einen Pakt mit ihnen den Elfenbeinhandel den Kongo hinabzuleiten, ist

<sup>1)</sup> Stanley I. S. 64 ff. 69 ff.

<sup>2)</sup> Stanley I. S. 64. 71. Kestie S. IX ff. Einen weiteren Anhalt hierzu giebt eine Äußerung Sir F. de Winton's, der nach der „Pall Mall Gazette“ einen Inter-  
viemer gegenüber geäußert haben soll: „Emin scheint Tippu Tib erkaufte zu haben, der doch tatsächlich Stanley's Beamter sei.“ Zwar hat de Winton später in einem Brief an die „Times“ erklärt, daß jener Berichterstatter mehr seine eigenen Anschauungen wiedergegeben habe, aber die Verteidigung kann um so weniger auf Glauben rechnen, als darin behauptet wird, daß das englische Komitee gegen Emin's Eintritt in deutsche Dienste nichts einzuwenden habe.

<sup>3)</sup> Stanley I. S. 65. 71.



in anbetracht ihrer vernichtenden Wirksamkeit unzulänglich, diese Handlungsweise zu beschönigen. Allerdings ist die Gewinnung Tippu Tibs, nachdem einmal der unerquickliche Zustand geschaffen war, von den Beamten des Staates ausgenutzt, aber nur mit vorübergehendem Erfolg, der namentlich durch die Blockade und den Aufstand an der Ostküste Afrikas hervorgerufen wurde, insofern die Araber am Kongo Waffen und Munition durch Eintausch mit Elfenbein von der Westküste zu erhalten suchten, da in Sansibar die Einfuhr abgeschnitten war, um damit zugleich möglicherweise ihre Brüder, Buschiri und Konjorten, zu unterstützen.<sup>1)</sup>

Die Hilfe, welche der Kongostaat der Expedition leistete, war eine sehr geringe. Als man nach Boma kam, wo einigen Mitgliedern vom Exekutivkomitee der neue Gouverneur der Stanleyfälle vorgestellt wurde, erfährt man, daß das „versprochene Bootsmaterial überhaupt nur in der Einbildung der Herren vom Bureau in Brüssel“ existiere, und daß die Dampfer „gestrandet, ruiniert, ohne Maschinen und Kessel oder zerstreut und unerreichbar“ seien. Stanley wettet über das Komitee, daß sich seinen besseren Projekten zuerst verschlossen, weil nach der Änderung der Route keine Zeit zur Anschaffung der 15 von ihm vorgeschlagenen Walfischfängerboote mehr gewesen sei; dazwischen mahnt ihn der Hüter des Gmins zur Eile und die bevorstehende Hungersnot am Stanleypool zum Bleiben. Doch sein Entschluß ist bald gefaßt; ohne Zeitverlust eilt er vorwärts, um die Beute an Ruhm und Geld noch voll einheimen zu können.<sup>2)</sup>

Bis Matadi leistet der Staat nur durch den Dampfer „Heron“ etwas Unterstützung, vom Stanleypool nach Zambuja durch den Dampfer „Stanley“ und zwei Leichter. In dem „nahrungsarmen Distrikt“ am Pool konnten die Beamten des Staates ihre Pflicht gegenüber der Expedition gar nicht erfüllen, da sie nicht einmal selbst genügend Lebensmittel besaßen und der Not durch Jagd auf Flußpferde abhelfen mußten; ausgenommen, daß es dem Kommandanten dieses Gebietes gelang, den Missionsdampfer „Henry Reed“ für 100 Pfd. St. monatlich zu mieten.<sup>3)</sup> Mehr Unterstützung konnte der Nachhut nach dem Aufbruch Stanleys geleistet werden, worüber sich Barttelot in einem Brief vom 4. Juni 1888 an Macdonon sehr lobend auspricht.<sup>4)</sup>

Stanley war, wie bemerkt, den Plänen des Königs gegenüber nicht sehr zugänglich und wurde hierin noch durch das selbstthätige Entschloßkomitee bestärkt: seine Dienste sollten nach Macdonons Erklärung während des ganzen Verlaufs der Expedition nur dieser gewidmet sein, und es wäre ihm nicht gestattet, von seinem Wege abzuweichen, um für den

<sup>1)</sup> Vergl. „Deutsche Kolonialzeitung“, Neue Folge, II. Jahrgang, Nr. 32: „Der Kongostaat und die Araber.“ Auch Jameson erzählt in seinen Tagebüchern („Forschungen und Erlebnisse im dunkelsten Afrika“ herausg. von Frau J. E. Jameson), daß Tippu Tib sich über das Vordringen der Deutschen in Ostafrika abfällig geäußert und die Hoffnung ausgesprochen habe, daß Boulangers Agitation einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland hervorrufen werde.

<sup>2)</sup> Stanley I. S. 76—77.

<sup>3)</sup> Stanley I. S. 91.

<sup>4)</sup> Kettie S. 11—18. Stanley I. S. 494—500.



Kongostaat zu arbeiten.<sup>1)</sup> Diese Stimmung drückt sich auch im entscheidenden Moment aus, als er bei seinem zweiten Aufenthalt am Albertsee Emin des Königs Vorschlag machte. Schon daraus, daß er mehrere Tage zuvor dem Pascha die Überzeugung einer notwendigen Räumung der Äquatorialprovinzen heizubringen suchte und daraus dessen Pflichten gegen den Khedive ableitete, geht klar hervor, daß Stanley, als er den direkt entgegengesetzten Vorschlag vorbrachte, die Annehmbarkeit abschwächen oder überhaupt illusorisch machen wollte.<sup>2)</sup> Er handelte hierbei im Interesse der Engländer, aber auch im eigenen als Beamter des Kongostaates, da ihm, falls er später wieder am Kongo im Auftrage des Königs Dienste thäte, durch die Engagierung Emin's ein zu großer Rivale erwachsen könnte, der seinen Ruhm in Gefahr brächte, überstrahlt zu werden.

Der Vorschlag selbst ist nicht in allen Punkten klar, da Emin in seinen Äußerungen sich auf die kürzeste Formulierung beschränkt hat, und Cajati nur aus zweiter Hand berichtet, während Stanley in seinem Bericht noch wesentliche Momente hinzufügt. Jedenfalls sollte Emin durch sein Bleiben der ägyptischen Regierung entzogen und die Flagge des unabhängigen Kongostaates entrollen. Aus den Bedingungen geht so viel sicher hervor, daß Emin Gouverneur der Provinzen bleibt, den Charakter eines Generals erhält und für Verwaltungskosten monatlich 1000 Pfd. St. verausgaben darf. Nach Emin ist außerdem anzunehmen, daß er selbst sein Gehalt so hoch bestimmen könne, wie er wolle, die Forderung sei ohne weiteres zugestanden (Stanley beschränkt dies auf 1500 Pfd. St.), und daß er alle Unkosten aus den Einkünften der Provinz bestreiten müsse (Elfenbein!). Der Bericht des englischen Expeditionsführers ist zweifellos sehr parteiisch gefärbt, dadurch daß die Annahme des Vorschlages an soviel Vorbedingungen hinsichtlich des Auftraggebers geknüpft ist, daß er aufhört, ein absoluter Vorschlag zu sein: der König würde sich zu obigen Bedingungen nur dann verstehen, wenn einmal die Unkosten bei der Verwaltung nicht 10000—12000 Pfd. St. überstiegen, ferner wenn die Provinz „verhältnismäßige Einkünfte“ liefere, und eine Verbindung zwischen dem Nil und Kongo aufrecht erhalten werden könne. Letztere Klausel ist so unwahrscheinlich, daß sie der König wohl kaum als Bedingung gestellt hat, wenigstens nicht im Stanley'schen Sinne, sie widerspricht auch der Aussage Emin's, daß er die Gelder zur Erhaltung der Provinz selbst zu beschaffen habe. Denn daß die erwähnten „Subsidien“ (?; nach anderer Stelle sind es keine) von 10000—12000 Pfd. St. und die gesamten Einkünfte zusammengenommen dazu ausreichen sollten, neben der Verwaltung die Verbindung mit Zambuja (ziemlich 1100 km) aufrecht zu erhalten, mithin etwa 20 Stationen, 1200 Soldaten, 50 bis

<sup>1)</sup> Brief Macdonalds an den Sultan von Sanjibar, 28. Januar 1887. Stanley I. S. 61.

<sup>2)</sup> Ob Stanley diesen Vorschlag zuweit oder zuletzt gemacht hat, ist ungewiß; in seinem Bericht stellt er ihn nach dem ägyptischen, aber mit dem englischen an einem Tage (I. S. 381 ff. 385 ff.); nach Cajati, der insofern authentisch ist, als Emin ihn stets nach einer Unterredung aufsuchte und die Verhandlungen mitteilte, ganz am Schluß (II. S. 149); nach Peters (also Emin's Aussagen in Mpawa) einige Tage nach dem ägyptischen und vor dem englischen (S. 518. Magazin 1890, Nr. 45, S. 698).



60 Offiziere nebst einem Gouverneur (nach Stanley) zu bejolden und zu unterhalten und alle Transport- und Verteidigungsmittel zu beschaffen, solche Zumutung ist wohl der Verwaltung des Kongostaates nicht zuzutrauen.

Aber Stanley erreicht hiermit sein Ziel vollkommen, wenn nicht schon lange Emin's Entschluß festgestanden hätte; in seinem Werk läßt er den Pascha auch sofort eine bestimmte Antwort geben, die selbst hierin von seiner Treue und ernstern Pflichtauffassung treffendes Zeugnis giebt: „So lange ich hier bin, gehören die Provinzen Agypten und sie bleiben sein Eigentum, bis ich fortgehe. Wenn ich weggehe, werden sie „Niemand's Land“. Ich kann meine Flagge nicht in solcher Weise streichen und die rote mit der blauen vertauschen. Ich habe der erstern mehr als zwanzig Jahre lang gedient, die letztere sah ich nie.“ Wahrlich eine echt deutsche Gesinnung, die im Munde eines Stanley dessen Anschuldigungen auf ihn selbst zurückfallen läßt. Dies mag auch der Grundgedanke von Emin's Handlungsweise gewesen sein, als er, durch die Umstände gezwungen, sich zur Annahme des englischen Anerbietens entschied.

Von Dr. Peters erfahren wir noch aus dem Munde Emin's, daß Stanley ohne Umschweife ihm den Rat gegeben habe, nicht darauf einzugehen, da der Kongostaat in große Schwierigkeiten verwickelt sei und verdienstvollen Männern mit Undank lohne; als Illustration zu letzterem Gedanken hätte er seine Behandlung durch Leopold II. hingestellt. Der Undankbare, dessen Thaten erst durch den König gekrönt sind, und der von seinen vielen Ehrenbezeugungen und Anerkennungen sich nichts bewahrt hat, als ein Natterngift, mit dem er die Pläne seines hochherzigen Gönners zu Schanden machte. Mit welchem schuldbehafteten Gewissen muß er wohl nach dieser Expedition in Brüssel eingezogen sein, als ganz Belgien mit seinem König an der Spitze sich anjohnte, ihn wie einen Fürsten zu empfangen!

## VI. Verhalten der englischen Gesellschaft und Regierung während der Expedition.

Während dieser Ereignisse hatte die britisch-ostafrikanische Gesellschaft an der Ostküste ihre Operationen begonnen, um bei der Überführung Emin nach Kawirondo schon eine Verbindung mit Mombas und zugleich Unterstützungen in der Nähe zu haben, die dem neuen Gouverneur zur Verfügung gestellt werden könnten. Bis zur Inkorporation der Kompanie hatten sich Mackinon und Genossen damit begnügt, das Küstengebiet einigermaßen zu pacifizieren; als dann im September 1888 die königliche Charte verliehen wurde, rüsteten sie sofort Expeditionen ins Innere aus. Ihre Thätigkeit erstreckte sich auf zwei Gebiete, einmal galt es, das Binnenland zu erforschen und mit der Stanley'schen Expedition Fühlung zu bekommen, sodann das kleine deutsche Wituland zu umklammern, um jeder Gefahr der Ausdehnung nach dem Ukerewe vorzubeugen. Zu ersterem Zweck wurde schon im November 1888 die erste Expedition<sup>1)</sup> von Mombas abgeandt unter der Führung eines Beamten der Gesellschaft, Jackson, zu der noch Martin, Gedde und Dr. Mackinon gehörten. Über Teita und Ula gelangten sie im April 1889 nach Machakos, an der Grenze von Kikuyu, wo sie die erste Station als Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen gründeten. Im August brach man weiter auf und zog (wohl über den Naiwaschasee) nach Kawirondo, wo man mit reichen Vorräten an Gewehren und Munition Emin erwarten wollte. Gleich nach der Gründung von Machakos wurde eine reich ausgerüstete Karawane unter Batemann, gleichfalls einem Beamten der Kompanie, abgeandt, um die neue Station zu verproviantieren und die Umgegend zu sichern. Im Frühjahr nächsten Jahres führte Bigott eine Expedition nach dem Tana, den er bei Golbanti traf, zog diesen Fluß auf dem rechten Ufer aufwärts, überall die Flagge der Gesellschaft hissend, überschritt dann (wohl bei Oda Boru Kuwa) den Tana und versuchte das Land bis zum Tuba zu gewinnen. Hiermit verlegte er das Londoner Abkommen, das die Begrenzung der englischen Interessensphäre im Norden durch den Tana bis zum 38. ° ö. L. bestimmt und erst westlich von hier freie Hand läßt. Nach einigen Vorstößen nach Westen und Norden, die in den menschenleeren Steppen erfolglos blieben, und nachdem

<sup>1)</sup> Die folgenden Unternehmungen sind entnommen aus einer Rede des General Lewis Ende November 1889 „Britische und andere Interessensphären“ im „Scottish Geographical Magazine“ 1890, Heft 1.



Piggott bei den Galla zwei Stationen angelegt hatte, kehrte er, durch Nahrungsmangel gezwungen, nach Mombas zurück.<sup>1)</sup> Man vermutet, daß er den Auftrag gehabt hatte, nach dem Varingossee vorzudringen<sup>2)</sup>, wenn nicht sich mit der Jacksonschen Kolonne zu vereinigen.

Neben diesen größeren Expeditionen ging noch eine ganze Reihe von Mombas ab, so unter Swaine, Laft und später Smith, Daway und Buckley, von denen nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Jedenfalls ist sicher, daß die Direktion in London einen anzuerkennenden Eifer zeigte, ihre großartigen Pläne durchzuführen.

Bei der zweiten Aufgabe, der Umklammerung Witus, ging die Gesellschaft mit der Regierung Hand in Hand, insofern sie selbst Anrechte in Afrika erwarb, Salisbury sie in Berlin vertrat. Wir gehen nicht auf die vielen Intriguen der Engländer ein, sie sind in der Presse zur Genüge gerügt. Die deutsche Reichsregierung mit ihrer unzulänglichen und zerfahrenen Politik bei jeder Differenz mit England nach 1885 schenkte den Verwickelungen am Tana so wenig Beachtung, daß alles, was sie that, direkt dem englischen Nachbar zugute kam. Als die Fragen kritisch wurden, verstieg man sich in Berlin zu Schiedsgerichten, und als Anfang 1890 ein erfreulicher Aufschwung bemerkbar wurde, berente man sogleich wieder die Initiative und lenkte ein. Daß bei solchem Widerstand die britisch-ostafrikanische Gesellschaft leichtes Spiel hatte, bedarf kaum der Erwähnung; man besetzte von Mombas aus die Tanamündung und die vorliegenden Inseln, von deren Besitz die Verwertung des Festlandes abhängt, isolierte ganz Witu und setzte es dann Schach-Matt. Dazu gelang es, vom Sultan von Sansibar eine Konzession zu erlangen<sup>3)</sup>, nach der die ihm nördlich von Witu gehörenden Distrikte von Kismaju bis Warscheit der Kompanie übertragen wurden, mit ähnlichen Bedingungen, wie die Küste bei Mombas, so daß man zum Erwerb der Somal- und Galla-Territorien und zur Ausdehnung nach dem oberen Nil jetzt freie Hand hatte und hiermit den Grundstein legte zu einer „der größten Errungenschaften des britischen Unternehmungsgeistes“, wie die Direktion im triumphierenden Tone der Welt verkündete. Hiernach schien allerdings die Einschließung oder Gewinnung Witus eine Frage der Zeit, um so mehr, da die deutsche Regierung diesen Schutzstaat nur als Kompensation betrachtete und schon nach einer Gelegenheit spähte, ihn mit Anstand loszuwerden.

Von allen diesen Unternehmungen stand mit der Stanley'schen Expedition in direktem Zusammenhang nur die Karawane Jacksons, die sich in Kavi-rondo häuslich eingerichtet und sehnsüchtig auf die Ankunft Emin's und Stanley's wartete. Mit der Engagierung ihres Führers hatte die Gesellschaft einen ähnlichen Mißgriff wie im Westen gethan, der zum gänzlichen Fehlschlagen jener großartigen Unternehmungen im Seengebiet nicht unwesentlich beigetragen hat; nur mit der Abweichung, daß Jackson weder Ehrgeiz noch eine mittelmäßige Bethätigung seines Mutes gezeigt hat. Man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß er seinen nächsten Auf-

<sup>1)</sup> Peters S. 124—125. 155.

<sup>2)</sup> Peters S. 261.

<sup>3)</sup> Unter dem 31. August 1889. Vergl. „Deutsche Kolonialzeitung“, Neue Folge, II. Jahrgang, S. 277.



gaben ebensowenig wie seiner Stellung als englischer Agent gewachsen war. Zwar hat ihm die Erkenntnis nicht gefehlt, aber sein langames, pedantisches Auftreten und das Zurückschrecken vor jedem Wagnis hat seine ganze Thätigkeit am Ukerewe fast ähnlich erfolglos gelassen, wie Stanleys Wirksamkeit zu Gunsten der Gesellschaft.

Zur gleichen Zeit wurden die englischen Missionäre am Ukerewe in diese Pläne eingeweiht; Mr. Mackay erhielt sogar direkt vom englischen Generalkonsul die Aufforderung, „die Interessen der Kompanie zu fördern“, nachdem er schon vorher von den Agenten der Gesellschaft (Mr. Smith, Mackenzie & Cie.) sowie von Mackinnon selbst dazu bewogen war.<sup>1)</sup> Seine Thätigkeit werden wir später verfolgen.

Im Einklang mit diesem rührigen Vorgehen der Gesellschaft stand die Wirksamkeit der Regierung, die jener den Rücken freihielt und wiederholentlich selbst miteingriff. Ihre Aufgaben, die sie sich hierbei gesteckt, umfaßten einmal, die Unternehmen der Kompanie möglichst zu fördern und nach dem Gelingen durch den Schutz zu sichern, zweitens alle Rivalen von den erwünschten Gebieten abzuhalten. Von letzteren kam nur das Deutsche Reich ernstlich in Betracht. Auf Grund der Gefügigkeit der Berliner Regierung, die an der Überlegenheit Englands und den gemeinsamen Zielen eine scheinbare Begründung fand, war schon Gladstone bestrebt, Mißverständnissen „durch offene Auseinandersetzungen zu begegnen“. So hatte er Mitte 1885 den Plan Mackinnons, eine britische Niederlassung an den Quellen des Nils zu gründen, in Berlin mitteilen lassen<sup>2)</sup>, vielleicht nur deshalb, weil er nicht darauf eingehen wollte, welches Vorhaben der deutsche Reichskanzler mit gleichem Entgegenkommen als eine Vermehrung des gemeinsamen Interesses begrüßte.<sup>3)</sup> Im weiteren Verlauf war die Annäherung durch verschiedene Umstände noch vollständiger geworden, so daß sie in der zweiten Hälfte von 1886 sich schon kräftig genug bewies, einen europäischer Konferenz zu verhindern. Den Höhepunkt der engen Übereinstimmung zeigen die Maßregeln, die beide Regierungen zum Verbot der Waffeneinfuhr und Sklavenausfuhr, so wie zur Unterdrückung des Aufstandes an der Ostküste trafen.<sup>4)</sup>

Dies offene Programm, das auch Salisbury zum Teil durchgeführt hatte, wurde je nach den Verhältnissen eingeschränkt oder bei unangenehmen Fragen ganz eingezogen. Das Emin-Unternehmen hatte die Regierung

1) Brief Mackays an Emin Pascha: Usambiro, 25. August 1889. Peters, S. 299 ff.

2) Depeche Lord Granvilles an den englischen Botschafter in Berlin, 25. Mai 1885.

3) Antwort des Fürsten Bismarck vom 2. Juni 1885.

4) Die Initiative ging hierbei von Deutschland aus (vergl. Depeche Bismarcks vom 31. Oktober an den Grafen Hatzfeldt. Weißbuch 1888, Nr. 41, S. 41), nachdem zuvor schon die Berliner Regierung auf Grund der Besprechungen des deutschen und englischen Generalkonsuls, Michaelis und Smith (Depechen des letzteren vom 6. Mai und 28. Juni 1888 = Blue-Book, C. 5603, Nr. 14. 25. 29.), am 2. August dem noch zögernden Londoner Kabinett ein Abkommen hinsichtlich des Waffeneinfuhrverbotes vorgeschlagen hatte (Depeche Scotts an Salisbury vom 2. August 1888 = Blue-Book, C. 5603, Nr. 34). Ende Oktober kam ein Übereinkommen zu stande, und am 30. November konnten von den Admiralen die Flotadesignaturen veröffentlicht werden. (Weißbuch 1888, Nr. 41, S. 69. Blue-Book, C. 5603, Nr. 150.)



neben anderen Gründen auch deshalb nicht übernommen, um den Mächten offene Karten zeigen zu können, obwohl es kein Geheimnis war, daß sie das Vorhaben mit allen verfügbaren Mitteln unterstützte. Im Einverständnis mit Deutschland vorzugehen, war unthunlich, da ein Unterlassen deutscher Unternehmungen am Äquator nur auf Mißbilligkeiten stoßen konnte und einer Beschränkung der Hinterlandstheorie gleichsam, die vom Fürsten Bismarck mit großer Konsequenz aufrecht erhalten wurde. Deshalb begnügte man sich damit, in Berlin gewisse Andeutungen fallen zu lassen. Vor der Hand bestand von dieser Seite auch noch keine Gefahr, was Salisbury bewog, die „offenen Auseinandersetzungen“ hinauszuschieben, bis thatsächlich eine solche vorlag, oder bis die späteren Thatsachen eine andere Auffassung zuließen. Daraus erklärt es sich, daß die Bildung eines deutschen Unternehmens zum Entsatze Emin Paschas nur durch Warnungen und Verdächtigungen englischer Private erschwert wurde, und daß erst, als trotzdem die deutsche Expedition nach Sanjibar abging, die englische Regierung die Initiative ergriff.

In Deutschland hatte die Emin-Bewegung ebenfalls einen nationalen Charakter angenommen, aber auch mit einem nationalen Motiv, daß es eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes sei, seinem Landsmann zur Hilfe zu kommen. Daß ein eventueller Erfolg vornehmlich deutschen Interessen Gewinn bringen sollte, war ebenso gerechtfertigt, wie bei der englischen Expedition. Was aber die beiden Unternehmungen wesentlich unterschied, war ihr Zustandekommen und der geplante Weg zum Ziel. In England waren die politischen Aussichten allein nicht vermögend, die Bildung zu ermöglichen, sondern es mußte das materielle Interesse in der verlockendsten Form hinzukommen, und die ganze Strömung durch eine energische und hauptbeteiligte Kraft gerichtet und von der Regierung unterstützt werden, wogegen in Deutschland kein entsprechender Faktor günstig einwirkte: die Regierung verhielt sich nach einigen aufmunternden Äußerungen passiv, eine Gesellschaft war zwar mitbeteiligt, aber in ihrem speziellen Aktionsgebiet derartig in Anspruch genommen, daß sie die Expedition wenig beeinflusste; endlich weitere Aussichten, als vorerst rein politischer Natur, kamen gar nicht in Betracht. In England wollte man allein für den sicheren Gewinn arbeiten und daher Emin's Werk zusammenstürzen, in Deutschland das Bollwerk verteidigen oder mit untergehen. Wir müssen diese Aufwallung bei uns leider noch als einen Präcedenzfall deutsch-nationaler Wirkungen bezeichnen, der noch dazu einen äußeren Anstoß zur Bildung nötig hatte, nämlich die Unglücksbotschaften von der Stanleyschen Expedition, aus denen sicher zu ersehen war, daß die Verproviantierung Emin's mißlungen. Immerhin hebt sich die deutsche Bewegung von der englischen hell ab und hat mit dieser nichts Bestimmendes gemein, als den Namen.

Die deutsche Regierung nahm zuerst der Expedition gegenüber eine wohlwollende Haltung an, wenn sie auch jede Unterstützung ablehnte, da über die Mittel für Afrikaunternehmen im laufenden Etatsjahr schon verfügt war; der Fürst von Bismarck wünschte den „patriotischen Bemühungen“ ein glückliches Gelingen und gab die Anregung zu einem Zusammenwirken



mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft<sup>1)</sup>, auch Se. Majestät begrüßte die Bewegung sympathisch.<sup>2)</sup> In dieser Stimmung vollzog sich die Bildung des Komitees, das nach seiner Konstituierung natürlich die Billigung der Regierung zu erlangen hoffte. Die beteiligten Kreise waren entschlossen, ohne die vollste Genehmigung von oben nicht vorzugehen und wären sicher bei einer offiziellen Äußerung, die das Unternehmen nicht erwünscht erscheinen ließe, davon zurückgetreten.<sup>3)</sup> Aber das Auswärtige Amt hatte noch bei der letzten Eingabe des Komitees mündlich antworten lassen, daß sie „dieser Ausführung nach wie vor sympathisch“ gegenüberstehe, und wenn Peters im Einverständnis mit dem Reichskommissar Wismann handle, gern die Expedition unterstützen wolle, „soweit dies der Aktion an der ostafrikanischen Küste entspräche.“<sup>4)</sup> Auf diese Versicherung hin begab sich Doktor Peters mit seinen Offizieren an die Ostküste Afrikas, und die Expedition nahm ihren Anfang.

Es ist ungewiß, ob bis zu diesem Zeitpunkt die englische Regierung in Berlin vorstellig geworden ist, höchstens nur in unbestimmten Äußerungen, die ihre eigene Stellung zur Stanley'schen Expedition andeuteten und möglicherweise die wenigstens zuletzt sehr reservierte Haltung der deutschen Regierung erklären. Als Salisbury aber sah, daß trotz der Bemühungen englischer Private die deutsche Expedition in Sanjibar sich zu sammeln begann, zauderte er nicht, dagegen rücksichtslos aufzutreten, um das Zustandekommen zu verhindern. Zuerst wies er den englischen Botschafter in Berlin an, bei der Reichsregierung die englischen Absichten klarer darzulegen, vor allem durch die Aussicht auf eventuell eintretende Konflikte der Peters'schen Expedition sowohl jede Unterstützung wie Billigung ihrer Regierung zu nehmen, was mit der Zeit nur zu gut gelang.<sup>5)</sup>

1) Peters, S. 12.

2) Peters, S. 6.

3) Peters, S. 14.

4) Peters, S. 15.

5) Die Stellungnahme der deutschen Regierung gegenüber dem Unternehmen erklärt sich aus den Mitte 1887 stattgehabten Verhandlungen mit England, nach denen jede Regierung sich verpflichtet, keine Erwerbungen im Rücken der anderen Interessensphäre zuzulassen. Daraufhin konnte Graf Hayfeldt, außerdem noch in dieser Frage vom Auswärtigen Amt inspiriert, Lord Salisbury am 19. August 1888 erklären: „In Bethätigung dieser Auffassung hat die kaiserliche Regierung bei Gelegenheit einer von deutscher Seite beabsichtigten Expedition zum Entsatz von Emin Pascha ausdrücklich erklärt, daß Uganda, Wadelai und andere nördlich des ersten Grades südlicher Breite gelegenen Gebiete sich außerhalb des Bereiches deutscher Kolonialbestrebungen befinden.“ Bald darauf in einer Rede am 26. Januar 1889 sprach Fürst Bismarck die wichtigen Worte, welche für seine ganze Politik bezeichnend gewesen sind: „Ich kann die Versicherung abgeben, daß wir in dieser Frage (Maßregeln an der Ostküste Afrikas), wie in allen übrigen — und nicht ohne Erfolg — stets bemüht gewesen sind, uns in Fühlung mit der größten Kolonialmacht der Erde, mit England, zu halten, daß wir auch hier nur nach Verständigung mit England vorgegangen sind und nicht weiter vorgehen werden, als wir uns mit England zu verständigen im Stande sein werden.“ Solche Sprache hat ihre Wirkung nicht verfehlt; sie findet einen Wiederhall in der Rede Ferguson's im englischen Unterhause zu Anfang vorigen Jahres: „Ich glaube, daß zwei Mächte in der Stellung von Deutschland und Großbritannien niemals mit vollkommenerer Loyalität und größerer Abwesenheit von Reibungen zwischen den Regierungen und den angestellten Beamten zusammengewirkt haben, als dies jüngst seitens der erwähnten



Nach diesem Erfolg oder schon zu gleicher Zeit wurden die englischen Beamten in Sansibar und die Marine an der Ostküste dahin instruiert, daß sie auf jeden Fall, koste es, was es wolle, die Peters'sche Expedition am Landen zu verhindern hätten. Dieser Befehl wurde mit größter Gewissenhaftigkeit unter Hintansetzung aller Völkerrechte ausgeführt. Die Beamten der Gesellschaft hätten einer Anweisung nicht mehr gebraucht; denn sie waren sich wohl bewußt, welche Gefahr durch eine deutsche Expedition am oberen Nil für ihre Interessen heraufbeschworen würde, noch dazu da diese unter der Führung desjenigen stand, der durch die Gewinnung von Deutsch-Ostafrika ihnen den empfindlichsten Schlag beigebracht hatte. Das ganze an der Ostküste beteiligte England, Private, wie Beamte und Militärs, vereinigten sich so in dem Bestreben, die Landung von Peters zu verhindern und die Expedition eher zu vernichten, als zum Ukerewe gelangen zu lassen. Das ist das sprechendste Zeugnis für die eigennützigen Pläne der Stanley'schen Expedition.

Die Ereignisse sind bekannt; sie finden sich in dem Peters'schen Werke „Die deutsche Emin Pascha-Expedition“, sowie in den zur Zeit in der „Kolonialzeitung“ veröffentlichten Briefen des Führers. Das Verhalten der deutschen Regierung und ihrer Organe, die das „patriotische“ Unternehmen den Engländern zur rohen Vergewaltigung preisgaben, übergehen wir; es berührt weit empfindlicher, als die Samoa-, Somal- und gewisse andere Schlappen, die nur deutsche Interessen oder einen mit deutschem Blut getränkten Boden opferten. In diesem Fall triumphierte deutsche Kraft und Mut eines einzelnen über englische Staats- und Privatgewalt. Peters landete, zerriß das Intriguengewebe der englischen Gesellschaft, die ihre Expeditionen beordnete und die Eingeborenen aufstachelte, ihn zu vernichten, und drang mit einer kleinen Truppe durch teilweise noch unbekannte Gegenden im vernichtenden Kampfe mit den wilden Massai nach dem Ukerewe vor, ein Helbenzug, gegen den der Stanley'sche Marsch von Zambuja nach dem Albertsee nur ein schwacher Abglanz ist.

In Kawirondo traf Peters auf 50 Mann von der englischen Expedition; der größte Teil (450) war mit den vier Weißen auf die Elefantenjagd gezogen, um sich bis Stanleys Ankunft die Zeit zu vertreiben. Für ihre Abwesenheit hatten sie einen jungen Somali zum Chef der Station ernannt, der in entgegenkommender Weise Peters höchst wichtige Dokumente zur Verfügung stellte. Unter diesen befand sich auch ein Brief Mr. Macakays an Emin Pascha, datiert Mambiro, August 1889, der hier jedenfalls liegen geblieben war.<sup>1)</sup> Aus diesem erfuhrt Peters die Wirren in Uganda, vornehmlich die letzten Vorgänge, daß Mwanga auf den Sesseimjeln seine Streitkräfte gesammelt, dann in der Murchisonbai gelandet und Kalema zurückgeschlagen habe; zugleich hätte er die Missionare vom Süden des Ukerewe zu den Sesseimjeln eingeladen; die französischen seien schon dort hingegangen, und die englischen wollten bald aufbrechen.

zwei Mächte der Fall gewesen. Ich bin ganz sicher, daß in dem Maße, wie die deutsche Regierung auf uns baut, wir auf sie bauen können, daß sie keine Schritte ergreifen wird, die unsere Interessen schädigen könnten.“

<sup>1)</sup> Peters, S. 296—300.



Der Hauptinhalt aber umfaßt ein Anerbieten, das er Emin macht, in dem Sinne: er (MacKay) sei von der englischen Regierung<sup>1)</sup> und Gesellschaft wiederholentlich aufgefordert, ihren Einfluß in jenen Gegenden zu verbreiten und glaube, seiner Aufgabe nicht besser gerecht werden zu können, als ihn (Emin) mit den Verhältnissen in Uganda bekannt zu machen, „in der Meinung, daß jetzt eine seltene Gelegenheit vorhanden ist, welche niemals zu unserer Lebenszeit zurückkehren könnte, um nicht nur den Markt in Uganda zu sichern, sondern auch die Kontrolle über das ganze Land in die Hand zu bekommen“; Emin solle mit einigen Regimentern „Karemas fanatische Kriegsmacht“ zu Boden werfen und Mwanga in seine alte Macht einsetzen, aber „nicht als ein unabhängiger Souverän wie zuvor, sondern als ein Agent der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft“. Die Pointe stimmt also mit den Aufträgen Stanleys überein und enthält eine passende Illustrierung zu seiner Behauptung über Uganda, „daß die Missionare sich vollständig jeder Einmischung in die Politik des Landes enthalten hatten“.

In Ujoga traf Peters auf eine Gesandtschaft Mwangas, die auf dem Wege nach Kawirondo war, um die Engländer um Hilfe gegen Karema zu bitten. Von dem Führer, ebendenselben, der auch als Abgesandter zu Stanley nach Ankori gekommen war, erfuhr er unter anderem, daß Stanley mit allen Weißen vom Albertsee fortgezogen sei.<sup>2)</sup> Die Bestätigung dieser Nachricht traf gleich darauf ein in Gestalt eines Schreibens Stanleys, der aus Matolo Jackson von seinem Abzuge benachrichtigte.<sup>3)</sup> Dieser Brief enthält zwei wesentliche Punkte, erstens Jackson brauche nicht mehr auf ihn zu warten, da er direkt via Mpwapwa an die Küste ziehe; zweitens Stokes sei über seine Absichten aufgeklärt. Aus letzterem geht hervor, daß Stokes in direktem Zusammenhang mit den Emin-Unternehmungen stand, vielleicht eine ähnliche Rolle wie MacKay nur vom ähnlichen Gesichtspunkt aus erhalten hatte. Diese Ansicht wird sehr wahrscheinlich, wenn man erwägt: 1) daß Stokes im Jahre 1888 etwa 200 Lasten Tauschwaren (= „Landeswährung“) und 40 Lasten „präservierter Lebensmittel“ zur Unterstützung der heimkehrenden Expedition nach Matolo gebracht hatte, wo sie von MacKay aufbewahrt wurden<sup>4)</sup>; 2) daß Stanley in Ankori seine Entscheidung, auf die Bitte der Uganda-Christen einzugehen, hinausschiebt, damit diese feststellen könnten, ob Stokes schon von der Küste zurückgekehrt sei, und über

1) Hier wird also der Missionsthätigkeit von der englischen Regierung eine politische Richtung gegeben, weil jene ihr nützlich ist; dagegen im entgegengesetzten Fall scheut Herr Salisbury sich keineswegs, dies von ihm angewandte Mandat scharf zu tadeln; so erst kürzlich (2. April 1891), als er auf dem Stiftungsfest der Großloge der Primrose-Liga bei Gelegenheit der irischen Frage Mc. Charthy angriff, daß er die weltlichen Pläne der Hierarchie vertrete: „Auf die Gefahr will ich aufmerksam machen, die darin liegt, wenn Diener der Religion ihren geistlichen Einfluß zu politischen Zwecken mißbrauchen.“

2) Peters, S. 325—327.

3) Peters, S. 341 ff.

4) Stanley II. S. 385. I. S. 73. An letzter Stelle wird bemerkt, daß er seinen Agenten beauftragt habe, die Lasten nach Malala zu schicken. Soll darunter Mackenzie oder Stokes verstanden werden, oder war letzterer noch nicht engagiert?



welche Mittel er verfüge<sup>1)</sup>; 3) daß Stanley auf dem Rückzuge mit Stokes in Korrespondenz stand, was sowohl aus obiger Notiz hervorgeht, wie auch aus einer Anmerkung des Stanley'schen Werkes, wo auszugsweise ein Brief des englischen Händlers an ihn wiedergegeben wird, in dem jener über seine Thätigkeit berichtet, Mwanga wieder auf den Thron von Uganda einzusetzen<sup>2)</sup>; 4) daß Stokes mit den englischen Missionaren in Verbindung stand und der einzige war, der zu Englands Gunsten in die Uganda-Wirren eingriff.

Obige beiden Briefe bilden den Schlüssel zum Verständnis der Emin-Unternehmungen, mit welchem Namen man vielleicht am passendsten jene großartigen Bewegungen bezeichnet, die Zentralafrika am Ende der achtziger Jahre erschüttert haben. In London ward schon seit lange die Gründung eines afrikanischen Indiens angestrebt, aber durch die weitverzweigten Interessen, sowie durch die etwas verworrene und unsichere Haltung Gladstones das Zustandekommen eines festen Planes erschwert. Erst unter Salisburys Fürsorge, vornehmlich nach seiner ersten That, dem Londoner Abkommen, konnte eine starke Grundlage geschaffen werden, die, wenn auch schwankend hinsichtlich ihrer weiteren territorialen Ziele, doch in den Hauptpunkten gesichert war. Mackinnon strebte eine Gewinnung der ganzen Seengegend von Mombas bis zum Kongostaat an, wobei die Südgrenze nach Festlegung der Basis nach Möglichkeit hinausgeschoben werden, während die Ausdehnung nach Norden eine unbegrenzte sein sollte. Der Anfang dieser Operationen wurde mit der Lösung der Emin-Frage allein deshalb verknüpft, weil Emin der mächtigste Faktor hier war und seine Gewinnung mit dem Erwerb des ganzen Nilquellengebietes verbunden schien. Daraus baute Mackinnon seinen Plan: es galt zuerst Emin, d. h. seine Hilfsmittel, die ihn so mächtig gemacht, zu gewinnen und mit diesen das Seengebiet zu erobern. Die Wege, die zu diesem Ziel eingeschlagen wurden, sind in ihren Richtungen erkennbar, aber in ihren nächsten Ausgangspunkten etwas verschwommen, weil die Direktion in London über ihre Unternehmungen Schweigen zu bewahren wußte oder wenn sie zu großen Umfang annahm, sie in anderem Sinne ankündigte.

Im folgenden wollen wir den Versuch machen, den großen Schlachtplan Mackinnons und Salisburys zu entziffern. Der Beginn dieser Emin-Unternehmungen ist in das Ende des Jahres 1886 zu verlegen, als Hutton und Mackinnon in dem Bestreben, eine Gesellschaft zur Exploitation der Länder von Mombas zum Kilima Ndscharo ins Leben zu rufen, mehr Anklang fanden. Die erste That, welche die neue Politik bezeichnet, ist die Bildung einer Grundlage am Ukerewe durch die englischen Missionare, die das Centrum der späteren Operationen bilden sollten. An der Spitze stand Mackay, der, wenn gerade nicht nominell, so doch effektiv zum politischen Agenten für das Ukerewegebiet eingesetzt war. Seine Aufgabe war, einmal in Uganda und soweit sein Einfluß reichte, die englischen

<sup>1)</sup> Stanley II. S. 337.

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 347. Als der englische Agent am Alexandra-Nil die Wagona-Christen zurückwies, gab er ihnen den Rat, nur auf die Herren Stokes und Mackay zu vertrauen (II. S. 348).



Interessen anzubahnen und eine Annektierung vorzubereiten, zweitens Fühlung mit Emin zu gewinnen und ihn den englischen Plänen zugänglich zu machen. Seine Thätigkeit ist in ihren Erfolgen bekannt geworden: Mackay hat nicht nur eine englische Partei in Uganda geschaffen, die sich später trotz der Wirren noch stark genug erwies, den Mohammedanern wie auch zum Teil den katholischen Christen das Gleichgewicht zu halten, sondern auch auf die Gestaltung der Verhältnisse so großen Einfluß gewonnen, daß er, obwohl später in Usambiro weilend, doch noch auf die Hauptentscheidungen einwirkte und die Leitung seiner Partei in Händen behielt. Es würde über den Rahmen unserer Aufgabe hinausgehen, seine politische Wirksamkeit näher zu beleuchten; es findet sich in den vorliegenden Werken eine ganze Reihe von Belegen, zu denen auch Herr Stanley in seinem Bestreben, sein Wissen auszuplaudern, wider seinen, öffentlich ausgesprochenen Willen eine recht ansehnliche Zahl liefert. Dr. Peters konnte ebenfalls in Uganda Mackays Einfluß beobachten, den auch die französischen Missionare vollkommen anerkannten.<sup>1)</sup> Seine Ausweisung aus dem Lande seiner Arbeit, sowie das Entstehen der Revolution usw. wird wohl nicht zum mindesten auf seine politische Agitation zurückzuführen sein.

Auf der andern Seite ist Mackay seiner Aufgabe hinsichtlich der Verbindung mit Emin zur Genüge nachgekommen, wovon der oben angeführte Brief und die Einleitung zum Stanley'schen Werk<sup>2)</sup> das beste Zeugnis abgeben. Aus letzterer geht noch hervor, daß Mackay wohl direkt dem englischen Generalkonjul in Sansibar unterstellt war, dem er auch seine Berichte einzusenden hatte und der seine Wirksamkeit wohl sehr zu schätzen wußte, worin auch Stanley mit der Bemerkung einstimmt: „Herr Mackay schreibt immer verständig; ich habe aus seinen Briefen eine Menge verlässliche Informationen erhalten.“

Wenn man so Mackays Thätigkeit, die übrigens in diesem Sinne schon viele Jahre gedauert hat, die aber erst 1886 durch die Emin-Bewegung spezieller gerichtet wurde, mehr als Kundschafterdienste bezeichnen könnte, so erhielt sie mit dem Jahre 1887, als die englischen Heere im Westen und Osten ihre Operationen begannen, eine wichtigere Rolle zuerteilt, nämlich eine vermittelnde Stellung zwischen beiden; sie wurde das Zentrum der englischen Streitkräfte. Der Schlachtplan stellt sich demnach so dar: der linke Flügel unter H. Stanley lehnte sich an den Albertsee an, von dem aus er die Position am Nil erstürmen sollte; der rechte stand bei Kawirondo unter Jackson und das Zentrum unter Mackay in Uganda; die letzten beiden sollten sich vorerst defensiv verhalten. Die Entscheidung auf der ganzen Linie lag auf dem linken Flügel, der, sobald er auf dem Kampfplatz gekommen, die Operationen eröffnen sollte, während das Zentrum und der rechte Flügel erst das Ergebnis im Westen abwarten und demgemäß in ihren Stellungen verbleiben sollten. Die Instruktionen verteilten sich so, daß Stanley die Hauptaufgabe zufiel, die definitive Gewinnung Emin's, Mackay die ver-

1) Wir verweisen z. B. auf Peters, S. 431.

2) Stanley I. S. 25—30.



mittelnde, Jackson die schließende, die Benutzung des Erfolgs; die beiden Flügel operierten an beiden Seiten des Zentrums und sollten dessen Thätigkeit zuletzt durch Einschwenken erfolgreich machen, so daß der Schlussskampf in Uganda stattfinden mußte.

Eine kleine Verschiebung der Operationen trat noch insofern ein, als das Zentrum, obwohl der schwächste Punkt auf der ganzen Linie, sich doch herbeileiß, indirekt zu früh einzugreifen. In dem folgenden Kampf wurde es zersprengt und zum Teil über den Ukerewe zurückgeworfen, so daß man in London endlich erkannte, daß die Mitte ihrer Aufgabe nicht gewachsen sei, und deshalb Stokes zur Unterstützung entsandte, der mit den Missionaren im Verein die Reste der Partei sammelte und der Gegenpartei das Gleichgewicht halten sollte.

Sobald das Treffen am Albertsee entschieden wäre, hatte Stanley den Auftrag, sich zum rechten Flügel heranzuziehen, mit diesen verbunden sich auf das Zentrum der Feinde zu werfen und der eigenen Mitte zum Siege zu verhelfen. Die Bewegungen wurden aber nicht so gewissenhaft ausgeführt, wie der in London entworfene Schlachtplan es erheischte. Der einzige, der seine Instruktionen genau befolgte, war Jackson, allerdings schwerlich aus Gewissenhaftigkeit und nicht vielmehr aus Furcht. Dagegen war das Zentrum zu eifrig und ging zur Offensive über, da es der Verjuchung, den Augenblick zu benutzen, nicht widerstehen konnte.<sup>1)</sup>

Mit der Befehung Mwangas in Bukumbi war der Anlaß zum Eingreifen gegeben. Die Missionare konnten nicht selbst in den Kampf ziehen, um den Schein zu wahren, und schickten deshalb Stokes vor, der mit Mwanga vereint in den westlich des Sees gelegenen Ländern den zerstreuten Anhang sammelte und den Kampf mit Karema eröffnete. Die Streitkräfte waren aber doch zu geringfügig, um in offener Feldschlacht die Entscheidung zu wagen (man besaß nur 250 Gewehrträger), so daß man sich mit dem Erfolg begnügte, die Inseln im Ukerewe besetzt und die ganze Flottille zur Verfügung zu haben. Stokes eilte nach Sansibar, um Unterstützung heranzuholen. Nach seiner Rückkehr entschloß er sich, sogleich den Vormarsch gegen Karema zu beginnen, indem er den einen Teil der Christen von Uddu zu Lande, den andern unter Mwanga von den Inseln gegen Uganda vorrücken ließ. Das Landheer wurde von den Feinden zuerst angegriffen und war nahe daran, geschlagen zu werden, als Stokes mit der Flotte herbeieilte und den Sieg errang. Nach einem weiteren Sieg zog Mwanga triumphierend in die Hauptstadt Ugandas ein, während sich Karema mit der mohammedanischen Partei im nördlichen Teil des Reiches festsetzte.

Das Zentrum hatte nun zwar gesiegt, aber nichts Entscheidendes dabei errungen. Mwanga war gewillt, das englische Protektorat anzunehmen, wenn die Engländer Karema völlig vernichteten, aber der stand unheilverheißend im Norden, jeden Augenblick bereit, mit seinen Arabern hervorzubrechen, und das englische Zentrum war zu schwach, den Kampf

<sup>1)</sup> Über den Vorstoß des Centrum vergl.: Stanley II. S. 335—336. 347. Peters, S. 297—298. 300. Brief Peters aus Malala (zwei Märsche bis Muinimjagara), 23. Juni 1890 an das Komitee („Kolonialzeitung“, Neue Folge, III. Jahrgang, S. 199).



mit seiner „fanatischen Kriegsmacht“ aufzunehmen. Stokes zog sich nach Süden zurück, während zum Entsatze von Mackay zwei Missionare, Gordon und Walker, als Leiter der englischen Partei nach Uganda gesandt wurden.

Wie Mackay ganz richtig in dem oben erwähnten Briefe hervorhob, war jetzt „eine seltene Gelegenheit“ geboten, die mächtige Position mit wenig Aufwand für England zu sichern. An beiden Seiten befanden sich englische Heere, die durch ein Eingreifen leichtes Spiel gehabt hätten. Zwar war die Eroberung Ugandas für die Zeit nach der Gründung des englischen Staates in Kawirondo von London aus festgesetzt, aber Mackay, der nicht so engherzig an den Buchstaben klebte, als vielmehr den Verhältnissen Rechnung trug, war überzeugt, daß ein sofortiger Gewinn die Herren in England über Erwarten erfreuen und ganz gewiß die Billigung der Regierung, als deren Vertreter er ja gewissermaßen fungierte, finden würde. Von diesem Standpunkt aus wollte er zuerst Emin Pascha zum selbstlosen Eingreifen veranlassen, indem er obigen Brief an ihn schrieb und zugleich seine Agenten in Uganda anwies, den ägyptischen Gouverneur über die Lage zu unterrichten. Dann versuchte er in dem Glauben, daß der linke Flügel mit seiner Aufgabe vollauf beschäftigt sei, den rechten zum Vormarsch nach Uganda zu bewegen und hatte deshalb Mwanga zu Zugeständnissen veranlaßt. Der König schickte auch zwei Gesandtschaften nach Kawirondo mit der Bitte um Hilfe gegen Kavema, er wäre bereit, wenn die Engländer kämen, das Handelsmonopol in Uganda und tributären Ländern der britischen Gesellschaft einzuräumen, sowie sich selbst unter britisches Protektorat zu stellen. Der Brief war von den Missionaren mitunterzeichnet. Später schickte er nochmals Gesandte und ließ noch hinzufügen, er würde noch im Falle des Kommens 35 Zentner Eisenbein ihnen als Geschenk zugeben und die englische Truppe unterhalten. Jackson zog die Sache in die Länge und lehnte endlich mit dem Bemerken ab, er fühle sich zu schwach (500 Remingtons!); das Schicksal Hanningtons schwebte ihm wohl warnend vor.<sup>1)</sup>

Man kann sich die Stimmung Mackays sehr gut vorstellen, als er hier gar kein Verständnis für seine großen Pläne fand; er äußert sich darüber in seinem letzten Brief an Stanley<sup>2)</sup>: „Sie (die Jacksonsche Expedition) scheint einen Mann von Entschlossenheit und Mut an der Spitze zu brauchen.“ Man darf Mr. Mackays politische Thätigkeit gar nicht verkennen; denn er war wohl der eifrigste und gewissenhafteste Agitator, der jemals England in jenen Gegenden vertreten hat. Sein Programm, an das er bis zu seinem Tode festhielt, enthielt nach seinen eigenen Worten die Aufgabe: „Afrika englisch zu machen vom Tafelberge bis zum Atlas“; gegen die Deutschen wollte er die Araber „loslassen und dann solle man einmal sehen, wie schnell die ganze Unternehmung (Deutsch-Ostafrika) in sich zusammenbrechen würde.“<sup>3)</sup> Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit Missionar Mackay, der in Europa so viel gerühmt

1) Peters, S. 300—302. 325.

2) Stanley II. S. 387.

3) Peters, S. 431.



worden ist, in den ostafrikanischen Aufstand gegen die deutsche Herrschaft verwickelt gewesen, seine Thätigkeit könnte hier leicht mit der Tippu Tibs konkurrieren; aber das eine können wir noch hinzufügen, daß der fromme Mann mehr Erbarmen mit seinen Gegnern in Uganda, als mit den Deutschen an der Küste gehabt hat.

Die Aktion des Zentrums hätte leicht erfolgreich werden können, wenn nur der rechte Flügel mit eingegriffen, aber allein war es zu schwach, seinem Angriff gebührenden Nachdruck zu geben, und deshalb mißlang der Vorstoß. So blieb die letzte Entscheidung bei dem linken Flügel, der, wie gesehen, eine solche mit Vorbedacht vermied. Immerhin wäre noch ein glänzender Erfolg auf der ganzen Linie zu erringen gewesen, wenn auf seinem Abzuge der linke Flügel, den Verhältnissen gehorchend, sich mit dem Zentrum verbunden und offensiv vorgegangen wäre. Aber die Sieger begnügten sich mit ihren Trophäen, die sie im ersten Kampf erbeutet, und zogen zurück, um Triumphe zu feiern. Als so der eine Teil aus der Rolle fiel, war den beiden anderen, da ihre Thätigkeit doch in einander griff, das Ziel entschwendet. Der rechte Flügel war demnach gar nicht in Aktion gekommen, das Zentrum zu schwach, und die große Bewegung mit ihren Millionen Unkosten im Sande verlaufen.

Infolge der Uneinigkeit der einzelnen Teile wurde der Hauptkampfplatz, auf dem die letzte Entscheidung fallen sollte, gar nicht betreten, und so gelang es der deutschen Expedition, dessen Ziel durch den Sieg des englischen linken Flügels gegenstandslos geworden war, zuerst dort zu erscheinen. Die Situation wurde hierdurch gefährlich. Von den englischen Heeren befand sich nur noch der rechte Flügel im Felde; denn auch das Zentrum war bis auf seine frühere Gestalt zurückgezogen und hatte eine mehr beobachtende und vorbereitende Haltung angenommen. Während man bisher in Kawirondo mit einem scheinbaren Recht in meisterhafter Unthätigkeit gewartet hatte, war jetzt jeder Grund zum Handeln genommen; denn man wurde in seinen Zielen angegriffen. So wäre es das natürlichste gewesen, wenn Jackson mit seinen zehnfach überlegenden Streitkräften Peters aus Uganda verdrängt und da die protestantische Partei mit dem Katigiro und den englischen Missionären an der Spitze auf seiner Seite stand, zugleich das Protektorat nebst allen englischen Wünschen durchgesetzt hätte; dann wäre noch im letzten Augenblick ein Erfolg errungen. Aber das Wagnis schien dem alten Pedanten zu ungeheuer: der unerschrockene Massai besieger, der auf seinem Zuge alle Hemmnisse kraftvoll zerprengt, der sich nicht gescheut hatte, unter den Mauern seiner eigenen Station die deutsche Flagge zu hissen und das ganze Sultanat Kawirondo vertragsmäßig zu erwerben, der Mann war ihm doch zu furchtbar, als daß er sich ihm entgegenzustellen wagte. Jackson zog es vor, durch Intriguen Peters in Uganda zu vernichten. Er schickte an Mwanga einen Brief mit der Mitteilung, daß die Peters'sche Expedition ohne Zustimmung ihrer Regierung gekommen sei; „er habe mit Zustimmung der deutschen und englischen Regierung den Auftrag übernommen, dieselbe am weiteren Vormarsch zu verhindern und, wenn nötig, zu verhaften. Er ersuche nunmehr Mwanga, seinen Freund, da er selbst entfernt sei, diese Verhaftung vorzunehmen, da die beiden (Peters und von Tiedemann) bereits genug



Schaden in Afrika angerichtet hätten. Im übrigen hoffe er selbst, Mwanga alsbald zu sehen, er komme mit 500 Mann.“<sup>1)</sup> Die letzte Notiz sollte wohl nur dem Ansuchen Nachdruck geben und die Peters'schen Kräfte gering erscheinen lassen; denn solange die deutsche Expedition in Uganda weilte, wäre Jackson gewiß nicht hereingekommen. Was aber bemerkenswert hierbei war, war der Umstand, daß das Hereinziehen der deutschen Regierung keine Lüge war, wie damals Peters noch erklären konnte<sup>2)</sup>, sondern daß Jackson schon Nachricht von der Küste erhalten hatte (bald nachdem Peters Uganda betreten hatte<sup>3)</sup>, sowohl über die Stellungnahme der deutschen Regierung wie über die Gefährlichkeit des deutschen Unternehmens. Über den Punkt, daß die Reichsregierung in Berlin es zugab, daß ein Engländer das Henkersamt an deutschen Unterthanen vornehmen dürfte — denn das that Jackson durch seine Botschaft an Mwanga — wollen wir stillschweigend hinweggehen.

Mwanga, Kfalme von Uganda, erkannte die Gemeinheit des Engländer's, erklärte Jackson für seinen Feind, spie auf das Schreiben und warf es zu Boden. Dann stellte er Peters seine Soldaten zur Verfügung, damit er nach Kawirondo ziehe und seine Feinde züchtige.<sup>4)</sup> Das war die Antwort eines afrikanischen Despoten auf die Beleidigung, die seinem Gast zugesügt war.

Unterdessen war auch die englische Partei in Uganda unter Mackays Agenten nicht müßig geblieben. Als der zwischen dem König und Peters abgeschlossene Vertrag von den Großen unterzeichnet werden sollte, nach dem die Selbständigkeit und Neutralität Ugandas ausgemacht war, dessen Ratifikation Peters in Berlin nachsuchen sollte, verweigerte der Katigiro seine Unterschrift, mit der Erklärung, er müsse sich erst mit den englischen Missionaren beraten. Gordon und Walker suchten natürlich jede Übereinkunft zu hintertreiben, indem sie behaupteten, der König habe gar kein Recht, Verträge mit anderen einzugehen, da er das britische Protektorat bereits angenommen habe. Jedoch nützte ihre Agitation wenig; denn Peters bewog den König, eine große Staatsfeier anzuberaumen, in der „unter stürmischem Beifall“ die Autonomie Ugandas proklamiert und der Vertrag allseitig unterzeichnet wurde.<sup>5)</sup> Die englische Partei hatte Fiasco gemacht; in der Versammlung war es fast zu Thätlichkeiten gekommen, die nur mit Mühe vermieden wurden.

Die übrigen Intriquen der Engländer blieben gleichfalls resultatlos<sup>6)</sup>, da Jackson während Peters' Aufenthalt sich nicht nach Uganda hineinwagte und die Partei des Katigiro sich in der Minderzahl befand. Die deutsche Expedition schiffte sich Ende März 1890 in der Murchisonbai ein, fuhr nach Ujukumä und zog von dort an die Küste über Mpwapwa,

1) Peters, S. 407 — 408.

2) Peters, S. 409.

3) Denn Jackson's Brief war Anfang März datiert, und Peters überschritt den Nil am 20. Februar in der Nähe der Rigonfälle (S. 346 ff.).

4) Peters, S. 409.

5) Über die Verhandlungen vergl. Peters, S. 367 — 384.

6) Peters, S. 412 — 413.



wo sie den wieder ins Innere ziehenden Emin Pascha traf, ein würdiger Abschluß.

Erst als Uganda von den fremden „Abenteurern“ verlassen war, wagte es die englische Expedition, um nicht zu große Unzufriedenheit in London hervorzurufen, vorsichtig durch Usoga in das langersehnte Land zu rücken, wo sie in der zweiten Hälfte des April 1890 eintraf.<sup>1)</sup> Aber trotz des Zusammenhaltens der englischen Partei war es Jackson nicht möglich, für England bindende Vorteile zu gewinnen, da die Katholiken zu mächtig waren und sich der Gegensatz zwischen beiden Konfessionen fortwährend steigerte. Nach vergeblichen Bemühungen trat er eilends den Rückweg an, nachdem er Mr. Gedge als Vertreter zurückgelassen hatte.

So waren etwa Mitte 1890<sup>2)</sup> die ganzen Streitkräfte Englands vom Kampfsplatz zurückgezogen, so daß die Wahrung der Interessen, wie vor 1887, wieder den Missionaren verblieb, zu denen jetzt noch als Spezial-Agent der Kompanie Gedge kam. Die Aussichten wurden für England immer zweifelhafter; denn es fehlte ein Mann wie MacKay<sup>3)</sup>, der mit seinem Einfluß die Partei in den ausbrechenden Wirren zusammengehalten hätte und den Stürmen kraftvoll begegnet wäre.<sup>4)</sup> Zwar versuchten die Missionare in Usambiro, ihre Brüder in Uganda durch Unterstützungen möglichst zu stärken, aber als Emin Pascha an der Spitze einer deutschen Expedition den Ukerewe erreichte und davon hörte, daß die Missionare einmal 70 Remingtongewehre nach Uganda geschickt, daß außerdem noch auf der englischen Station die Maschine zu einem Dampfer für den See bereit liege, suchte er sofort „die Einfuhr von Waffen von Usambiro aus zu verhindern.“<sup>5)</sup> „Hoffentlich“, schreibt er aus Bussisi an das Reichskommissariat, „wird das Verbot der Waffenausfuhr von hier mit aller Strenge aufrecht erhalten, und glaube ich, daß es absolut erforderlich ist, eine kleine Station an den Ausgang des Kreek zu legen. Hätte ich selbst Soldaten, so würde ich dies sofort ausführen.“ Vor seiner Ankunft war Gedge „mit einer Anzahl bewaffneter Leute, die er aus Mombassa mitgebracht“, nach dem Südbende des Sees gekommen, vielleicht um von den Missionaren weitere Unterstützungen zu haben, oder was wahrscheinlicher ist, um einen festen Stützpunkt zu suchen, da seine Stellung in Uganda ziemlich haltlos schien. Als Emin sich näherte, suchte er plötzlich das Weite, setzte sich aber gleich darauf, offenbar da er keinen andern Ausweg

1) Peters, S. 409.

2) Denn Gedge verließ doch wohl erst dann Uganda, als er sich nicht mehr sicher fühlte, kam aber schon etwa 10. September 1890 nach Matolosdorf zu den englischen Missionaren (Weißbuch X, Nr. 19, S. 32); mithin muß Jackson, da wohl anzunehmen ist, daß jener sich allein etwa einen Monat in Uganda gehalten, etwa Juni oder Juli zurückgezogen sein. Emin schreibt darüber in seinem Bericht datiert 11. Oktober 1890 unbestimmt: „Mr. Jackson war schon seit längerer Zeit von Uganda abmarschiert.“ (Ibid. S. 33.)

3) MacKay starb Anfang 1890; nach Stanley Ende Januar. II. S. 388. („Der beste Missionar seit Livingstone“.)

4) Die „arabischen Flüchtlinge aus Uganda“ (jedenfalls Karema und Partei) hatten sich mit Kabrega von Anyoro verbunden und Mwanga angegriffen. Weißbuch X, Nr. 19, S. 33.

5) Weißbuch X, Nr. 17, S. 29 — 30.

mehr sah, mit ihm in Verbindung, worauf sich der Pascha auf seine Bitten hin bewegen fühlte, sich seiner anzunehmen.<sup>1)</sup>

Bezeichnend ist in dem deutschen Berichte noch die Notiz, daß Gedge zum Südeinde des Sees gekommen sei, „um Mr. Stokes zu erwarten“<sup>2)</sup>, nachdem schon vorher bemerkt war, daß es gegen die deutschen Interessen sei, wenn Stokes den Engländern (nämlich Gedge) Waren verkaufe; Emin hätte deshalb einen schriftlichen Protest in Usongo hinterlassen und fordere das kaiserliche Kommissariat auf, sich deshalb mit dem englischen Händler in direkte Verbindung zu setzen.<sup>3)</sup> Stokes war nämlich vom stellvertretenden Reichskommissar Schmidt „unter Aussetzung eines guten Gehaltes“ für die deutschen Interessen engagiert<sup>4)</sup>, hatte aber damit seinen nationalen Sympathien nicht entsagt und glaubte sich als ehemaliger Teilnehmer immer noch verpflichtet, den zersprengten Resten der Emin-Expeditionen seine Unterstützung nicht versagen zu dürfen.<sup>5)</sup> Aber gerade derjenige, zu dessen „Rettung“ diese Männer sich erbieten, kam ihm dabei zuvor.

Die Wirksamkeit Gedges greift eigentlich schon in einen späteren Abschnitt englischer Bestrebungen zur Gewinnung Ugandas über; die bisherigen könnte man mit dem Rückzug Jacksons als geschlossen betrachten. Ihr Erfolg ist also nicht nur völlig negativ ausgefallen, sondern sogar in das Gegenteil umgeschlagen, da der englische Einfluß am Nil einen starken Stoß erlitten, und die englische Partei machtloser geworden ist als ehedem; die lang umschwärmte Stellung wurde am Ende noch betreten, aber nur, um sich schleunigst mit Einbuße an Geld und Ehre wieder zurückzuziehen.<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Weißbuch X, Nr. 19, S. 32—33. Emin erklärt sich den regen Verkehr zwischen den Herren in Usambiro und Uganda etwas ironisch „vermutlich zur Wahrung von Missionsinteressen“.

<sup>2)</sup> Ibid.

<sup>3)</sup> Weißbuch X, Nr. 18, S. 31.

<sup>4)</sup> Weißbuch X, Nr. 7, S. 9.

<sup>5)</sup> Diese Wahrnehmung bietet ein passendes Gegenstück zu den Berichten von Stokes an Wislmann, die letzteren beeinflusst und zu einer scheinbaren Kontroverse mit Emin Veranlassung gegeben haben. Die Stellung eines englischen Agenten in deutschen Diensten, der einst unter Macdonalds Ägide und mit Mackay als Kampfgenosse auszog, um den deutschen Interessen einen empfindlichen Schlag beizubringen, muß allerdings etwas Befremdendes haben und erklärt sehr wohl den gehässigen, ironischen Ton, mit dem er über den „undankbaren“ Emin an den Reichskommissar schrieb. Wir werfen hier die Frage auf, ob wir des Einflusses eines Engländers bedürfen, um eine uns gesichterte Nachsphäre zu gewinnen. Soviel ist noch dazu ganz gewiß klar, daß erst das neueste Abkommen die Engagierung von Stokes möglich gemacht hat, und daß, wäre über das Hinterland noch keine Vereinbarung getroffen, jener seine Mittel noch weiter dazu angewandt hätte, das Feld seiner Wirksamkeit für Großbritannien zu sichern. Ob aber gerade das Heranziehen eines Engländers zur Ausführung deutscher kolonialer Bestrebungen den nationalen Gedanken fördern kann, mag dahin gestellt sein.

<sup>6)</sup> Wie eifrig die Engländer nach dem Besitz Ugandas streben, geht daraus hervor, daß nach einem soeben bekannt gewordenen Bericht Emin's aus Bukoba, 5. Januar 1891, eine neue Expedition von Mombasa — Kapitän Lugard mit zwei Engländern, 40—50 Sudanesen-Soldaten und etwa 300 Trägern — Uganda erreicht hat und mit Mwanga verhandelt.



## VII. Schluß.

Am Schluß erübrigt es noch, die Erfolge zu betrachten, welche die Auftraggeber und Teilnehmer von der Stanley'schen Expedition gehabt haben. Die großartigen englischen Unternehmungen der Jahre 1887 bis 1890 im Seengebiet, von denen die hier behandelte ja nur der wichtigste Teil war, haben nach der Zurückziehung des rechten Flügels thatächlich ihr Ende erreicht, wenn auch die auf dasselbe Ziel gerichteten Operationen bald wieder erneuert wurden. Man hat diese Bewegungen schlechtweg mit Emin-Pascha-Expeditionen bezeichnet; mit vollstem Recht, nicht etwa deshalb, weil Emin entsetzt, d. h. unterstützt oder gerettet werden sollte — denn es war überhaupt nur eine dazu bestimmt, ihn zu erreichen —, sondern deshalb, weil der Name „Emin Pascha“ die Entsendung veranlaßt hatte. Natürlich ist auch die Bezeichnung „Entsatz-Expedition“ ganz unzutreffend, noch viel mehr, als man die von Fitcher und Lenz geführten so benennen könnte; die Stanley'sche hatte ja, wie gesehen, auch gerade das Gegenteil angestrebt. Von allen Expeditionen, die nach Hat el G'riba zogen, verdient nur eine diesen Namen, nämlich die deutsche unter Dr. Peters, obwohl sie nach Beraubung ihrer Hilfsmittel keinen namhaften Entsatz durch Zuführung von materieller Unterstützung mehr leisten konnte; denn sie war die einzige, die sich Emin zur Verfügung stellen wollte.

Man könnte diese englischen Bewegungen auch als die Antistrophe zu den Sudanföldzügen auffassen und zwar vornehmlich zu dem Teil, in dem Gladstone durch die Entsendung Wolseleys, Grahams und Gewinnung Italiens die Absicht erkennen ließ, das Land bis Chartum rechts des Nils zugleich zu besetzen. In dieser Gegenüberstellung entsprechen sich auch die Operationen der einzelnen Teile und ihre Erfolge hinsichtlich des Allgemein-Gelingens, insofern die Thätigkeit aller drei sich um Gordon drehte, und dieser mit Emin, Wolseley mit Stanley, Graham mit dem Centrum und die italienische Stellung mit Jackson zu vergleichen wäre; der letzte Punkt möge in dem Sinne gerechtfertigt sein, daß ohne das folgende deutsch-englische Abkommen auch Kawirondo nebst Uganda eventuell den Engländern verloren gegangen wäre, mithin die Besetzung von Massauah der Aufstellung Jacksons am Ukerewe, dagegen das Ergebnis am Roten Meer mehr der Wirksamkeit der deutschen Expedition entspricht. Die Ausführung im Nillande wurde gleichfalls vereitelt, so daß man auch hier den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, Kassala, gar nicht betrat, wodurch später ein Konflikt mit Italien hervorgerufen wurde.

Speziell auf die Stanley'sche Expedition angewendet, ergab der Wolseley'sche Zug ein ähnliches Resultat, nur daß Gordon seinem Retter nicht die Hand reichen konnte und mit seinem Werk zusammenbrach. An den Quellen und an der Mündung des weißen Nils wurde ein Bollwerk durch die Barbarei hinweggeschwemmt gerade zu der Zeit, als der Retter nahte; im Süden durch den Kommenden selbst, während im Norden wohl sein Nahen den Sturz beschleunigt haben mag, aber in beiden Fällen durch England. Der Khedive mußte mit seinem Namen diese Thaten beschönigen, da er ja gleichfalls im Sinne seiner Gönner vor seinen eigenen Unterthanen „gerettet“ war.

Man muß die Emin-Bewegungen von einem doppelten Gesichtspunkt aus betrachten, von dem der Regierung und dem der ostafrikanischen Gesellschaft. Im ersten Falle bedeuten sie den Anfang der Sudan-Okkupation und die Verbreitung der englischen Machtphäre im Seengebiet, im zweiten allein die Gewinnung des Hinterlandes von Britisch-Ostafrika, im weitesten Sinne formuliert in der Gründung eines alle noch unbesetzten Gebiete umfassenden Reiches. Der Erfolg war im Sinne der Regierung in seinem unwesentlichen Teil zur Hälfte erreicht, in seinem wesentlichen vereitelt; im Sinne der Gesellschaft in fast jeder Beziehung mißlungen.

Der Schlachtplan, den Mackinnon in seiner kühnen Denkart erfunden, ist vielleicht das großartigste Projekt gewesen, das bisher in Afrika mit Ausnahme des Kongostaates zur Anwendung gebracht werden sollte, aber seine Organe zeigten sich mit einer Ausnahme zu stümperhaft, um auch nur im Verständnis ihrem Gebieter das Wasser zu reichen. Mit der thätigen Beihilfe Salisburys hatte er größere kapitalistische Kreise durch verlockende Ausichten für seine Ideen zu gewinnen gewußt, aber von allen großen Gedanken, die beim Entsenden der Expedition bestimmend waren, ist auch nicht ein einziger am Schluß verwirklicht worden. Mackinnon ist ebensowenig wie Salisbury eine direkte Schuld am Mißlingen beizumessen; beide haben das möglichste gethan, und wenn auch dies oder jenes Versehen dem Komitee angerechnet werden mußte, so geschahen diese mehr, um für einen Fehler, wie man meinte, größere Vorteile zu gewinnen. Daß man sich hierin verschiedentlich irrte, trifft die Entsender um so weniger, als durch ihre Organe diese Nachteile leicht zu kompensieren waren.

Die gesamten Unkosten müssen wohl sehr bedeutend gewesen sein. Durch das Hissen der humanitären Flagge in London und die famose Bildung einer *cohors praetoria* zum Schutze derselben (= Komitee), die nur für den linken englischen Flügel wirken sollte, sind uns auch nur die Zahlen zur Herstellung dieser Streitkräfte bekannt geworden, wohingegen jene Gelder, die das Zentrum und der rechte Flügel verschlangen, von der schweigenden Direktion geheim gehalten sind, vielleicht um mit ihren Sympathien in England nicht auch noch, wie schon mit den aufgewandten Geldern, Fiasko zu machen. Wie mancher Herr von der britischen Gesellschaft, der sich durch die Propaganda Mackinnons zur Beteiligung verleiten ließ, mag wohl damals, als die Hiobsbotschaften mit tödlicher Sicherheit immer bestärkender eintrafen, betrübt und voll Ärger nach Hause



geschlichen sein, ebenfalls „in seinem Herzen der Stunde fluchend, da . . . (er sein) Ohr dem schmeichlerischen Angebote“ der Spekulation geliechen hatte.

Die Unternehmungen waren nicht nur arg in die Brüche geraten, sondern außer einigen Resten des Zentrums, die der rechte Flügel zu guterletzt kaum merklich hatte stärken können, alle resultatlos im Sande verlaufen, und der große Millionenschatz, der selbst in seiner Ferne so verführerisch anzog, war jetzt von den furchtbaren Schändern des englischen Namens ihnen, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, vor der Nase weggeschnappt. Immerhin mag sich Stanley den Spaß gemacht haben, seinen Entsendern einige Elefantenzähne zur Probe mitzubringen; es ist dabei nur aufrichtig zu bedauern, daß uns die sonst so findige „Times“ oder ein anderes Organ zur Verkündigung der englischen Ehre ganz im Stich gelassen hat und uns nicht etwa durch einen Leitartikel über Gefühlsäußerungen bei Enttäuschungen oder dergl. der Sache auf die Spur kommen lassen. Mackinnon selbst wird, obwohl er, wenn die Gesellschaft nicht für ihn zahlte, die größten Gelder verlor, der materielle Verlust weniger bedrückt haben; denn er war in seiner Praxis an Abkühlungen gewöhnt, konnte es nebenbei auch vertragen, vor allem aber, und das müssen wir ihm willig zugestehen, war er ein zu entschlossener und in gewisser Beziehung großer Geist, als daß er sich durch solche Mißgriffe von einem Unternehmen abschrecken ließ, dessen Erfinder und Träger er ganz allein war, und das mit seinem Zurücktreten machtlos zusammengestürzt wäre.

Die ägyptische Regierung kam von dem Regen in die Traufe; denn sie hatte außer den großen Expeditionsunkosten noch Gehaltszahlungen an Emin und seine Offiziere zu entrichten, zudem noch ein Duzend Beamte mehr zu besolden, die sie gar nicht mehr gebrauchen konnte. Wir glauben kaum, daß ihr zum Trost von der englischen Regierung ein Beileidsschreiben überjandt ist; wenigstens hat die Presse davon nichts gemeldet.

Die Abrechnung des Stanley'schen Unternehmens weist, wie alle anderen, ein vollständiges Defizit auf. Der gesammelte Fonds betrug bei Beginn des Unternehmens etwa 440 000 *M*<sup>1)</sup>, erwies sich aber später als unzulänglich und wurde schließlich in summa auf etwa 680 000 erhöht, von denen aber nach allen Abzügen nur 580 000 *M* verbraucht wurden.<sup>2)</sup> Was mit den übrigen 100 000 *M* geworden, ist nicht schwer zu erklären, um so mehr als aus dem Bericht des Expeditionsführers hervorgeht, daß alle anderen, überlebenden Mitglieder ihr Gehalt oder Honorar erhalten hätten, nur er selbst sich, jedenfalls aus Bescheidenheit, dabei übergangen hat. Also wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir Herrn Stanley mit der fehlenden Summe in Zusammenhang bringen, und bleiben dabei nur im Zweifel, ob er sich dieses Geld mit der Gesellschaft geteilt hat; denn es übersteigt die Summe der Offiziersgagen um mehr als das Doppelte. Dies scheint jedoch auch nicht der Fall zu sein; denn das Entsatzkomitee ist offenbar aller Mittel entblößt und beabsichtigt deshalb den „Erzbösewicht“ Tippu Tib für seine der Expedition verursachten Unkosten in der Höhe von 10 000 Pfd. St. heranzuziehen, und den über-

<sup>1)</sup> Stanley I. S. 35.

<sup>2)</sup> Stanley II. S. 456—457.



lebenden Sanftbariten ein Geschenk und den Offizieren eine „Anerkennung“ „auszuzahlen“. 1)

Das Kabinett Salisbury hat, getreu seinem Grundsatze, das Wenige, was die Stanley'sche Expedition heimgebracht hat, nicht nur gesichert, sondern zu den größten Erfolgen benutzt. Im Übereinkommen mit Deutschland gelang es ihr, ein großes Aktionsgebiet für die Gesellschaft zu gewinnen, also das durchzuführen, was die Unternehmungen an Ort und Stelle nicht durchsetzen wollten oder konnten, und die südliche Grenze bis zum 1.° südlicher Breite hinauszuschieben. Das Wituland und die Somalküste bis Kismaju wurde von der deutschen Regierung als Ertrageschenk bei den Verhandlungen hinzugefügt, und damit das Desavoué der Peters'schen Verträge am Tana, Varingo in Kawirowo und Uganda ausgesprochen, die nicht nur den Jackson'schen Zug ganz zwecklos erscheinen ließen, sondern ganz Britisch-Ostafrika umklammert und nicht einmal bis zum Ukerewe sich hätten ausdehnen lassen. Zweifellos die größte That in den Jahren 1887—1890 wurde nicht einmal anerkannt, dagegen die schmachvollste gepriesen und gekrönt. Das ist der Welten Lauf und der Völker Geschichte, wie man in Berlin und wie man in London Kolonialpolitik betreibt.

Recht bezeichnend hebt sich bei den Grenzregulierungen zwischen Kongostaat und Ukerewe die Reife des britischen, konservativen Ministeriums von der unreifen Auffassung kolonialer Fragen in Berlin ab, wo man es trotzdem nicht für gut befand, sachmännischen Rat hinzuzuziehen. In diesen Gegenden war nämlich kein Kontrahent durch kommerzielle oder religiöse Interessen vertreten, so daß die Besitzfrage lediglich durch die Stanley'schen Verträge geregelt wurde. 2) Zwar erklärte Fergussou im Unterhause während der Beratungen, die in beiden Ländern von der öffentlichen Meinung mit ängstlicher Sorgfalt verfolgt und von Stanley durch unausgesetzte Reklamschreierei ausgenutzt wurde, daß dieser die Abmachungen auf dem Rückmarsch nicht mit Ermächtigung der Regierung geschlossen habe, aber jedermann wußte, daß sie in der Voraussetzung

1) Stanley II. S. 422 ff.

2) Salisbury schreibt darüber an Malet, daß die deutsche Regierung ihre Ansprüche auf die Behauptung stütze, daß, wo eine Macht die Küste besetzt hatte, eine andere Macht nicht ohne deren Zustimmung sich das Hinterland aneignen dürfe; wenn auch das internationale Gewohnheitsrecht diese Aussage begründe, so könne ihre Wirksamkeit doch nicht unbegrenzt sein; nach dieser Auffassung gehören von Natur die Gebiete bis zum 1.° südlicher Breite zum Hinterlande der deutschen Besitzungen, wogegen die Regierung Ihrer Majestät keine Antwort habe, da „keine englischen Niederlassungen, weder kommerzielle noch religiöse, zwischen dem ersten Grad südlicher Breite und dem Tanganjika-See“ seien. Hieraus geht hervor, einmal daß, wenn britische Interessen bereits in jenen Gegenden vertreten gewesen wären, also wenn die ostafrikanische Kompanie mit den Missionsgesellschaften ihre Thätigkeit im Hinterland der deutschen Besitzungen begonnen, die Regierung auch dieses Vorgehen geschützt und die Erfolge gesichert hätte, mithin daß Salisbury seine Versicherung von Mitte 1887, sobald eine begründete Änderung seiner Auffassung möglich erschien, zurückgezogen oder unberücksichtigt gelassen hätte. Ferner zeigt uns jene Äußerung, daß die englischen Unterhändler als größtes Zugeständnis die Festsetzung des 1.° südlicher Breite anzusehen hatten, schon ohne Berücksichtigung der Stanley'schen Verträge, woraus sich auch erklärt, daß man von deutscher Seite nicht auf das ganze westliche Ufer des Ukerewe Anspruch erhob, obwohl man dazu in richtiger Fortsetzung der bisherigen Grenze vom Kilima-Ndscharo zum Ukerewe Veranlassung gehabt hätte.



sicheren Schutzes eingegangen und mit stillschweigender Billigung willkommen geheßen wurden. Die Verträge Stanleys erstreckten sich wie gesehen auf der Marschroute nicht über Ankori hinaus, d. h. bis zum Kagera, der etwa unter dem 1.° südlicher Breite überschritten wurde, was auch aus den Bekanntmachungen über die späteren Verhandlungen sicher hervorgeht; mithin konnte nur Ankori als südlichstes Land von England vertragsmäßig beansprucht werden. In der bekannten Depesche Salisburys an Malet heißt es aber, daß die Verträge „sich nach der uns von Sir William Macdonon gelieferten Landkarte nur bis zum 1.° südlicher Breite oder 20 oder 30 Meilen darüber“ hinausdehnten. Die letzte Bemerkung läßt darauf schließen, daß man das sich südwestlich der Ruampara-Kette über den 1.° erstreckende Mpororo, welches „vor einigen Jahren von Antari angegriffen und besetzt worden ist“, als tributären Staat von Ankori ansah und demgemäß Anspruch darauf erhob, wogegen sich nichts weiter sagen läßt, als daß man mit diesem Prinzip konsequent bei allen Grenzregulierungen verfahren müßte. Anstatt aber nun Mpororo in die englische Sphäre hineinzuziehen, wird als Grenze eine Linie festgesetzt, „welche längs dem 1.° südlicher Breite vom Westufer des Viktoria-Nyanza bis zum Kongostaat führt und den Berg Mfumbiro südlich umgeht“. Daß mit der Berücksichtigung dieses Bergsystems die Ansprüche auf Mpororo respektiert werden sollen, geht aus der englischen Depesche hervor, in der es heißt: „Um jedoch die Grenze soweit als möglich mit der durch die Verträge Mr. Stanleys gesicherten Gegend zusammenfallen zu lassen, wird die Linie sich nach Süden wenden, damit der Berg Mfumbiro in die englische Sphäre eingeschlossen wird.“ Unnehmbar mußte gewiß die Festlegung der Grenze durch geographische Bezeichnungen sein, da die Ausdehnung von Landschaften stets schwankt und wechselt<sup>1)</sup>, aber in unbekanntem Gegenden hatte man bisher fast stets Gradbestimmungen vorgezogen, ganz sicher aber nicht Berge, die man nur dem Namen nach kannte. Der englische Unterhändler muß daher wohl eine bestimmte Absicht hierbei verfolgt haben. Der Mfumbiro ist hinsichtlich seiner Lage noch nicht bestimmt, überhaupt nur aus der Ferne gesehen, wird aber trotzdem, nach dem Erfolg zu schließen, bei den Verhandlungen als südlicher Endpunkt von Mpororo angegeben sein, auf welche Annahme die deutsche Regierung, da sie, wie anzunehmen, erst während der Vereinbarung den Namen dieses Berges zum ersten Mal hörte, wohl in trenem Glauben eingegangen ist. Aber nach der Stanleyschen und englischen Findigkeit zu urteilen, wird man in London Anhaltspunkte dafür gehabt haben, seine Lage weiter im Süden oder Südosten zu vermuten. Nach Spekes oft zuverlässigen Erkundigungen soll er in Ruanda liegen, möglicherweise umfaßt der Berg Mfumbiro auch ein vollständiges Gebirge, so daß uns die ganze Nordwestecke durch diese Falle verloren gehen könnte.<sup>2)</sup> Die deutschen Unterhändler scheinen in dieser Frage thätiglich ein Opfer ihrer Unkenntnis geworden zu sein; denn selbst in der „Denkschrift über die Beweg-

<sup>1)</sup> Nagel, „Entwurf einer neuen politischen Karte von Afrika.“ (Petermanns Mitteilungen.)

<sup>2)</sup> Vergl. Wichmann (=Ludwigslust), „Der Nordwesten Deutsch-Ostafrikas.“ („Deutsche Kolonialzeitung“, Neue Folge, III. Jahrgang, Nr. 17, S. 203—205).



gründe zum deutsch-englischen Abkommen“ sieht sich die Regierung nicht veranlaßt, dies Zugeständnis zu motivieren.

Da die Stanley'schen Verträge nur die der Marschrouten angrenzenden Distrikte umfassen konnten, so wäre das Westufer des Ukerewe mit der Verbindung nach Uganda und Unyoro nebst diesen Ländern selbst als neutrale Gebiete zu betrachten gewesen. Rechnen wir nun die bekannte Liberalität der deutschen Regierung hinzu, die in Uganda die Peters'schen Verträge desavouierte, um die englische Missionsthätigkeit zu krönen, und erweitern wir das persönliche Entgegenkommen noch mit dem Verzicht auf Unyoro nebst tributären Ländern, sowie der ganzen Aussicht auf den Norden, so wäre es doch zum wenigsten billig gewesen, daß die von Uganda abhängigen Länder östlich des Sees bis nach Ankori und südlich des Katonga nicht auch noch den Engländern geschenkt, sondern geringsten Falls als Kompensation für ihre Ansprüche südlich des 1.° südlicher Breite verwandt würden. Aber auch das setzte die deutsche Regierung nicht durch.

Man ersieht, wie weit das Ministerium Salisbury seiner Aufgabe gegenüber der ostafrikanischen Gesellschaft nachzukommen suchte, indem es sogar auf derartige Machinationen einging. Die mit so großem Aufwand ins Werk gesetzten Unternehmen hatten wenig Erfolg mitzurückgebracht, aber selbst dies Wenige war genügend, um der Regierung als Grundlage zu den weitgehendsten Forderungen zu dienen.

Wenden wir uns nun den Wirkungen der Stanley'schen Expedition auf die afrikanische Welt zu, so müssen wir gestehen, daß sie die größte Anlage bedeutet, die in dieser Zeit der Lichtwerdung des dunklen Kontinents die Humanität gegen die Zivilisation erheben könnte. Nicht allein die großen Verluste — denn hierin sind ihr auch andere Unternehmungen an die Seite zu stellen — auch nicht so sehr die schädlichen Einwirkungen, die dieser Zug auf die Eingeborenen ausgeübt hat, sondern vor allem die Schmach, daß ein Unternehmen, das rein von philanthropischen Ideen veranlaßt und getragen sein sollte, lediglich dazu gedient hat, die letzte Stätte einer langjährigen Kultur zu zerstören und das zu vollenden, was Barbarei und Fanatismus fast ein Jahrzehnt lang vergebens angestrebt, diese Schmach ist es, die das Unternehmen auf immer in den Annalen afrikanischer Geschichte brandmarken sollte. Ein neuer Schandfleck auf dem Ehrenschild der englischen Nation! Es würde wahrhaft Zeit, endlich einmal in London daran zu denken, wie man im Ehrenrate der Völker noch weiter die Flagge der Selbstlosigkeit aufrecht erhalten kann.

Am unteren Nil arbeitete der Muhdi für Englands Pläne, am oberen dieses für jenen; beide haben ihre Verpflichtungen gegen einander ausgetauscht, so daß nur noch ein enges Bündnis fehlte, um ihren Beziehungen zu einander die Krone aufzusetzen. Ein Erfolg in humanitärer Beziehung ist nicht nur nicht erreicht, sondern diesen Bestrebungen zum Spott in unabsehbarer Zeiten hinausgeschoben. Anstatt dessen haben nicht einmal die englischen Sonderwünsche Gewinn davon getragen, wie es bei ähnlichen Ergebnissen der Fall gewesen, sondern alle, nationale wie internationale, materielle wie philanthropische Interessen, sind leer ausgegangen, nur einer hat sein Hauptziel erreicht, und das ist Stanley.



Wie gesehen, hatte das Haupt der Expedition die verschiedensten, sich widersprechenden Aufträge übernommen und, da er durch die Befürwortung des einen sich unloyal gegen den andern Auftraggeber zeigen mußte, es vorgezogen, alle gleich zu berücksichtigen, d. h. da doch nicht alle zum Ziel gelangen konnten, das Auerbieten von keinem durchzusetzen. Trotzdem ist es sehr wahrscheinlich, daß er seine Hauptentsender, wenn auch nicht gerade zufrieden gestellt, so doch von der Unmöglichkeit eines Erfolges überzeugt hat. Sein Werk soll auch hierzu die motivierende Unterlage bilden und ist deshalb mit den nötigen Auslassungen, Zusätzen, Umdrehungen, Abjchwächungen und Vergrößerungen versehen. Denn das war nötig, da Herr Stanley bei der Ausführung seiner Aufträge stets von dem Grundsatz ausging: Zweck heiligt die Mittel, zumal im Innern Afrikas, wo die Welt nur das erfährt, was man ihr erzählt. Aber noch zuletzt, als Fortunas verführerische Lichtgestalt ihre zauberischen Reize aus nächster Nähe auf ihn ausübte, vergaß er die Schranken der Vorsicht und ließ sich zur Unachtsamkeit fortreißen, so daß sein einst mit pochendem Selbstgefühl angekündigtes Bekenntnis „Wenn es sich um einen Kampf auf dem Gebiete der List handelt, dann bin ich bereit für den schlauesten Araber, den es giebt“<sup>1)</sup>, nicht mehr recht zutreffend ist.

Die Expedition hat sich in der Ausführung dessen, was in London annonciert war, so sehr vergriffen, daß man wohl die Behauptung aufstellen kann: alles, was sie wahrhaft Gutes geleistet, ist in anbetracht dessen, was sie verschuldet, so gering, wie das Weiße auf der dunklen Hautfarbe des Negers. Ihr Weg war Blut und Elend, ihr Werk Verwüstung und Barbarei, nichts hat sie erstrebt, was Befriedigung hervorrufen konnte, nichts hat sie geleistet, was mit ihrer Aufgabe im Einklang stand, und doch ist sie gepriesen und verherrlicht, wie kaum ein anderes Unternehmen. Aber der Nebel fällt; die Erkenntnis bricht durch und malt uns ein düstres Bild aus. Diese Durchquerung gehört in Wahrheit zu den schmachvollsten Thaten, die je auf dem Gebiete der Afrikaforschung vollführt sind, und „Stanley“ heißt die Anschuldigung, welche die gebildete Welt gegen die englische Nation erhebt, „Stanley“ der Vorwurf, mit dem die philanthropischen Bestrebungen besleckt sind, und wiederum „Stanley“ der Fluch, den jene Hunderte von Toten und Preisgegebenen Aquatorias gegen die civilisierte weiße Rasse Europas schleudern.

Der ganze Eindruck, den diese Persönlichkeit auf uns gemacht hat, ist ein ziemlich deprimierender; denn er war nicht sehr groß als Entdecker, noch kleiner als Forscher, am kleinsten als Mensch; mehr ein Odysseus im modernen Lichte, dessen Verjährenheit und Naivität er getreu übernommen hat, nur schade, daß der Urtext ihm die anziehende Schilderung seines Vorbildes vorbehalten hat.<sup>2)</sup> Der unglückliche Stanley! so hoch

1) Stanley II. S. 117.

2) Stanley konnte bekanntlich kein Griechisch, was aber nicht hinderte, daß er mehrere griechische Zeilen abdruckte; ebenso wie er im Anfange seines Werkes in einem Briefe an seinen deutschen Verleger eingesteht (I, S. IX), daß er von der deutschen Sprache „kein Wort verstehe“, aber am Ende desselben Werkes sich herbeiläßt, beim Vantett in Bagamojo die von Emin in deutscher Sprache gehaltene Rede als „klar, deutlich und grammatisch“ zu bezeichnen. (Stanley II. S. 409.)

gestiegen, um so tief zu fallen. Wer wird noch ferner ihn einen großen Entdecker Afrikas und nicht vielmehr des Zufalls nennen, wer wird in Zukunft noch an seine Größe glauben, wenn nicht er selbst? Wechselvolles Schicksal! Einst lichtvoll und strahlend nahm der Stern seinen Aufgang im rothigen Morgenrot verheißungsvoller Tage, aber er stieg zu schnell; denn als er die Höhe erreichte, verlor er den Glanz, und als er zum Untergang sich neigte, zogen gewitterschwangere Wolken drohend herauf und ließen ihn aus dem Gesichtskreis verschwinden, noch lange ehe der Horizont ihn aufnahm. So ist der große Stanley einst gewesen, damals als die Welt ihn in ungeschmälertem Lob erhob; aber der jetzige ist eine Karikatur alles Großen, Edlen und Schönen, eine Personifikation dessen, was die Tugend flieht. Was bleibt nun noch übrig von dem großen Afrika-Stürmer, dessen Ruf die Welt erfüllt? — nichts, was des Ruhmens wert wäre; dem ehemaligen Stanley können wir kein Grablied, dem jetzigen sein Sterbelied singen.

Wie hell hebt sich von diesem schwarzen Untergrunde die Gestalt des letzten Verteidigers Innerafrikas ab, jenes Mannes, der selbstlos sein Leben in den Dienst einer aufopfernden Humanität gestellt, der so oft geschmäht und doch nie verkannt ist. Wahrlich, sein Bild wird uns so, wie seine Thaten es in der Geschichte Buch geschrieben, auf ewig erhalten bleiben, unverzerrt von Stanley'scher Falschheit und englischem Neid, und ein treffendes Zeugnis ablegen von dem, was er geleistet, aber noch mehr von dem, was er in anderer Umgebung und mit anderen Mitteln erreicht und was er ohne das Eingreifen fremden Egoismus noch zu stande gebracht hätte. Mag die englische Nation den niedrigen Verleumder behalten; wir neiden ihn ihr nicht und sind zufrieden, den einsamen Streiter Aquatorias unser eigen nennen zu dürfen. Möge sein Wirken im Dienste seines Vaterlandes doppelt segnenbringend sein für die Nation wie für die Zivilisation, möge aber auch, und mit diesem Wunsch wollen wir schließen, die deutsche Reichsregierung erkennen, welcher Mann jetzt da draußen ihre Interessen vertritt, und möge sie ihn demgemäß ehren und vertrauen, auf daß sein Schaffen noch lange den deutsch-afrikanischen Bestrebungen zu gute komme.



Verlags-Anstalt von **Carl Manz** (Manz & Lange)  
in Hannover-Linden.

**Die Staatseinrichtungen des Deutschen Reiches und Preußens**, für jedermann übersichtlich zusammengestellt von R. Reimann. In Umschlag geheftet 1 M.  
Enthält alles, was eigentlich jeder Staatsbürger mindestens über Reich und Staat wissen mußte. **Berliner Tageblatt.**

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat es unternommen, in einer gemeinverständlichen Form die Institutionen des Reiches sowie diejenigen Preußens übersichtlich zusammenzustellen und an der Hand der Gesetze zu erläutern. Das populäre Handbuch kann allen denen bestens empfohlen werden, die unser Verfassungsleben in seinen Grundzügen kennen lernen wollen. **Post.**

**Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen** von D. Dr. Otto Mejer, Präsidenten des Königl. Landes-Konfistoriums zu Hannover.

brosch. 3 M. 60 S., elegant gebunden 4 M. 60 S.

Inhalt: Die Entwicklung der Göttinger Universitätsverfassung. — Alte Göttinger Gesellschaft. — Ehemalige Studenterverbände. — Professoren und Studenten gegenüber einer Zensurmaßregel 1792. — Göttinger Studentenwohnungen. — Aus des Reichskanzlers Studentenzeit. — Grimm, Dahlmann und die Festkleidung der Göttinger Professoren. — Ein Lebenslauf.

**Die Hohenzollern**, die Gründer des brandenburgisch-preussischen Staates und einiger Deutschlands, in ihren landesväterlichen Bestrebungen um die Wohlfahrt ihres Volkes. Dargestellt für jung und alt von W. Heinze. Mit 11 Bildnissen.  
Zweite Auflage. brosch. 1 M. 60 S., eleg. geb. 2 M. 60 S.

„Ein Büchlein, dem wir die größte Verbreitung gerade in jenen Kreisen wünschten, welche die Gaben, die ihnen die Weltgeschichte brachte, als „selbstverständlich“ hinnehmen, weil sie eben geschichtlich nicht zu denken vermögen.“ **Berliner Fremdenblatt.**

— Amtlich empfohlen von den Königl. Regierungen zu Magdeburg, Minden und Stade. —

**Allgemeine Götterlehre.** Zum Gebrauch für höhere Lehranstalten, Kunstschulen, sowie zum Selbstunterrichte von Theodor Seemann. Mit 85 Abbildungen.

brosch. 2 M. 40 S., eleg. geb. 3 M.

Meist behandeln die mythologischen Lehrbücher für Schulen nur die griechische und römische, höchstens noch die altdeutsche Götterlehre. Das vorliegende Buch giebt in gedrängter Übersicht das gesamte sichere Material über die Religion aller Völker. Gute Bilder veranschaulichen das Dargestellte. Ein Verzeichnis derselben und ein sehr sorgfältiges Register über den Inhalt bilden erwünschte Zugaben. **Deutsch. ev. Kirchenztg.**

— Amtlich empfohlen von den Königl. Regierungen zu Magdeburg und Stade. —

**Internationales Handbuch für den reisenden Kaufmann.** Praktische Winke und Rathschläge über die Rechte und Pflichten der Geschäftreisenden zur Geldersparnis im In- und Auslande von B. Ahrens. 2 M.

Inhalt: I. Kapitel: Allgemeines. Die Art des Buches. Mißgeschick unter den Reisenden. Anzahl der Reisenden und Speise. Eisenbahnen. Trinkgelber. — II. Kapitel: **Über Gasthöfe und deren Einrichtungen.** Zu wünschende Einrichtungen. Das Ideal eines Hotels. Kritik bestehender Einrichtungen. Hässliche Ansichten über Reisende. Katale Vorkommnisse in den Hotels. — III. Kapitel: **Das Hotel = Personal.** Trinkgelberkassier. Kellner. Oberkellner. Portiers. Hauswirth. Zimmermädchen. Koch. Buchhalter. Beschließerin. — IV. Kapitel: **Die Pflichten der Reisenden.** a) im Inlande. b) im Auslande (Schandinavien, Holland, Belgien, England, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, Schweiz). — V. Kapitel: **Die Rechte der Reisenden.** — Anhang: **Muster-Briefe für Reisende.** — Die wichtigsten Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts für Handlungsreisende. Von einem Rechtsanwält.

Der Inhalt zeigt die Unentbehrlichkeit des Handbuchs für jeden Geschäftreisenden, Hotelier und Kaufmann.

**Die deutschen Städte und das Jugendspiel.** Nach amtlichen Berichten der Städte bearbeitet von H. Raydt. 3 M.

Inhalt: I. Wert des Jugendspiels und ähnlicher Leibesübungen. II. Das Jugendspiel in England. III. Geschichtliches über das Jugendspiel bis zum Erlaß des preussischen Kultusministeriums vom 27. Oktober 1882. IV. Erlaß des preuss. Kultusministeriums vom 27. Oktober 1882. V. Das Jugendspiel seit dem Erlaß und die von Schenkenborff'schen Rundschreiben. VI. Die wichtigsten Antworten der Städte im Wortlaut. VII. Die übrigen Antwortschreiben. VIII. Mahnungen und Ratsschlüsse. — Anhang I. Über erzieherische Knabenbandarbeit. Von dem Landtags-Abgeordneten von Schenkenborff. Anhang II. Die Spielgeräte. Bezugsquellen und Preise derselben. Von Gymnasialdirektor Dr. Götner.

Allen denjenigen, welche sich Rats über die Jugendspiele und verwandte Leibesübungen holen wollen, kann das vorliegende Werk warm empfohlen werden. Ein Regulativ für Spielplätze, Statuten von Vereinen für Jugendspiel, Fußballregeln und ähnliches sind aus diesem Grunde mit abgedruckt worden. Ein angefügtes Sach- und Namenregister giebt jedem Gelegenheit, sich leicht in der reichhaltigen Schrift zu orientieren.

**Mehr Erziehung für die deutsche Jugend.** Ein Wort zu den Verhandlungen über die Schulreform von H. Raydt. Zweite Auflage. 60 S.

Der Verfasser geht von dem ganz richtigen Standpunkte aus, daß nur in einem gefunden Körper ein gesunder Geist wohnen kann. Er wünscht, und mit Recht, eine Reform in unserem modernen Turnwesen, legt aber auch ganz besonderen Wert auf Erlangung einer Handfertigkeit in leichtesten praktischen Arbeiten, die so manchem, wenn er die Schule verläßt, sehr abgehen. Diese Schrift ist sehr lezenswert.

Ratgeber für Gesunde und Kranke.

**Das Fußballspiel.** Seine Geschichte, Vorzüge und dessen Betriebsweise auf deutschen Spielplätzen. Von F. W. Fricke. Mit Abbildungen. kart. 50 S.

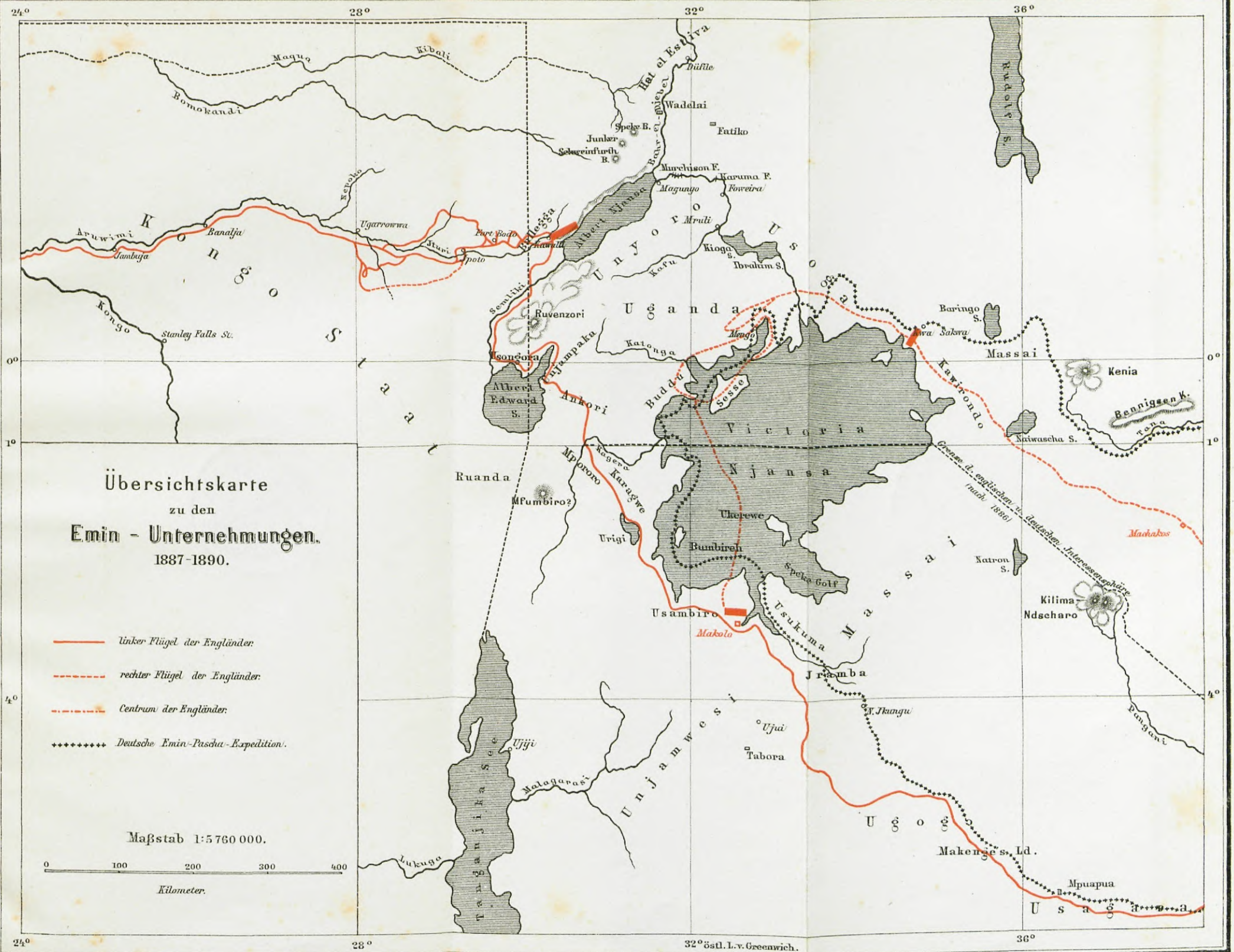
Der Verfasser behandelt die Geschichte des Fußballspiels; die Vorzüge des Fußballspiels vor anderen Spielen, Regeln des Fußballspiels, Gedanken und Winke über Fußballwettkämpfe, giebt ausführliche Satzungen für Fußballvereine und Beispiele zur Aufstellung regelmäßiger Spielberichte. Das Buch ist für alle Fußballspieler und solche, die es werden wollen, ein unentbehrliches Hilfsmittel. **Preuss. Lehrer-Zeitung.**

**Musterkatalog für Vereins-, Volks- und Schulbibliotheken,** nebst einer Anleitung zur Errichtung und Verwaltung von Bibliotheken mit Formularen, bearbeitet auf Grund des gelieferten Materials von etwa 900 Zweigvereinen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 4. Aufl. 1 M.

Der Katalog gliedert sich in: Deutsche Nationalliteratur; Ausländische Litteratur; Geschichte; Erd- und Völkerkunde; Naturkunde; Gewerbe, Industrie, Volks-, Land- und Hauswirtschaft; Verschiedenes. In der Aufzählung sind durch besondere Zeichen unterschieden: diejenigen Werke, welche, gemeinverständlich geschrieben, zugleich sich für die reifere Jugend eignen, von denen, welche ausschließlich der Jugend bestimmt sind. Im Texte ist genügender Raum gelassen, um vor den Büchertiteln die Bibliotheksnummern einzutragen, damit der „Musterkatalog“ zugleich als Katalog jeder einzelnen Bibliothek dienen könne. Es folgt eine „Anleitung zur Errichtung und Verwaltung von Vereins-, Volks- und Schulbibliotheken mit Formularen“, welche den Vorstehern namentlich neu zu errichtender Büchereien dienlich sein kann.

— Amtlich empfohlen von den Königl. Regierungen zu Magdeburg und Stade. —





Übersichtskarte  
zu den  
Emin - Unternehmungen.  
1887-1890.

- linker Flügel der Engländer.
- - - rechter Flügel der Engländer.
- · · · · Centrum der Engländer.
- · · · · Deutsche Emin-Pascha-Expedition.

Maßstab 1:5 760 000.

